This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

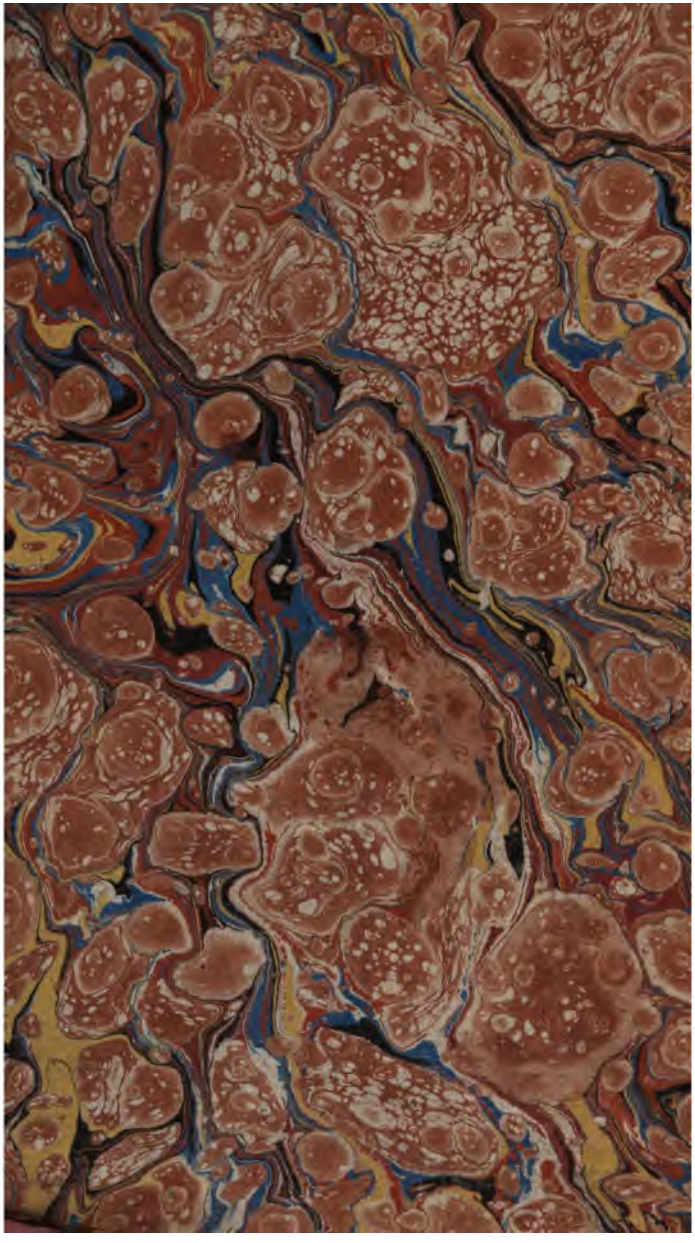
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

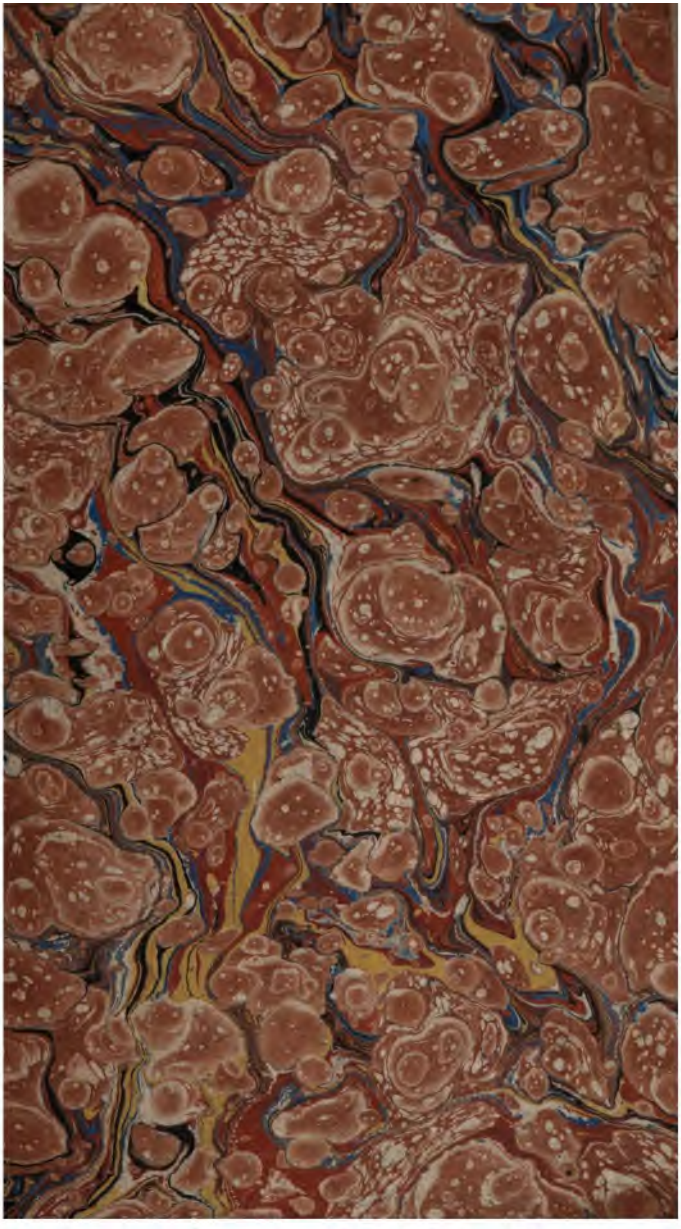
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

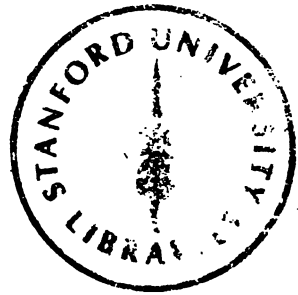
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Politik.
101.



Fuchs, Heinrich

Ansichten

des

Rheinbundes.

Briefe zweier Staatsmänner.

Zweite Ausgabe.

Göttingen, 1809.
bei Justus Friedrich Danckwerts.

„Ich getraue mir zu behaupten, daß die Verschiedenheit der Meinungen, wenn sie mit Klugheit an den Tag gelegt wird, zuweilen die schönste Huldigung ist, welche man der monarchischen Gewalt darbringen kann. Sie beweis't, daß die Freiheit, weit entfernt, sich zu verbergen, sich mit Zutrauen zeigt, und von diesem Augenblick an aufgehört hat, gefährlich zu werden."

Graf Fontanes in der Gesetzgebenden Versammlung. Allg. Zeit. 1809. S. 59.

Vorrede,

zur ersten Ausgabe.

Es scheint dem Herausgeber dieser kleinen Schrift kaum nöthig, etwas zu sagen über ihren Zweck und Sinn. Alles liegt klar vor Augen, und ist, wiewol mit Vorsicht, ohne Rückhalt gesagt.

Unverkennbar ſind die Briefe mit einem wahrhaftig deutſchen Gemüthe geſchrieben; es iſt Liebe zum gemeinſamen Vaterlande, zum deutſchen Volke, zum Guten und Schönen, was aus ihnen ſpricht. Am Herzen des Präſidenten nagt ein bitterer Schmerz; welcher Deutſche wird ihn nicht verzeihen? Hat er nicht Alles gethan, um ihn nicht laut werden zu laſſen? und iſt es ſeine Schuld, daß das Unglück der Zeit ſo ſchwer auf ihm liegt?

Ob die Briefe urſprünglich in der Abſicht geſchrieben ſind, von mehreren geleſen zu werden, als an welche ſie gerichtet wurden, oder nicht? ſcheint

eine höchſt gleichgültige Frage. Das Publicum mag entſcheiden, ob ſie des Drucks würdig waren. Der Herausgeber theilt ſie nicht ohne Kummer mit. Aber vielleicht können ſie etwas beitragen, dem gemeinſamen Vaterlande eine glücklichere Zeit zu bereiten. Wir leben in einer wunderbaren Gegenwart und ſtehen vor einer höchſt ungewiſſen Zukunft. Die Publiciſten (ſo iſt dem Herausgeber vorgekommen), die bisher ihre Stimmen haben vernehmen laſſen, ſind entweder über die Zeit ſelbſt getäuſcht oder ſie täuſchen uns, Fürſten und Volk; bei Einigen mag jenes der Fall ſeyn, bey andern iſt es wol dieſes. Sie ſuchen den Fürſten die Augen zu

verbinden, damit er den ganzen Umfang ſeiner Macht nicht ſehe; ſie ſchieben dem Volk eine Blendung vor, damit es die ganze Gefahr ſeiner Exiſtenz nicht gewahr werde. Sie deducirten Rechte, und ſetzen ſie als unbezweifelt, und bedenken nicht, daß da kein Recht ſeyn kann, wo entweder noch der Streit waltet, oder die Gewalt befiehlt. Und wollen ſie denn nicht ſehen, daß, während ſie die Rechte der Fürſten beſtimmen und die Freiheit des Volks zu ſichern ſuchen, jeder Tag die Lage der Dinge verändert, und nach ganz andern Principien verändert, als ſie aufgeſtellt haben? Sie bekämpfen ſich unter einander, und ſehen nicht, oder

wollen nicht bemerken, daß, während ſie den Sinn dunkler Wörter beſtimmen, dieſer Sinn ſich durch Thaten klar genug ausſpricht? Was ſoll die Täuſchung? Sie iſt nur da gut, wo Aufklärung vernichten würde. Wo Hoffnung iſt, wo etwas geſchehen kann durch vernünftiges Wollen, durch männliche Tugend, da iſt gut, die gefahrvolle Lage ganz zu kennen.

Die Meiſten ſcheinen nur für den Moment beſorgt, und den Blick nicht hinaus zu richten über den kleinen Kreis ihres Lebens. Das iſt unnütz. Das iſt das Gute unſerer Zeit, daß ſie uns eine Reihe Fürſten zeigt, wie

„Ich getraue mir zu behaupten, daß die Verſchiedenheit der Meinungen, wenn ſie mit Klugheit an den Tag gelegt wird, zuweilen die ſchönſte Huldigung iſt, welche man der monarchiſchen Gewalt darbringen kann. Sie beweiſ't, daß die Freiheit, weit entfernt, ſich zu verbergen, ſich mit Zutrauen zeigt, und von dieſem Augenblick an aufgehört hat, gefährlich zu werden."

Graf Fontanes in der Geſetzgebenden Verſammlung. Allg. Zeit. 1809. S. 59.

Vorrede,

zur erſten Ausgabe.

Es ſcheint dem Herausgeber dieſer kleinen Schrift kaum nöthig, etwas zu ſagen über ihren Zweck und Sinn. Alles liegt klar vor Augen, und iſt, wiewol mit Vorſicht, ohne Rückhalt geſagt.

Unverkennbar ſind die Briefe mit einem wahrhaftig deutſchen Gemüthe geſchrieben; es iſt Liebe zum gemeinſamen Vaterlande, zum deutſchen Volke, zum Guten und Schönen, was aus ihnen ſpricht. Am Herzen des Präſidenten nagt ein bitterer Schmerz; welcher Deutſche wird ihn nicht verzeihen? Hat er nicht Alles gethan, um ihn nicht laut werden zu laſſen? und iſt es ſeine Schuld, daß das Unglück der Zeit ſo ſchwer auf ihm liegt?

Ob die Briefe urſprünglich in der Abſicht geſchrieben ſind, von mehreren geleſen zu werden, als an welche ſie gerichtet wurden, oder nicht? ſcheint

eine höchſt gleichgültige Frage. Das Publicum mag entſcheiden, ob ſie des Drucks würdig waren. Der Herausgeber theilt ſie nicht ohne Kummer mit. Aber vielleicht können ſie etwas beitragen, dem gemeinſamen Vaterlande eine glücklichere Zeit zu bereiten. Wir leben in einer wunderbaren Gegenwart und ſtehen vor einer höchſt ungewiſſen Zukunft. Die Publiciſten (ſo iſt dem Herausgeber vorgekommen), die bisher ihre Stimmen haben vernehmen laſſen, ſind entweder über die Zeit ſelbſt getäuſcht oder ſie täuſchen uns, Fürſten und Volk; bei Einigen mag jenes der Fall ſeyn, bey andern iſt es wol dieſes. Sie ſuchen den Fürſten die Augen zu

verbinden, damit er den ganzen Umfang ſeiner Macht nicht ſehe; ſie ſchieben dem Volk eine Blendung vor, damit es die ganze Gefahr ſeiner Exiſtenz nicht gewahr werde. Sie deduciren Rechte, und ſetzen ſie als unbezweifelt, und bedenken nicht, daß da kein Recht ſeyn kann, wo entweder noch der Streit waltet, oder die Gewalt befiehlt. Und wollen ſie denn nicht ſehen, daß, während ſie die Rechte der Fürſten beſtimmen und die Freiheit des Volks zu ſichern ſuchen, jeder Tag die Lage der Dinge verändert, und nach ganz andern Principien verändert, als ſie aufgeſtellt haben? Sie bekämpfen ſich unter einander, und ſehen nicht, oder

wollen nicht bemerken, daß, während ſie den Sinn dunkler Wörter beſtimmen, dieſer Sinn ſich durch Thaten klar genug ausſpricht? Was ſoll die Täuſchung? Sie iſt nur da gut, wo Aufklärung vernichten würde. Wo Hoffnung iſt, wo etwas geſchehen kann durch vernünftiges Wollen, durch männliche Tugend, da iſt gut, die gefahrvolle Lage ganz zu kennen.

Die Meiſten ſcheinen nur für den Moment beſorgt, und den Blick nicht hinaus zu richten über den kleinen Kreis ihres Lebens. Das iſt unnütz. Das iſt das Gute unſerer Zeit, daß ſie uns eine Reihe Fürſten zeigt, wie

Unverkennbar ſind die Briefe mit einem wahrhaftig deutſchen Gemüthe geſchrieben; es iſt Liebe zum gemeinſamen Vaterlande, zum deutſchen Volke, zum Guten und Schönen, was aus ihnen ſpricht. Am Herzen des Präſidenten nagt ein bitterer Schmerz; welcher Deutſche wird ihn nicht verzeihen? Hat er nicht Alles gethan, um ihn nicht laut werden zu laſſen? und iſt es ſeine Schuld, daß das Unglück der Zeit ſo ſchwer auf ihm liegt?

Ob die Briefe urſprünglich in der Abſicht geſchrieben ſind, von mehreren geleſen zu werden, als an welche ſie gerichtet wurden, oder nicht? ſcheint

eine höchſt gleichgültige Frage. Das Publicum mag entſcheiden, ob ſie des Drucks würdig waren. Der Herausgeber theilt ſie nicht ohne Kummer mit. Aber vielleicht können ſie etwas beitragen, dem gemeinſamen Vaterlande eine glücklichere Zeit zu bereiten. Wir leben in einer wunderbaren Gegenwart und ſtehen vor einer höchſt ungewiſſen Zukunft. Die Publiciſten (ſo iſt dem Herausgeber vorgekommen), die bisher ihre Stimmen haben vernehmen laſſen, ſind entweder über die Zeit ſelbſt getäuſcht oder ſie täuſchen uns, Fürſten und Volk; bei Einigen mag jenes der Fall ſeyn, bey andern iſt es wol dieſes. Sie ſuchen den Fürſten die Augen zu

verbinden, damit er den ganzen Umfang ſeiner Macht nicht ſehe; ſie ſchieben dem Volk eine Blendung vor, damit es die ganze Gefahr ſeiner Exiſtenz nicht gewahr werde. Sie deduciren Rechte, und ſetzen ſie als unbezweifelt, und bedenken nicht, daß da kein Recht ſeyn kann, wo entweder noch der Streit waltet, oder die Gewalt befiehlt. Und wollen ſie denn nicht ſehen, daß, während ſie die Rechte der Fürſten beſtimmen und die Freiheit des Volks zu ſichern ſuchen, jeder Tag die Lage der Dinge verändert, und nach ganz andern Principien verändert, als ſie aufgeſtellt haben? Sie bekämpfen ſich unter einander, und ſehen nicht, oder

wollen nicht bemerken, daß, während ſie den Sinn dunkler Wörter beſtimmen, dieſer Sinn ſich durch Thaten klar genug ausſpricht? Was ſoll die Täuſchung? Sie iſt nur da gut, wo Aufklärung vernichten würde. Wo Hoffnung iſt, wo etwas geſchehen kann durch vernünftiges Wollen, durch männliche Tugend, da iſt gut, die gefahrvolle Lage ganz zu kennen.

Die Meiſten ſcheinen nur für den Moment beſorgt, und den Blick nicht hinaus zu richten über den kleinen Kreis ihres Lebens. Das iſt unnütz. Das iſt das Gute unſerer Zeit, daß ſie uns eine Reihe Fürſten zeigt, wie

Unverkennbar ſind die Briefe mit einem wahrhaftig deutſchen Gemüthe geſchrieben; es iſt Liebe zum gemeinſamen Vaterlande, zum deutſchen Volke, zum Guten und Schönen, was aus ihnen ſpricht. Am Herzen des Präſidenten nagt ein bitterer Schmerz; welcher Deutſche wird ihn nicht verzeihen? Hat er nicht Alles gethan, um ihn nicht laut werden zu laſſen? und iſt es ſeine Schuld, daß das Unglück der Zeit ſo ſchwer auf ihm liegt?

Ob die Briefe urſprünglich in der Abſicht geſchrieben ſind, von mehreren geleſen zu werden, als an welche ſie gerichtet wurden, oder nicht? ſcheint

eine höchſt gleichgültige Frage. Das Publicum mag entſcheiden, ob ſie des Drucks würdig waren. Der Herausgeber theilt ſie nicht ohne Kummer mit. Aber vielleicht können ſie etwas beitragen, dem gemeinſamen Vaterlande eine glücklichere Zeit zu bereiten. Wir leben in einer wunderbaren Gegenwart und ſtehen vor einer höchſt ungewiſſen Zukunft. Die Publiciſten (ſo iſt dem Herausgeber vorgekommen), die bisher ihre Stimmen haben vernehmen laſſen, ſind entweder über die Zeit ſelbſt getäuſcht oder ſie täuſchen uns, Fürſten und Volk; bei Einigen mag jenes der Fall ſeyn, bey andern iſt es wol dieſes. Sie ſuchen den Fürſten die Augen zu

verbinden, damit er den ganzen Umfang ſeiner Macht nicht ſehe; ſie ſchieben dem Volk eine Blendung vor, damit es die ganze Gefahr ſeiner Exiſtenz nicht gewahr werde. Sie deduciren Rechte, und ſetzen ſie als unbezweifelt, und bedenken nicht, daß da kein Recht ſeyn kann, wo entweder noch der Streit waltet, oder die Gewalt befiehlt. Und wollen ſie denn nicht ſehen, daß, während ſie die Rechte der Fürſten beſtimmen und die Freiheit des Volks zu ſichern ſuchen, jeder Tag die Lage der Dinge verändert, und nach ganz andern Principien verändert, als ſie aufgeſtellt haben? Sie bekämpfen ſich unter einander, und ſehen nicht, oder

wollen nicht bemerken, daß, während ſie den Sinn dunkler Wörter beſtimmen, dieſer Sinn ſich durch Thaten klar genug ausſpricht? Was ſoll die Täuſchung? Sie iſt nur da gut, wo Aufklärung vernichten würde. Wo Hoffnung iſt, wo etwas geſchehen kann durch vernünftiges Wollen, durch männliche Tugend, da iſt gut, die gefahrvolle Lage ganz zu kennen.

Die Meiſten ſcheinen nur für den Moment beſorgt, und den Blick nicht hinaus zu richten über den kleinen Kreis ihres Lebens. Das iſt unnütz. Das iſt das Gute unſerer Zeit, daß ſie uns eine Reihe Fürſten zeigt, wie

ſelten eine andere — Alle groß oder gut. In der Zeit Napoleon's, aller großen Fürſten größten, unter Deutſchlands guten, Kenntnißreichen Beherrſchern iſt nichts zu fürchten. Sie Alle haben große Erfahrungen gemacht; ſie kennen den Zweck des Staats; wiſſen, was der Fürſt ſeyn ſoll, was das Volk iſt und vermag. Sie Alle haben Sinn für die Würde der Menſchheit, für Freiheit und Vaterland, Recht und Geſetz. Was von den jetzo lebenden deutſchen Fürſten geſchieht, das geſchieht zuverläſſig für das Wohl ihres Volks und Landes. Und wenn auch hin und wieder etwas unternommen würde, deſſen Vortreff-

lichkeit ein Privatmann nicht einzuſehen vermöchte, ſo wird ſich ein jeder beſcheiden, daß er den ganzen Umfang der Verhältniſſe nicht überſieht; daher wird er nicht tadeln, was er nicht verſteht. Aber ſo gern man ſolchen guten Fürſten jede Gewalt zugeſtehen mag, ſo wenig kann der denkende Bürger wünſchen, daß ſie dieſe Gewalt auf ihre Nachfolger vererben ohne ihre Herrſchertugend. Ueberhaupt: des Einzelnen Leben iſt kurz, aber die Geſchlechter reihen ſich an einander; Sich kann der Menſch vergeſſen, aber die Zukunft darf er, ſeiner Nachkommen wegen, nicht aufgeben. Gebohrene Sclaven mögen gedankenlos

ihre elende Existenz auf unglückliche Kinder übertragen, und im physischen Genusse den Druck des Augenblicks, der Folgen uneingedenk, vergessen; aber der denkende Mann, der Herr seiner selbst ist, und Freiheit in sich fühlt und Tugend, kann keine Nachkommen wollen, wenn er, nach menschlicher Einsicht, für sie kein Heil und Glück hoffen darf. Jeder Mensch daher, dem noch irgend ein Gefühl in der Brust lebt, der noch etwas Höheres kennt, als Freuden des Augenblicks, der an die Menschheit glaubt, und von den kommenden Geschlechtern (sie nach sich beurtheilend) die Meinung hegt, daß ihnen nicht

jedes Leben genügen wird, muß durch ſein Thun in der Gegenwart die Zukunft zu beſtimmen ſuchen.

Alle, die ſich über die neue Ordnung der Dinge in unſerm gemeinſamen Vaterlande haben vernehmen laſſen, haben ſich, ſo ſcheint es dem Herausgeber, mehr oder minder auf die Gegenwart beſchränkt; ſie haben die Urkunde des Rheiniſchen Bundes theils nach den früher beſtandenen Verhältniſſen beurtheilt, theils nach allgemeinen Principien, angewandt auf den Augenblick. Aber jene Verhältniſſe waren gerade durch dieſe Urkunde gänzlich aufgelöſet; und die Anwen-

dung allgemeiner Grundſätze auf den Moment iſt von weniger Bedeutung. Geſetzt: man erhielte damit, daß die gegenwärtigen deutſchen Fürſten ſich nach dieſen Grundſätzen richteten, was wäre gewonnen? Wenn dieſes Verfahren aus der Urkunde gerechtfertigt würde, und alſo die Urkunde als die Begründung des Verfahrens ſtehen bliebe, ſo wäre nichts gewonnen. Es wären vorübergehende Wohlthaten, was wir erhielten, die an dem Leben einzelner Männer hingen. Es kommt nicht darauf an, was man für den Augenblick aus der Urkunde macht; ſondern darauf kommt es an, was man in der Zukunft

daraus machen wird. Um dieſes aber zu beſtimmen, muß ihr Sinn ausgemittelt werden nach der menſchlichen Natur, und dem Weſen des Staats, bezogen auf die Umſtände, unter welchen die Urkunde entſtand. Meinungen ändern ſich, Formen verfallen, aber des Menſchen Natur bleibt dieſelbe, und das Weſen des Staats iſt ewig.

Eine ſolche Anſicht der Dinge ſtellt dieſe kleine Schrift dar. Sie iſt eine individuelle Meinung, und will nichts mehr enthalten; es iſt Eine Stimme (oder zwei) aus dem deutſchen Volke; nichts anders. Indem

der Herausgeber sie bekannt macht, kann er nicht umhin zu wünschen, daß sie von vielen deutschen Männern gelesen und geprüft werden möge, und es wird ihm Freude machen, wenn er fremde Meinungen darüber erfähre. Wenn der Publicisten einmal mit einem harten Ausdrucke gedacht ist, so werden sie sich hoffentlich dadurch nicht reizen und nicht von ruhiger Prüfung abhalten lassen. Wie der Freund zum Freunde gesprochen hat; so sind die Briefe mitgetheilt; wer wägt da so genau jedes Wort? Wie sie aus vollem Herzen geschrieben sind, so möge man sie mit einem Herzen aufnehmen, voll Liebe für Vater-

land und Gemeinwohl. In dieſer Liebe möge man Alles vergeſſen, und der Wahrheit die Ehre geben, die ihr gebührt. Keiner wünſcht herzlicher, als der Herausgeber, daß der aufgeſtellten Anſicht andere entgegengeſetzt werden mögen, durch welche ſie als falſch und ſchlecht erſcheint. Es iſt ihm und den Verfaſſern der Briefe, nicht um Meinungen, zu thun, ſondern um das Vaterland. Es wird zu ihrer Beruhigung und vielleicht zur Beruhigung vieler Menſchen gereichen, wenn man ihnen zeigt, daß ſie nicht Wahrheit gegeben, ſondern ein Product allzuängſtlicher Beſorgniß. Warum ſollten ſie ſich ſchämen? In Zeiten, in welchen Einiges

zu erlangen, und Alles zu verlieren iſt, hat ein jeder das Recht, die Meinung zu äuſſern, die er in tiefſter Seele für wahr hält, und er hat die Pflicht, ſie nicht zu unterdrücken, wenn man ſie hören will. Und das iſt das Lobwürdige in unſern Tagen, daß man ſich ausſprechen darf; daß die Fürſten der Wahrheit nicht ihr Ohr verſchlieſſen; daß ſie, belehrt durch die Erfahrung aller Zeiten, nicht wähnen; durch Feuer, durch Schwerdt zu vermögen — welches im alten Rom deſpotiſche Kaiſer gewähnt — vocem populi Rom. et conſcientiam generis humani abolere. Und in der That, das Schreiben könnte man uns leicht unterſagen; ſchwerer aber das

Reden des Freundes zum Freunde, zum Bekannten, ins Unendliche; Und welche Gewalt vermag uns das Wiſſen, das Denken zu entreiſſen? Auf die Nachwelt kommt die Gegenwart doch, und wird von ihr gerichtet. Sie hat eine Gegenwart wieder, und unſere, wie ihre Vergangenheit lebt in der Geſchichte; wenn unſere Zeit ſtumm dazwiſchen läge, ſo würde die Veränderung Sprache genug ſeyn. Ueberhaupt reden die Steine, wenn die Menſchen ſchweigen.

Wie viele andere Schriften, ſo mag auch dieſe unbeachtet untergehen, wenn, wie der Herausgeber wünſcht, unbedeutend oder falſch iſt, was ſie

enthält. Sollte ſich aber finden, daß ſie Wahrheiten ausſpricht, der Beherzigung werth, — wer kann es alsdann dem Herausgeber verargen, wenn er wünſcht, daß ſie auch in die Hände ſolcher Männer kommen möge, die durch Rath oder Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen? — in die Hände deutſcher Fürſten und ihrer Räthe? —

Was die Form betrifft, in welcher die Gedanken gegeben werden, ſo iſt ſie nicht deßwegen beibehalten, um Unform oder Weitſchweifigkeit damit zu entſchuldigen. Wer die Briefe aufmerkſam lieſet, der wird hoffentlich geſtehen, daß es leicht geweſen wäre, dieſe Gedanken

her-

herauszuziehen; und ſchwerlich wird ſich einer über Weitläuftigkeit beklagen. Zwiſchen dem zweiten und dritten Briefe, beide vom Präſidenten M., fehlt einer des Hofraths B., abſichtlich, weil in ihm die Rede nicht fortging, und weil der Inhalt, ſo weit es nöthig iſt, aus dem Anfange des dritten Briefes erkannt werden mag. Die Briefform iſt beibehalten — warum ſollte es nicht geſagt werden? um den Inhalt auch ſolchen Leſern zugänglich zu machen, die ſich ſonſt um Schriften dieſer Art nicht leicht zu bekümmern pflegen, und auch deßwegen, weil man über die Ereigniſſe der Zeit am beſten ſeine Anſichten dem Briefe anvertrauen kann.

Daß der eine dieſer Staatsmänner, mit welchen das Publikum hier bekannt gemacht wird, Unterthan eines ſouverainen, der andere Unterthan eines mediatiſirten Fürſten iſt, braucht nicht bemerkt zu werden.

Im Uebrigen hat der Herausgeber nichts hinzuzufügen, als nur noch das Eine: der Menſchen und Völker Schickſal ruhet in der Götter Hand; ſie vertheilen Glück und Unglück; aber das haben ſie uns überlaſſen, im Unglücke wie im Glück gleich ehrwürdig zu ſeyn. Wenn ein Volk Freiheit und Unabhängigkeit verlohren hat, ſo iſt ſchwer zu entſcheiden, wie viel ihm ſelbſt zur Laſt

fällt; aber eigene Schuld iſt es, wenn es den Zuſtand, den es nicht zu vermeiden gewußt hat, nicht ſo zu ertragen weiß, daß es der Mit- und Nachwelt Achtung verdient. Numantia, Saguntum — wer möchte nicht lieber in dieſen Städten mitbeſiegt ſeyn, als ſie miterobert haben? Uns iſt ein anderes Loos gefallen; wir überleben. Uns geziemt, die Gegenwart zu ertragen und die Zukunft zu erwarten, nicht mit verbundenen Augen oder künſtlicher Täuſchung, nicht mit leichtfertigem Sinn oder nichtswürdiger Gleichgültigkeit, nicht durch weibiſches Verzagen oder kindiſche Spielerei, nicht durch hohle Sentiments oder große, aber bedeutungsloſe, Worte,

ſondern durch Ruhe, Gleichmuth, Faſſung, Beſonnenheit, und jene Stimmung der Seele, die, ſo lange Alles unſicher iſt, Alles erwartet, und darum nichts fürchtet. Das iſt gut, und ehrt vor Welt und Nachwelt. Durch männliches Thun haben unſere Väter Ruhm erlangt, durch männliches Dulden werden wir die Schande mindern.

Der Herausgeber.

(Geſchrieben im Anfange des März 1808.)

Ansichten

des

Rheinbundes.

Est aliquid in nostris consiliis, licetque inter abruptam contumaciam et deforme obsequium pergere iter ambitione et periculis vacuum.

Tacitus.

1.

Hofrath B. an den Präſidenten M.

(Im Jänner 1807.)

Länger kann ich mich nicht halten; ich muß Ihnen mein Herz ausſchütten, muß Ihnen ſchreiben über die Angelegenheit, die jedem guten Deutſchen in dieſem Augenblicke die wichtigſte iſt. Ich wollte es ſchon vor mehreren Wochen; die ruhige Beſonnenheit, mit welcher Sie immer über den Händeln der Nationen geſtanden; der klare Blick, mit dem Sie das Schickſal der Völker angeſchauet, und der ungetrübt geblieben iſt in den grauenvollen

Stürmen der Zeit; die vielfache Erfahrung, die ſie erworben haben aus der Betrachtung der Geſchichte aller Zeiten, der Sitten, des Geiſtes, der Verfaſſungen, der Verhältniſſe der Völker, und durch eine vieljährige Beſchäftigung mit den wichtigſten Angelegenheiten der Nationen — Alles dieſes macht mich gewiß, daß ich von Ihnen ein gewichtiges Wort hören werde über unſere Gegenwart, und unſere Zukunft. Aber die vielfachen, täglich wechſelnden Geſchäfte, die meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen; der Drang der Umſtände, die Ungewißheit der Zeit ſo lange der Norden von Deutſchland noch ſo furchtbar daſtand, haben mich verhindert. Die letzten unerhörten Ereigniſſe geben uns die Gewißheit, daß die neue Verbindung der ſüddeutſchen Fürſten mit Frankreich nicht zu den Erſcheinungen gehören wird, die Wirkungslos vorüber gehen,

zu den Begebenheiten, wie wir ſo viele geſehen haben, von welchen der kommende Tag jegliche Spur verwiſcht. Ganz Deutſchland wird, freiwillig oder gezwungen, ſich dem Bunde anſchlieſſen, und der Rhein, der ihm den Nahmen gegeben hat, wird den kleinſten Theil der Länder grüßen, die er umfaßt. Meine Bruſt iſt voll; voll von Liebe und Hoffnung; voll von Glauben und Zuverſicht. Die Vergangenheit liegt hinter mir, in einem dicken Dunkel; die Gegenwart drängt mit mannichfaltiger Verwirrung, aber mein Herz ſchlägt der Zukunft, in welcher ich lebe, freudig und fröhlich.

Erlauben Sie, daß ich mir Glück wünſchen darf wegen unſerer Näherung. Wir ſind Freunde geweſen, als wir Unterthanen verſchiedener Fürſten waren; was ſollten wir jetzo nicht, da wir Einem

angehören! Und was hätte ich mehr wünschen können, als diese Vereinigung unserer Länder? Habe ich denn nicht Hoffnung, mit Ihnen zusammen zu leben, zu arbeiten? mit Ihnen gemeinsam etwas zu thun für das Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes? Es ist wahr: Ihr Fürst hat die Reichsunmittelbarkeit verlohren, und ist, gewissermaßen, dem meinigen unterworfen; ich weiß nicht, ob er groß genug denkt, der Wohlfahrt seines Volks von seinen persönlichen Rechten, die doch im Grunde nur Worte waren, etwas aufzuopfern; aber Sie denken gewiß groß genug, um über Deutschland's Heil und Rettung die kleinen Unbequemlichkeiten, und, wenn Sie wollen, Verletzungen zu vergessen, durch welche jene nur zu erkaufen sind. Ueber das Ganze muß das Einzelne nicht beachtet werden; und kann nicht beachtet werden. Schonen soll man

es, weil das Ganze nur in dem Einzelnen besteht; aber über dem Bestreben, die Tonne zu retten, soll man nicht das Schiff versinken lassen.

Die alte deutsche Verfassung war für die Zeit der Vergangenheit vortrefflich; sie hat uns viel Gutes und Herrliches verschafft, und eine so vielseitige Ausbildung des Geistes möglich gemacht, wie kein Volk der Erde je erhalten hat. Welchen Zweig menschlicher Kenntnisse, Wissenschaft und Bestrebung man auch betrachten mag, er ist in Deutschland auf so mannigfaltige Art gepflegt und gewartet, und hat so vielfache Blüthen und Früchte getragen, daß die Nachwelt erstaunen wird, wenn einmal die deutsche Geschichte im Ueberblicke von ihr betrachtet werden kann, wie von uns die Geschichte Rom's und Griechenlands. Aber über die allseitige Aus-

ſondern durch Ruhe, Gleichmuth, Faſſung, Beſonnenheit, und jene Stimmung der Seele, die, ſo lange Alles unſicher iſt, Alles erwartet, und darum nichts fürchtet. Das iſt gut, und ehrt vor Welt und Nachwelt. Durch männliches Thun haben unſere Väter Ruhm erlangt, durch männliches Dulden werden wir die Schande mindern.

Der Herausgeber.

(Geſchrieben im Anfange des März 1808.)

Anſichten

des

Rheinbundes.

Eſt aliquid in noſtris conſiliis, licetque inter abruptam contumaciam et deforme obſequium pergere iter ambitione et periculis vacuum.

Tacitus.

1.

Hofrath B. an den Präſidenten M.

(Im Jänner 1807.)

Länger kann ich mich nicht halten; ich muß Ihnen mein Herz ausſchütten, muß Ihnen ſchreiben über die Angelegenheit, die jedem guten Deutſchen in dieſem Augenblicke die wichtigſte iſt. Ich wollte es ſchon vor mehreren Wochen; die ruhige Beſonnenheit, mit welcher Sie immer über den Händeln der Nationen geſtanden; der klare Blick, mit dem Sie das Schickſal der Völker angeſchauet, und der ungetrübt geblieben iſt in den grauenvollen

Stürmen der Zeit; die vielfache Erfahrung, die ſie erworben haben aus der Betrachtung der Geſchichte aller Zeiten, der Sitten, des Geiſtes, der Verfaſſungen, der Verhältniſſe der Völker, und durch eine vielsjährige Beſchäftigung mit den wichtigſten Angelegenheiten der Nationen — Alles dieſes macht mich gewiß, daß ich von Ihnen ein gewichtiges Wort hören werde über unſere Gegenwart, und unſere Zukunft. Aber die vielfachen, täglich wechſelnden Geſchäfte, die meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen; der Drang der Umſtände, die Ungewißheit der Zeit ſo lange der Norden von Deutſchland noch ſo furchtbar daſtand, haben mich verhindert. Die letzten unerhörten Ereigniſſe geben uns die Gewißheit, daß die neue Verbindung der ſüddeutſchen Fürſten mit Frankreich nicht zu den Erſcheinungen gehören wird, die Wirkungslos vorüber gehen,

zu den Begebenheiten, wie wir ſo viele geſehen haben, von welchen der kommende Tag jegliche Spur verwiſcht. Ganz Deutſchland wird, freiwillig oder gezwungen, ſich dem Bunde anſchlieſſen, und der Rhein, der ihm den Nahmen gegeben hat, wird den kleinſten Theil der Länder grüßen, die er umfaßt. Meine Bruſt iſt voll; voll von Liebe und Hoffnung; voll von Glauben und Zuverſicht. Die Vergangenheit liegt hinter mir, in einem dicken Dunkel; die Gegenwart drängt mit mannichfaltiger Verwirrung, aber mein Herz ſchlägt der Zukunft, in welcher ich lebe, freudig und fröhlich.

Erlauben Sie, daß ich mir Glück wünſchen darf wegen unſerer Näherung. Wir ſind Freunde geweſen, als wir Unterthanen verſchiedener Fürſten waren; was ſollten wir itzo nicht, da wir Einem

angehören! Und was hätte ich mehr wünschen können, als diese Vereinigung unserer Länder? Habe ich denn nicht Hoffnung, mit Ihnen zusammen zu leben, zu arbeiten? mit Ihnen gemeinsam etwas zu thun für das Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes? Es ist wahr: Ihr Fürst hat die Reichsunmittelbarkeit verlohren, und ist, gewissermaßen, dem meinigen unterworfen; ich weiß nicht, ob er groß genug denkt, der Wohlfahrt seines Volks von seinen persönlichen Rechten, die doch im Grunde nur Worte waren, etwas aufzuopfern; aber Sie denken gewiß groß genug, um über Deutschland's Heil und Rettung die kleinen Unbequemlichkeiten, und, wenn Sie wollen, Verletzungen zu vergessen, durch welche jene nur zu erkaufen sind. Ueber das Ganze muß das Einzelne nicht beachtet werden; und kann nicht beachtet werden. Schonen soll man

es, weil das Ganze nur in dem Einzelnen besteht; aber über dem Bestreben, die Tonne zu retten, soll man nicht das Schiff versinken lassen.

Die alte deutsche Verfassung war für die Zeit der Vergangenheit vortrefflich; sie hat uns viel Gutes und Herrliches verschafft, und eine so vielseitige Ausbildung des Geistes möglich gemacht, wie kein Volk der Erde je erhalten hat. Welchen Zweig menschlicher Kenntnisse, Wissenschaft und Bestrebung man auch betrachten mag, er ist in Deutschland auf so mannigfaltige Art gepflegt und gewartet, und hat so vielfache Blüthen und Früchte getragen, daß die Nachwelt erstaunen wird, wenn einmal die deutsche Geschichte im Ueberblicke von ihr betrachtet werden kann, wie von uns die Geschichte Rom's und Griechenlands. Aber über die allseitige Aus-

2.

Hofrath B. an den Präſidenten M.

(Im Jänner 1807.)

Länger kann ich mich nicht halten; ich muß Ihnen mein Herz ausſchütten, muß Ihnen ſchreiben über die Angelegenheit, die jedem guten Deutſchen in dieſem Augenblicke die wichtigſte iſt. Ich wollte es ſchon vor mehreren Wochen; die ruhige Beſonnenheit, mit welcher Sie immer über den Händeln der Nationen geſtanden; der klare Blick, mit dem Sie das Schickſal der Völker angeſchauet, und der ungetrübt geblieben iſt in den grauenvollen

Stürmen der Zeit; die vielfache Erfahrung, die ſie erworben haben aus der Betrachtung der Geſchichte aller Zeiten, der Sitten, des Geiſtes, der Verfaſſungen, der Verhältniſſe der Völker, und durch eine vielsjährige Beſchäftigung mit den wichtigſten Angelegenheiten der Nationen — Alles dieſes macht mich gewiß, daß ich von Ihnen ein gewichtiges Wort hören werde über unſere Gegenwart, und unſere Zukunft. Aber die vielfachen, täglich wechſelnden Geſchäfte, die meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen; der Drang der Umſtände, die Ungewißheit der Zeit ſo lange der Norden von Deutſchland noch ſo furchtbar daſtand, haben mich verhindert. Die letzten unerhörten Ereigniſſe geben uns die Gewißheit, daß die neue Verbindung der ſüddeutſchen Fürſten mit Frankreich nicht zu den Erſcheinungen gehören wird, die Wirkungslos vorüber gehen,

zu den Begebenheiten, wie wir ſo viele geſehen haben, von welchen der kommende Tag jegliche Spur verwiſcht. Ganz Deutſchland wird, freiwillig oder gezwungen, ſich dem Bunde anſchlieſſen, und der Rhein, der ihm den Nahmen gegeben hat, wird den kleinſten Theil der Länder grüßen, die er umfaßt. Meine Bruſt iſt voll; voll von Liebe und Hoffnung; voll von Glauben und Zuverſicht. Die Vergangenheit liegt hinter mir, in einem dicken Dunkel; die Gegenwart drängt mit mannichfaltiger Verwirrung, aber mein Herz ſchlägt der Zukunft, in welcher ich lebe, freudig und fröhlich.

Erlauben Sie, daß ich mir Glück wünſchen darf wegen unſerer Näherung. Wir ſind Freunde geweſen, als wir Unterthanen verſchiedener Fürſten waren; was ſollten wir jetzo nicht, da wir Einem

angehören! Und was hätte ich mehr wünschen können, als diese Vereinigung unserer Länder? Habe ich denn nicht Hoffnung, mit Ihnen zusammen zu leben, zu arbeiten? mit Ihnen gemeinsam etwas zu thun für das Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes? Es ist wahr: Ihr Fürst hat die Reichsunmittelbarkeit verlohren, und ist, gewissermaßen, dem meinigen unterworfen; ich weiß nicht, ob er groß genug denkt, der Wohlfahrt seines Volks von seinen persönlichen Rechten, die doch im Grunde nur Worte waren, etwas aufzuopfern; aber Sie denken gewiß groß genug, um über Deutschland's Heil und Rettung die kleinen Unbequemlichkeiten, und, wenn Sie wollen, Verletzungen zu vergessen, durch welche jene nur zu erkaufen sind. Ueber das Ganze muß das Einzelne nicht beachtet werden; und kann nicht beachtet werden. Schonen soll man

es, weil das Ganze nur in dem Einzelnen beſteht; aber über dem Beſtreben, die Tonne zu retten, ſoll man nicht das Schiff verſinken laſſen.

Die alte deutſche Verfaſſung war für die Zeit der Vergangenheit vortrefflich; ſie hat uns viel Gutes und Herrliches verſchafft, und eine ſo vielſeitige Ausbildung des Geiſtes möglich gemacht, wie kein Volk der Erde je erhalten hat. Welchen Zweig menſchlicher Kenntniſſe, Wiſſenſchaft und Beſtrebung man auch betrachten mag, er iſt in Deutſchland auf ſo mannigfaltige Art gepflegt und gewartet, und hat ſo vielfache Blüthen und Früchte getragen, daß die Nachwelt erſtaunen wird, wenn einmal die deutſche Geſchichte im Ueberblicke von ihr betrachtet werden kann, wie von uns die Geſchichte Rom's und Griechenlands. Aber über die allſeitige Aus-

angehören! Und was hätte ich mehr wünschen können, als diese Vereinigung unserer Länder? Habe ich denn nicht Hoffnung, mit Ihnen zusammen zu leben, zu arbeiten? mit Ihnen gemeinsam etwas zu thun für das Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes? Es ist wahr: Ihr Fürst hat die Reichsunmittelbarkeit verlohren, und ist, gewissermaßen, dem meinigen unterworfen; ich weiß nicht, ob er groß genug denkt, der Wohlfahrt seines Volks von seinen persönlichen Rechten, die doch im Grunde nur Worte waren, etwas aufzuopfern; aber Sie denken gewiß groß genug, um über Deutschland's Heil und Rettung die kleinen Unbequemlichkeiten, und, wenn Sie wollen, Verletzungen zu vergessen, durch welche jene nur zu erkaufen sind. Ueber das Ganze muß das Einzelne nicht beachtet werden; und kann nicht beachtet werden. Schonen soll man

es, weil das Ganze nur in dem Einzelnen besteht; aber über dem Bestreben, die Tonne zu retten, soll man nicht das Schiff versinken lassen.

Die alte deutsche Verfassung war für die Zeit der Vergangenheit vortrefflich; sie hat uns viel Gutes und Herrliches verschafft, und eine so vielseitige Ausbildung des Geistes möglich gemacht, wie kein Volk der Erde je erhalten hat. Welchen Zweig menschlicher Kenntnisse, Wissenschaft und Bestrebung man auch betrachten mag, er ist in Deutschland auf so mannigfaltige Art gepflegt und gewartet, und hat so vielfache Blüthen und Früchte getragen, daß die Nachwelt erstaunen wird, wenn einmal die deutsche Geschichte im Ueberblicke von ihr betrachtet werden kann, wie von uns die Geschichte Rom's und Griechenlands. Aber über die allseitige Aus-

bildung im Ganzen waren die Deutschen höchst einseitig geblieben im Einzelnen. Für ein Volk scheint es mir nothwendig, daß es sich abschließt gegen Fremde; aber im Volke darf ein solches Abmarken nicht Statt finden. Wir hatten aufgehört, Deutsche zu seyn, weil wir uns zersplitterten, und Baiern, Hannoveraner, Sachsen seyn wollten. Die deutsche Kraft war in die Glieder des Körpers untergegangen, weil es an der Seele fehlte, die sie verband, der sie gehorchten. Die Eifersucht der Theile gegen einander war größer, als die Aufmerksamkeit gegen Fremde; die Völkerschaften der Deutschen fürchteten mehr sich unter einander etwas zu vergeben, als die Unabhängigkeit Deutschlands an den Nachbarn zu verlieren. So wurde der Sinn für Deutschheit verlohren, und lebte nur noch in Worten und Büchern; aller National-

ſtolz ging unter in Stadt- und Fürſten-Eiferſucht. Darauf ſchloß ſich der Einzelne in ſich ſelbſt ein, wie ſein Ländchen ſich aus dem Ganzen heraus eingeſchloſſen hatte. Wie die Provinzen den Sinn für das Land, ſo verlohr der Einzelne den Sinn für die Provinz. Der Fürſt blieb (in bürgerlicher Rückſicht) nicht mehr die Seele eines organiſchen Körpers, ſondern er wurde der Beweger einer Marionette. Da war die Gleichgültigkeit für ein gemeines Weſen, welches nur noch dem Nahmen nach exiſtirte, allgemein; man kannte kein größeres Glück als die Ruhe des Schlafs. Der Deutſche war fremd geworden in Deutſchland; er wurde fremd in ſeiner Provinz, in ſeiner Vaterſtadt; er hatte keinen Fürſten und kein Vaterland; für dieſes hielt er den Boden, worauf er wandelte (da Gottes Erde und Sonne doch überall iſt), und unter jenem

dachte er ſich den Einnehmer ſeines Geldes. Alle Kraft ging unter, im Leſen und Schreiben, im Denken über Gott und Welt. Das andere war zu klein und nichtig. Wenige richteten ihren Blick hinaus auf das, was Noth war! Beſonders wurde die Kraft der deutſchen Jugend auf eine ſchauderhafte Weiſe vergeudet: mit dem Kinde wurde geſpielt, der Knabe lernte Alles kennen, nur nicht deutſchen Sinn und deutſche Würde, er lernte Alles üben, nur nicht die Kraft für Vertheidigung und Rettung; Alles lieben, nur nicht das Vaterland! So wurde der Jüngling, der ſich nach Griechenland flüchtete, oder Italien, oder, wenn es hoch kam, in der Deutſchen Vorzeit, die ihn für die unſrige nicht gewann, weil es nicht ihre Geſchichte war, die er lernte, und weil er daher keinen Punct hatte, in welchem ſie ſich berührten. Es iſt zum

Erbarmen, wenn ich bedenke, wie kalt und herzlos unſere Jünglinge den Ereigniſſen der Zeit zuſahen, wie ſie ſo ganz und gar keinen Sinn hatten für das, welches wir waren, oder ſeyn konnten und ſeyn ſollten; und wie ſie meinten wohl gelebt zu haben, wenn ſie die Werke der Kunſt zu preiſen wußten (wie Viele haben geſchafft?), Schauſpiele und Bilder. Daher das unerhörte Elend, die vielfachen Uebel, die Deutſchland ſeit einer Reihe von Jahren erlitten hat; daher endlich ſeine gänzliche Auflöſung *).

---

*) Schon Uz:

O, unſerer Schande Quell, Erziehung deutſcher Jugend,
Wer pflanzt in ihre Bruſt Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland!

Uz, Klopſtock, Ihr andern deutſchen

Die Acte des Rheinischen Bundes scheint mir in einem hohen Sinn entworfen, ganz des großen Mannes würdig, unter Dessen Augen, in Dessen Kabinette wahrscheinlich, sie entworfen wurde. Was unter verschiedenen Staaten, die neben einander bestehen, nicht möglich ist, das macht sie für Deutschland möglich. Für die äussere Sicherheit, das Erste, wornach ein gemeines Wesen streben muß, ist gesorgt. Der große Beschützer bürgt dafür, daß die Verbundenen unbeleidigt bleiben werden. Denn welche auswärtige Macht könnte unklug genug seyn, das vereinigte Frankreich und Deutschland

---

Sänger, Ihr habt umsonst gesungen! Das Vaterland ist gesunken, dahin gestürzt, und Viele haben weder seinen Verfall noch seinen Untergang beweint!

land anzugreifen? Für das Innere aber — welche Hoffnung! Der Protector hat erklärt: daß er ſich nicht in die inneren Angelegenheiten der verbündeten Fürſten und Länder miſchen wolle. Wir dürfen alſo nicht fürchten, daß uns fremde Geſetze, fremde Gewohnheiten und Weiſen aufgezwungen werden. Wir dürfen erwarten, daß die deutſchen Fürſten im deutſchen Geiſte für ihre Völker leben werden und arbeiten; daß wir Geſetze erhalten, die unſerer Natur angemeſſen ſind, ſich für unſere Verhältniſſe, für den Grad unſerer Bildung paſſen. Dadurch, daß nicht ganz Deutſchland Einem Fürſten unterworfen wird, dürfen wir unſere Vielſeitigkeit gerettet hoffen. Die Deutſchen ſind ſehr verſchieden, verſchieden durch Gewohnheit, Sitte, Religion, und wodurch Menſchen nur noch ſonſt verſchieden ſeyn mögen. Alle dieſe Theile Deutſchlands würden nicht

wohl nach Geſetzen regiert werden können, die ſich in Allem gleich wären. Der Geiſt der Geſetzgebung iſt Ein und derſelbe; aber Localitäten aller Art machen in den einzelnen Geſetzen durchaus eine Verſchiedenheit nothwendig. Dieſe iſt uns dadurch geſichert, daß wir unter mehreren Fürſten leben werden, die, in dieſer Rückſicht, unabhängig von einander ſind; jeder von ihnen wird ſuchen, ſeinem Volke genug zu thun, und es nach der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens zu regieren, ohne es dem Ganzen zu entfremden. Nicht eine einzige Hauptſtadt wird Alles verſchlingen, was groß und ſchön iſt und geſchaffen wird, ſondern die Mehrheit der Regenten wird die allgemeine Verbreitung der Bildung nothwendig machen. Die vorigen Reſidenzſtädte kleiner Fürſten werden nicht herabſinken zu nahrungsloſen Landſtädtchen, wo nur ein verfeinerter Ton, und ein kleinlicher

Stolz der Bewohner an die alte Herrlichkeit erinnern wird; sondern überall, wo der Reisende in Deutschland hinkommt, wird er etwas Merkwürdiges und Schönes finden. Deutschland wird in mehreren schönen Städten Königliche Pracht zeigen, und ein reges Leben; sie werden wetteifern, diese Städte, einander zu übertreffen in Allem, was das Leben fördert und ziert; und die Residenzen der mittelbar gewordenen Fürsten werden ihren alten Glanz nicht verlieren. Künstler und Gelehrte aller Art werden in ganz Deutschland verbreitet seyn, und durch Wissenschaft und Schönheit die Gemüther belehren und entzücken.

Vortrefflich scheint mir das Bestreben, einige große Königreiche zu bilden in dem allgemeinen Bund. Es giebt Institute, die von der höchsten Wichtigkeit

sind für die Menschheit, und die doch nicht in einem kleinen Staate eingerichtet und unterhalten werden können. An diesen wird es Deutschland in der Zukunft nicht fehlen. Baiern, Sachsen — und wer weiß, was sich noch bilden mag*) — sind im Stande zu den größten Unternehmungen dieser Art. — Auch die physische, die Militär-Macht wird sich dadurch entwickeln. Warum ist Deutschland so schwach gewesen? Warum mußte es jedem Angriff unterliegen? Warum war es immer der Schauplatz des Kriegs? Warum mußte es sich so schmählich zertreten lassen, ungeachtet ihm so ungeheuere Kraft innwohnte? Darum, weil durch die Zersplit-

*) Auf Westphalen konnte, als dieser Brief geschrieben wurde, noch keine Rücksicht genommen werden.

terung der Kraft ſich Alles in Spiel auflöſete. Uneinigkeit herrſchte überall, und kein gemeinſamer Geiſt lebte in dem Ganzen. Jetzt ſind es wenige große Maſſen, in welche ſich das Ganze zerſchlagen hat; und in dieſe Maſſen iſt es nur zerſchlagen, in ſofern es ſeine Kraft nicht äuſſern ſoll; ſie ſind Eins, ſobald ſie thätig werden. Wenn ein Bundesgenoſſe angegriffen werden wird, ſo iſt das allgemeine Intereſſe angegriffen, und Alle ſtehen zu Einem, ihn und ſich gemeinſchaftlich vertheidigend. Starke Einheit iſt der Zweck des Bundes, nicht Iſolirung der Staaten. Denn war nicht gerade ein Hauptfehler der alten Verfaſſung, daß ſie zu ſchwach war, Abſonderungen zu verhüten: und iſt nicht der neue Bund zur Verbeſſerung der deutſchen Verfaſſung geſchloſſen? Es iſt ſeltſam, daß es Männer geben kann, welche dieſe Meinung äuſſern; die dafür

halten, daß die Trennung der Staaten wesentlich sey; Haben denn die hohen Pacicenten des rheinischen Bundes ihre Absicht nicht laut genug erklärt? nicht oft genug gesagt, daß Schwäche der National-Einheit der Hauptgrund zur Aufhebung der alten Verfassung, und Verstärkung dieser National-Einheit Zweck des neuen Bundes sey? Darf ich an Bacher's bekannte Note erinnern? Oder an die Erklärung der verbündeten Fürsten an den Reichstag? Oder an jene, welche die Kommissarien des Fürsten Primas von sich gaben, als sie die Stadt Frankfurt in Besitz nahmen *) ?

---

*) In der Note Bacher's vom 1sten August 1806. hieß es: Le lien féderatif n'offroit plus de garantie à perſonne. — Die verbündeten Fürsten erklärten am Reichstage: „weil das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers

Durch den Bundestag, dieſe Seele des Ganzen, wird Einheit und Leben auch zur Zeit des Friedens bewirkt und erhalten werden. Er iſt der Brennpunct, in welchen alle Strahlen zuſammenfallen; durch ihn hängt jeder Staat zuſammen mit dem andern; durch ihn wird ein Fürſt dem andern verwandt. Er wird in der

---

mit einander vereinigen ſollte, für dieſen Zweck nicht mehr hinreichend, oder vielmehr in der That ſchon aufgelöſet ſey: ſo habe ein neuer Bund geſchloſſen werden müſſen." — Endlich die Kommiſſarien des Fürſten Primas: „Deutſchland habe ſchon lange die Kraft und Stärke nicht, welche einer Nation zukomme; allein nun würden die Gebiete der Konföderation in einer engern Verbindung leben." — Dieſe Gründe werden auch angeführt in Winkop's Rheiniſchem Bund, 15tes Heft, 1808. S. 371. ff. „Aphorismen über die deutſche National-Einheit, als Zweck des Rheiniſchen Bundes." Sie ſind mit einem K. unterſchrieben.

Anmerk. der Red.

Mannigfaltigkeit der Reiche und Staaten die Einheit und Kräftigkeit erhalten. In ihm wird ſich Alles Eigenthümliche verlieren, welches ein jeder Staat in ſich und für ſich hegen und pflegen darf. Zu ihm wird der Deutſche jedes Landes ſein Auge wenden und vergeſſen, daß er ein Wirtenberger iſt oder ein Heſſe. Deutſche werden wir Alle ſeyn, und Ein gemeinſames Vaterland haben: die Bundesgenoſſenſchaft. So weit der Bund reicht, ſo weit iſt unſer Vaterland. Wir werden nicht mehr fremd ſeyn unter unſern Brüdern, wenn wir die Mauern unſerer Stadt verlaſſen. Ein Recht wird uns alle verbinden; Eine Freiheit uns vereinigen. Maaß und Gewicht wird gleich ſeyn, frei Handel und Verkehr: uneingeſchränkt das literariſche Weſen. Eine Münze wird gelten, die der Bundesgenoſſenſchaft, und wir werden nicht nöthig

haben, jede Meile mit andern Gelde zu zahlen, und, betrogen zu werden.

Ueber dem Ganzen schwebt der Protector als der schützende Genius. Das Verhältniß der Fürsten zu den Unterthanen hat er uns zu bilden überlassen; da mögen die deutschen Fürsten zeigen, was sie wollen und erstreben, hohen Sinn und fürstliche Tugend; und die Unterthanen, was sie werth sind, welches Loos sie verdienen. Aber das Verhältniß der Fürsten und Staaten zu einander kann Ihm nicht gleichgültig seyn. Es ist freilich in der Bundesacte bestimmt, daß alle Streitigkeiten, die unter den verbundenen Fürsten entstehen, von dem Bundestage in Frankfurt entschieden werden sollen. Aber gesetzt, man könnte sich hier nicht vereinigen? was bleibt übrig, als daß man seine Zuflucht zu Ihm nimmt, Dem es auch

nicht an physischer Macht fehlt, seinen Rechtsspruch geltend zu machen? Dadurch wird unter den verbündeten Mächten in Deutschland ein Völkerrecht ausgeübt werden, welches die übrige Welt nur in Büchern hat.

Wenn ich den ganzen Mechanismus überdenke: im Mittelpunkt den Bundestag, der durch die Deutschen Fürsten den Völkern Leben giebt, sie verbindet und vereint, diese im weiten fernen Raume des Kreises, das Ganze gehalten von Napoleons fester Hand, so kann ich nicht umhin, aufzujauchzen, und dem deutschen Vaterlande glückliche Tage zu versprechen.

Es kann seyn, daß das Französische Civilgesetzbuch (Code civil des Français) *)

*) Damals, jetzo Code Napoléon.

von den verbündeten Fürsten eingeführt wird, aber das hebt die Hoffnung nicht auf, die ich oben äusserte, daß wir kein fremdes Gesetz erhalten würden, widersprechend unseren Sitten, unserer Cultur. Denn da der Kaiser Napoleon sich nicht in die innern Angelegenheiten der Staaten mischen will, so werden unsere deutschen Fürsten dieses Gesetzbuch zuverläßig modificiren, nach Geist, Sinn, Zustand und Lage ihrer Völker. Und wer muß sich alsdann der Uebertragung dieses Gesetzbuchs nicht freuen? Ist es nicht wenigstens das beste, dessen irgend ein Volk sich rühmen kann? Ist es nicht hervorgegangen aus einer Nation, welche nicht nur die größten Männer im Fache der Gesetzgebung hervorgebracht, sondern auch vielfältige Erfahrung gemacht hat? Ist es nicht eben der theuer erkaufte Schatz dieser Erfahrung? Und waren unsere alten Gesetze und Rechte

einheimiſchen Urſprungs? Wir ſind gewöhnt an fremde Geſetzgebungen, und mir ſcheint das Deutſchlands Glück, daß wir die Reſultate der Revolution genießen werden, ohne die ſchrecklichen Zuckungen erduldet zu haben, unter welchen ſie erworben ſind.

Das Einzige, was man fürchten könnte, iſt: daß Napoleon ein Menſch bleibt und nicht ewig leben kann. Nach ihm — wer weiß, was geſchehen mag! Aber, was mich beruhigt, iſt der Gedanke: daß das Angefangene gegen die Zeit, wann die Götter Ihn unter ſich aufnehmen, weit genug gediehen ſeyn wird, um auch in der Zukunft zu beſtehen. Alles mag feſt gegründet werden, auf lange Zeiten bei Seinem Leben.

Leben Sie wohl, Verehrteſter, und unterlaſſen Sie nicht, bald etwas Erfreuliches von ſich hören zu laſſen.

2.

Präſident M. an den Hofrath B.

(Im Octob. 1807.)

Verzeihen Sie, lieber Herr Hofrath, daß ich mit meiner Antwort ſo ſpät komme; theils geſchieht es wider Willen, theils abſichtlich. Auf Ihre Complimente wußte ich nichts zu erwiedern; ich war nie ſtark darinn. Die Ereigniſſe der Zeit, die neue Ordnung oder Nicht-Ordnung der Dinge, haben mich mit ſo vielen mühſeligen Geſchäften belaſtet, daß ich ſelten völliger Herr eines Augenblicks geweſen bin; dann wollte ich Sie auch nicht ſtören in ihrer raſchen Hoffnung. Ich konnte nicht in Ihren lauten Jubel einſtimmen. Wer wird es mir verargen? Die Jünglingsjahre liegen ſchon in einer großen Entfernung hinter mir, und das Blut fließt langſamer. Es ſind ſo viele Erſcheinun-

gen vor meinem Blick übergegangen, deren ich mich umsonst erfreuet habe; so Vieles ist aufgebauet, und wieder zusammen gestürzt, ohne eine Spur seines Daseyn's zu hinterlassen: wie, sollte ich nicht bedächtig geworden seyn, und geneigt, den Erfolg abzuwarten? Ueberhaupt habe ich mich seit einer Reihe von Jahren an Veränderungen aller Art zu gewöhnen gesucht, und habe gefunden, daß die Alten Recht hatten, wenn sie die Ruhe des Gemüths für den größten Schatz des Lebens hielten. Unempfindlich bin ich nicht, ich genieße die Freude, die sich mir beut, aber ich erwarte keinen Genuß, und schwelge nicht in der Erwartung. So — warum sollte ich es nicht gestehen? — ist mir auch die Veränderung, die wir hier erleiden, etwas nahe gegangen. Es thut mir Leid, daß ein so guter Fürst, wie mein Herr, so auf einmal seine Hoheit

verlohren hat, weil er nicht einige hundert tauſend Soldaten hatte, ſie zu vertheidigen. Auch ich ſelbſt hatte mich in meinem kleinen Wirkungskreiſe ſo bequem eingerichtet. Alles war klein und beſchränkt; wer in großen, goldenen Hallen zu wandeln gewohnt geweſen, der würde in meiner Hütte überall angeſtoßen haben; ich aber fand Ordnung und Gedeihen. Ich pflegte mein Gärtchen mit Liebe, und mein Fürſt ſah meine Pflege mit Luſt. Auf einmal iſt mir jetzt ein anderer Plan zugeſchickt: es ſoll ein Boſket werden, wo der Teig iſt; und dieſer wird an die Stelle der ſchönſten Beeten verſetzt. Alles wird anders; vielleicht mit der Zeit beſſer, jetzt aber ſieht man nur die Veränderung, nur die Folgen der Umkehrung, die mit jeder Veränderung verbunden ſind.

Sie werden meinem Fürſten gewiß ſo vielen Fürſtenſinn zutrauen, daß er für

das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gern opfert, was er geben kann; und Sie werden mir die Versicherung wol glauben, daß es mir nicht um mich zu thun ist, wenn ich sage: die Veränderung ist mir nahe gegangen. Edle Fürstenhäuser sind zertrümmert; Namen, die in der Geschichte unsers Vaterlandes herrlich glänzen, werden sich im Verfolg der Zeit verlieren in die Dunkelheit des gemeinen Lebens, und unsere Enkel mögen den lezten Laut derselben in eines Landmanns armer Hütte hören. Durch Tugend und ruhmswerthe Thaten haben sich die Väter hinauf gearbeitet; durch ein plözliches Geschick sind die Söhne von ihrer Höhe geschleudert. Sollten wir nicht weinen beim Anblicke des Wechsels menschlicher Dinge; Nicht laut weinen beim Anblicke des Unglücks solcher Geschlechter, die für Deutschland soviel gethan und gelebt haben

ben? — War nicht viel Vortreffliches im Wachſen? zeigte nicht viel Schönes ein herrliches Gedeihen? Haben wir nicht ſelbſt dafür gelebt? Nicht darauf gehofft? — Ja, wenn es ausgemacht wäre, daß die Hoffnung in Erfüllung gehen wird, die Sie für das allgemeine Vaterland hegen, ſo würde ich mich, meinen Fürſten, ſein Ländchen, den Augenblick und Alles, was in ihm untergeht, gern vergeſſen. Aber das iſt das Schlimme, daß der Menſch die Zukunft nicht voraus zu ſehen vermag. Wer weiß zu beſtimmen, wie Alles werden und kommen kann?

Glauben Sie ja nicht, daß ich die Wiederherſtellung des alten Zuſtandes der Dinge wünſche! Ich weiß nicht, ob eine ſolche Wiederherſtellung überhaupt möglich iſt. Alt und Neu ſind freilich Wörter, die nur Sinn haben in

Beziehung auf einander. Das Neue iſt immer das Alte, und darum das Alte immer neu. Aber dies gilt nur vom Weſen, nicht von der Form, in welcher das Weſen erſcheint. Ich möchte daher die Welt nicht für ein mechaniſches Werk halten, das zurück und vorwärts gedreht werden könnte, ſondern mir ſcheint alles Streben nach veralteten Formen unvernünftig und thöricht. Was einmal gelebt, und ſeine Kraft ausgelebt hat, kann nie wieder Kraft und Leben erlangen, und was zuſammenſtürzt, beweiſet gerade dadurch, daß es nicht mehr die Kraft in ſich hatte ſich zu halten. Darum durfte es auch Dem, welcher nach reiner Vernunft zu richten vermag, Thorheit ſcheinen, über die Ereigniſſe des Lebens zu klagen, und vor Ihm, der Alles lenkt, mag auch das Härteſte gut und nothwendig ſeyn. Aber ich weiß und geſtehe, daß mir vieles fehlt,

(nicht, um mich auf eine ſolche Höhe zu ſchwingen, ſondern) um mich auf einer ſolchen Höhe zu erhalten; ich bin ein Menſch, der zwar denkt, aber auch fühlt und empfindet; über das Ganze kann ich das Einzelne nicht vergeſſen: Eigenes und fremdes Wohlergehen macht mir Freude, und über eigenen und fremden Schmerz kann ich das Weinen nicht unterdrücken. Vor Allem aber iſt mir das Vaterland heilig. Es iſt Eins mit meinem Herzen, und Alles, was ich Gutes und Liebes habe: wo wäre es anders als im Vaterlande! Den alten Zuſtand deſſelben habe ich nicht geliebt, wie er war, aber ich habe die Idee geliebt, die ihm zum Grunde lag. Wer nur den Zuſtand ſah ohne die Idee zu faſſen: Der mochte ſpotten über das Vaterland als es noch daſtand in ſeiner Größe ohne Würde; er mochte mit Leichtſinn ſehen, wie ein

Glied des großen umgelenken Körpers nach dem andern ſich der Herrſchaft der Seele entzog; und endlich mit Gleichgültigkeit den gänzlichen Untergang. Denn in dem, was der Zuſtand zeigte, war weder Geſtalt noch Schöne. Ich aber hielt feſt am Weſen, und lebte allezeit in der Hoffnung, die Idee der Verfaſſung würde in der Zukunft einmal realiſirt werden. Wenigſtens war ich der Ueberzeugung, daß ſie ſo gut als irgend eine andere, Deutſchland groß und herrlich zu machen, im Stande ſey. Ich lebte in dieſer Hoffnung und freuete mich ihrer. Die Ausſicht iſt jetzo gänzlich vernichtet, und das geht mir ſehr nahe. Damit will ich aber nicht ſagen, daß ihre Hoffnungen und Erwartungen, ſich auf keinem ſichern Grunde bewegten. Die Idee des Rheiniſchen Bundes iſt gewiß ein hoher Gedanke, würdig des großen Kai-

sers, der sie entworfen, oder doch gebilligt hat. Was anders, als Großes, könnte von dem Großen kommen! Aber der Gedanke (dies läßt sich wenigstens denken) könnte noch groß und Seiner würdig bleiben, wenn er auch nicht auf das Heil von Deutschland, auf die Wohlfahrt unsers Vaterlandes berechnet wäre. Vorausgesetzt jedoch, er sey (wie ich gern glauben möchte) wirklich von allen Seiten in dieser Absicht entworfen: ist denn damit Alles, ist damit Vieles geschehen? Der ursprüngliche Geist menschlicher Einrichtungen ist meistens, ist vielleicht immer, gut; dennoch entfernen sich die Menschen gewöhnlich bald von ihm: Das ehrwürdige Institut verliert seine Bedeutung, und steht da in der Geschichte als ein rührendes Monument eines großen Wollens. Sie gestehen selbst, daß es eine Zeit gegeben habe, in welchem die Ver-

faſſung des nun aufgelöſeten deutſchen Reichs vortrefflich geweſen. So lange man im Geiſte dieſer Verfaſſung lebte und handelte, ſo lange hat er (wer hat es je geleugnet?) viel Gutes und Schönes hervorgebracht. Waren wir nicht durch ihn, was wir, wie Sie meinen, erſt durch den neuen Bund werden ſollen? Waren wir nicht vereinigt zu gemeinſamer Vertheidigung, zu vielem allgemein Guten, während wir in den verſchiedenen Herrſchaften Deutſchlands nach der Weiſe lebten, die unſern Verhältniſſen und Eigenheiten gemäß waren? Hatten wir nicht einen Kaiſer? nicht Reichstage? Hatten wir nicht Ein gemeinſames Vaterland? Warum ſind wir denn, Wir, dieſe große, kräftige Nation, ſo ſchwach geworden und erbärmlich? Darum, ſagen Sie mit Recht, weil wir von dem urſprünglichen Geiſt unſerer Verfaſſung abgewichen waren;

weil unsere Fürsten lieber eigene Herren, als beschränkte Mitglieder der Deutschen Verbindung seyn wollten; weil die Unterthanen verschiedener Fürsten aufgehört, sich als Deutsche anzusehen, und Nationen für sich zu bilden angefangen. Es lag also nicht in unserer Verfassung, wie sie entworfen, wie sie abgefaßt war, daß wir so schwach wurden; sondern es lag im Charakter der deutschen Fürsten und Völker. Der Geist der Verfassung war nicht gealtert; denn jede Idee ist ewig, und darum jung, und der künftige Geschichtschreiber der Deutschen, dem es gegeben ist, das Leben der Nation noch einmal zu leben, und das Wesen unserer Verfassung zu begreifen, wird es den folgenden Geschlechtern sagen, daß sie groß gewesen und vortreflich; sondern wir waren gealtert, Wir, Fürsten und Volk; und weil wir die Glieder nicht mehr rüh-

ren konnten oder mochten, ſo ſchrieben wir (weil das Geſtändniß eigener Erbärmlichkeit das ſchmerzlichſte von allem iſt) die Schuld der Verfaſſung zu. Das iſt gewiß: die Formen verälten; aber der Geiſt bleibt lebendig *). Weil des Menſchen

*) Selbſt die deutſchen Reichsſtände, die ſich den 1 Auguſt 1806. vom Reiche losſagten, geſtanden: „Daß die deutſche Verfaſſung in ihrem Urſprunge ehrwürdig geweſen, aber durch den Allen menſchlichen Anordnungen anklebenden Unbeſtand fehlerhaft geworden ſey.“ — Iſt es erlaubt zu fragen: wie eine Verfaſſung, (ein Gedanke, ein Geſetz) welche im Urſprunge (alſo in ſich ſelbſt) ehrwürdig (alſo gut) war, fehlerhaft werden kann? Die Verwaltung, die Form kann es ſeyn und werden, das begreifen wir, aber auch die Verfaſſung? das Weſen? der Geiſt? Im Uebrigen ſagt Saluſtius: Ubi per ſecordiam vires, tempus, ingenium defluxere, naturae infirmitas accuſatur; ſuam quisque culpam auctores ad negotia transferunt.

Anmerk. zur 2. Aufg.

Leben kurz ist, so rechnet jeder große Mann, der ein Institut für Jahrhunderte und Geschlechter begründet, auf seine Nachfolger in so weit, daß sie die Formen verbessern sollen. Auch der größte Mensch ist aus der Zeit, und gehört seinem Zeitalter, und kann den Geist seines Instituts nur in Formen kleiden, die seinem Zeitalter gemäß sind. Wie sich die Verhältnisse ändern, so müssen sie sich ändern. Kommt ein Volk so weit, daß es, etwa in blindem Vertrauen auf einen großen Mann, oder weil es zu träge ist, sich zu dem Geist hindurch zu arbeiten, an den Formen hängen bleibt, so muß es erfahren, was Deutschland erfahren hat; das größte Unglück, welches ein Volk erleiden kann.

Jetzt haben wir neue Formen; wir werden noch mehrere bekommen. Sollte

der Charakter unserer Fürsten, unseres Volks sich wohl verändert haben? Es sind (mit wenigen Ausnahmen) dieselben Fürsten, es ist dasselbe Volk, welches den Geist in den Formen hat untergehen, welches Deutschland (das alte nämlich) hat untergehen lassen! Ich will das Beste hoffen. Wir sind belehrt durch eine große Erfahrung; ich will glauben, daß wir geneigt geworden sind, sie zu benutzen, wiewol ich mich durch das Studium der Geschichte überzeugt habe, daß die Menschen selten oder nie, im Großen, ihr eigenes und fremdes Unglück zu benutzen wissen. Jedes Jahrhundert, jedes Geschlecht will nicht nur seine eigenen Thorheiten begehen, sondern die Kinder schweifen aus in den Sünden der Väter, und die Erfahrung der letzten kommt jenen selten zu Gute, weil Namen und Gegenstände sich verändert, und dem alten Ver-

hältniß einen neuen Schein gegeben haben. (Wenn die gegenwärtigen Franzoſen Widerwillen gegen eine Revolution zeigen, ſo kommt das nicht daher, daß ſie ihnen ſo theuer zu ſtehen gekommen, ſondern daher, weil die Verhältniſſe unter Napoleon anders ſind, als ſie unter Ludwig XVI. waren. Auf eine andere Weiſe und für einen andern Zweck ſind ſie gewiß derſelben Ausſchweifung, derſelben Schwärmerei und Wuth fähig!) —

Es iſt nun doch ſchon eine geraume Zeit verfloſſen, ſeit die Rheiniſche Bundesacte verfaßt wurde; aber iſt ſchon Vieles geſchehen, was Ihren lebendigen Hoffnungen entſpricht? Unſere Heere ſiegen freilich, aber ſie ſiegen durch Napoleon's ungeheuern Geiſt; unter ſeinen Adlern. Auch vor dem Rheinbunde war es nicht unerhört, daß deutſche Sol-

faſſung des nun aufgelöſeten deutſchen Reichs vortrefflich geweſen. So lange man im Geiſte dieſer Verfaſſung lebte und handelte, ſo lange hat er (wer hat es je geleugnet?) viel Gutes und Schönes hervorgebracht. Waren wir nicht durch ihn, was wir, wie Sie meinen, erſt durch den neuen Bund werden ſollen? Waren wir nicht vereinigt zu gemeinſamer Vertheidigung, zu vielem allgemein Guten, während wir in den verſchiedenen Herrſchaften Deutſchlands nach der Weiſe lebten, die unſern Verhältniſſen und Eigenheiten gemäß waren? Hatten wir nicht einen Kaiſer? nicht Reichstage? Hatten wir nicht Ein gemeinſames Vaterland? Warum ſind wir denn, Wir, dieſe große, kräftige Nation, ſo ſchwach geworden und erbärmlich? Darum, ſagen Sie mit Recht, weil wir von dem urſprünglichen Geiſt unſerer Verfaſſung abgewichen waren;

weil unsere Fürsten lieber eigene Herren, als beschränkte Mitglieder der Deutschen Verbindung seyn wollten; weil die Unterthanen verschiedener Fürsten aufgehört, sich als Deutsche anzusehen, und Nationen für sich zu bilden angefanzen. Es lag also nicht in unserer Verfassung, wie sie entworfen, wie sie abgefaßt war, daß wir so schwach würden; sondern es lag im Charakter der deutschen Fürsten und Völker. Der Geist der Verfassung war nicht gealtert; denn jede Idee ist ewig, und darum jung, und der künftige Geschichtschreiber der Deutschen, dem es gegeben ist, das Leben der Nation noch einmal zu leben, und das Wesen unserer Verfassung zu begreifen, wird es den folgenden Geschlechtern sagen, daß sie groß gewesen und vortreflich; sondern wir waren gealtert, Wir, Fürsten und Volk; und weil wir die Glieder nicht mehr rüh-

ren konnten oder mochten, ſo ſchrieben wir (weil das Geſtändniß eigener Erbärmlichkeit das ſchmerzlichſte von allem iſt) die Schuld der Verfaſſung zu. Das iſt gewiß: die Formen verälten; aber der Geiſt bleibt lebendig *). Weil des Menſchen

*) Selbſt die deutſchen Reichsſtände, die ſich den 1 Auguſt 1806. vom Reiche losſagten, geſtanden: „Daß die deutſche Verfaſſung in ihrem Urſprunge ehrwürdig geweſen, aber durch den Allen menſchlichen Anordnungen anklebenden Unbeſtand fehlerhaft geworden ſey.“ — Iſt es erlaubt zu fragen: wie eine Verfaſſung, (ein Gedanke, ein Geſetz) welche im Urſprunge (alſo in ſich ſelbſt) ehrwürdig (alſo gut) war, fehlerhaft werden kann? Die Verwaltung, die Form kann es ſeyn und werden, das begreifen wir, aber auch die Verfaſſung? das Weſen? der Geiſt? Im Uebrigen ſagt Saluſtius: Ubi per ſecordiam vires, tempus, ingenium defluxere, naturae infirmitas accuſatur; ſuam quisque culpam auctores ad negotia transferunt.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Leben kurz ist, so rechnet jeder große Mann, der ein Institut für Jahrhunderte und Geschlechter begründet, auf seine Nachfolger in so weit, daß sie die Formen verbessern sollen. Auch der größte Mensch ist aus der Zeit, und gehört seinem Zeitalter, und kann den Geist seines Instituts nur in Formen kleiden, die seinem Zeitalter gemäß sind. Wie sich die Verhältnisse ändern, so müssen sie sich ändern. Kommt ein Volk so weit, daß es, etwa in blindem Vertrauen auf einen großen Mann, oder weil es zu träge ist, sich zu dem Geist hindurch zu arbeiten, an den Formen hängen bleibt, so muß es erfahren, was Deutschland erfahren hat; das größte Unglück, welches ein Volk erleiden kann.

Jetzt haben wir neue Formen; wir werden noch mehrere bekommen. Sollte

der Charakter unſerer Fürſten, unſeres Volks ſich wohl verändert haben? Es ſind (mit wenigen Ausnahmen) dieſelben Fürſten, es iſt daſſelbe Volk, welches den Geiſt in den Formen hat untergehen, welches Deutſchland (das alte nämlich) hat untergehen laſſen! Ich will das Beſte hoffen. Wir ſind belehrt durch eine große Erfahrung; ich will glauben, daß wir geneigt geworden ſind, ſie zu benutzen, wiewol ich mich durch das Studium der Geſchichte überzeugt habe, daß die Menſchen ſelten oder nie, im Großen, ihr eigenes und fremdes Unglück zu benutzen wiſſen. Jedes Jahrhundert, jedes Geſchlecht will nicht nur ſeine eigenen Thorheiten begehen, ſondern die Kinder ſchweifen aus in den Sünden der Väter, und die Erfahrung der letzten kommt jenen ſelten zu Gute, weil Namen und Gegenſtände ſich verändert, und dem alten Ver-

hältniß einen neuen Schein gegeben haben. (Wenn die gegenwärtigen Franzosen Widerwillen gegen eine Revolution zeigen, so kommt das nicht daher, daß sie ihnen so theuer zu stehen gekommen, sondern daher, weil die Verhältnisse unter Napoleon anders sind, als sie unter Ludwig XVI. waren. Auf eine andere Weise und für einen andern Zweck sind sie gewiß derselben Ausschweifung, derselben Schwärmerei und Wuth fähig!) —

Es ist nun doch schon eine geraume Zeit verflossen, seit die Rheinische Bundesacte verfaßt wurde; aber ist schon Vieles geschehen, was Ihren lebendigen Hoffnungen entspricht? Unsere Heere siegen freilich, aber sie siegen durch Napoleon's ungeheuern Geist; unter seinen Adlern. Auch vor dem Rheinbunde war es nicht unerhört, daß deutsche Sol-

der Charakter unserer Fürsten, unseres Volks sich wohl verändert haben? Es sind (mit wenigen Ausnahmen) dieselben Fürsten, es ist dasselbe Volk, welches den Geist in den Formen hat untergehen, welches Deutschland (das alte nämlich) hat untergehen lassen! Ich will das Beste hoffen. Wir sind belehrt durch eine große Erfahrung; ich will glauben, daß wir geneigt geworden sind, sie zu benutzen, wiewol ich mich durch das Studium der Geschichte überzeugt habe, daß die Menschen selten oder nie, im Großen, ihr eigenes und fremdes Unglück zu benutzen wissen. Jedes Jahrhundert, jedes Geschlecht will nicht nur seine eigenen Thorheiten begehen, sondern die Kinder schweifen aus in den Sünden der Väter, und die Erfahrung der letzten kommt jenen selten zu Gute, weil Namen und Gegenstände sich verändert, und dem alten Ver-

hältniß einen neuen Schein gegeben haben. (Wenn die gegenwärtigen Franzoſen Widerwillen gegen eine Revolution zeigen, ſo kommt das nicht daher, daß ſie ihnen ſo theuer zu ſtehen gekommen, ſondern daher, weil die Verhältniſſe unter Napoleon anders ſind, als ſie unter Ludwig XVI. waren. Auf eine andere Weiſe und für einen andern Zweck ſind ſie gewiß derſelben Ausſchweifung, derſelben Schwärmerei und Wuth fähig!) —

Es iſt nun doch ſchon eine geraume Zeit verfloſſen, ſeit die Rheiniſche Bundesacte verfaßt wurde; aber iſt ſchon Vieles geſchehen, was Ihren lebendigen Hoffnungen entſpricht? Unſere Heere ſiegen freilich, aber ſie ſiegen durch Napoleon's ungeheuern Geiſt; unter ſeinen Adlern. Auch vor dem Rheinbunde war es nicht unerhört, daß deutſche Sol-

daten unter guter Anführung den Sieg erkämpften! In den einzelnen Staaten ist allerdings Manches geschehen, worüber man sich zu freuen hat, und es ist geschehen zu Folge des Bundes *). Aber haben Sie erfahren, daß viel Bundesmäßiges geschehen sey? Soviel ich mich umsehe: es giebt Bundesstaaten, d. h. Staaten die mit Napoleon eine Conföderation geschlossen haben, aber in Deutschland suche ich den Bund umsonst **). Wo ist die Bundesge-

*) S. Anmerkung am Ende des Briefes.

**) Es geht dem Präsidenten also jetzo gerade so, wie es vorher den deutschen Fürsten ging, die sich von Deutschland lossagten (in dem Schreiben an den Reichstag, August 1, 1806.) „vergebens suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper." Ja, es geht ihm noch ärger, denn er vermißt selbst den Bundeskörper als Einheit, wiewol er die Glieder sehen mag.

Anmerk. des Herausg.

nossenschaft? Wo das gemeinsame Vaterland? Die Verordnungen, und Einrichtungen, die mir von da und dort bekannt geworden sind, scheinen mehr darauf hinzuarbeiten, ein eignes kleines Ganze zu bilden, als Glied eines großen Körpers zu seyn, deren Seele der Bund ist. Dieser wird wol hin und wieder genannt, aber zuweilen auf eine Art, die keine große Liebe zu beweisen scheint. Von etwas Gemeinsamen ist wol die Rede gewesen (durch den Fürsten Primas); aber weiter nichts. Wenn ich auch mit Ihnen nicht über den Zweck des Bundes streiten will (wiewol Sie ihn nirgends anders suchen sollten, als in der Bundesacte, wo er deutlich ausgesprochen ist); wenn auch aus den verschiedenen Erklärungen, an welche Sie mich erinnern, folgt, was Sie daraus folgern möchten: daß Einheit der Bundesstaaten Zweck des

Bundes, oder vielmehr die Absicht der Fürsten gewesen sey bei Abschliessung des Bundes: sind wir damit weiter? Was ist denn gethan für diesen Zweck? Die Worte sind gegeben und stehen da als todte Zeichen; es ist uns überlassen, welchen Sinn wir hineinlegen wollen: wenn sie nicht durch Thaten bewährt werden, so verhallt das Wort und der Sinn geht unter. Soweit ein Ungeweiheter, d. h. ein Mann, der nicht mit den Motiven der Kabinette bekannt ist, und nur nach den Erscheinungen und Thaten urtheilen muß, urtheilen kann, möchte man fast glauben, der alte blinde Trieb deutscher Fürsten und Völker, sich abzusondern von der deutschen Einheit, sey durch die Verbindung mit Frankreich erst zum Bewußtseyn gekommen, und verfahre jetzo planmäßig.

Wenn ich eine alte Karte von Deutschland vor mir habe, so werde ich auf eine eigene Weise gerührt. Alles bunt durch einander; Schnörkel und Windungen; kein Gebirg, kein Fluß geachtet; dieses Winkelchen gehörte dahin, jenes Eckchen hieher; um das Hauptländchen einzelne Flecken ringsher, wie frei hinaus geworfen auf gutes Glück; durchaus Zusammenfluß und Durcheinanderschlingung. Es ist wahr, die Einrichtung hatte ihr Unbequemes, sowohl für den Minister als den General, sowohl für den Lehrer der Geographie als für den Reisenden. Aber der Gedanke, der unwillkührlich in mir aufstieg, daß unsere Väter, im kindlichen Sinn auf die altgewohnte deutsche Treue und Redlichkeit bauend, keine andere Gränze gesucht, als das allgemeine Vertrauen, war mir wohlthuend und er-

glücklich. Sie müssen einen starken Glauben gehabt haben an das deutsche Reich, weil sie unter seinem Schutze keinen Nachbarn fürchteten.

Nach dem neuen Princip ist jener Unbequemlichkeit abgeholfen. Die neue Karte von Deutschland wird (ich habe noch keine gesehen) viel regelmäßigere Figuren darstellen, und der, dem die Illumination übertragen wird, noch einmal so schnell fertig seyn *). Aber, wenn das

*) Seitdem sind jedoch so viele kleine Fürsten in den Bund aufgenommen, und in ihrem Ländchen souverain geworden, daß alle Unbequemlichkeiten vielleicht wieder eintreten müssen; wenigstens eintreten müssen, wenn es auf die Weise mit den Einrichtungen fortgeht, auf welche sie angefangen sind.

Anmerk. zur 2. A.

das Streben nach Rundung, nach natürlichen Gränzen, auch nicht gerade von Mißtrauen in den neuen Bund und gegen einander zeugt, so mag es doch Raum geben der Befürchtung, daß jeder einzelne Staat sich in aller Rücksicht so in sich selbst zusammen zu ziehen suchen werde, als er sich durch physische Gränzen abzuschlieſſen trachtet. In der That sind einige Schritte geschehen, die es zu beweisen scheinen, daß man die alten Scheidewände, die bisher den Deutschen von dem Deutschen trennten, nicht nur nicht niederreiſſen, sondern daß man sie, selbst innerhalb der verbündeten Staaten, erhalten, an den schadhaften Stellen neu ausmauern, und überall ergänzen wolle, damit ja ein jeder den Blick auf seinen Staat beschränken lerne, und nicht angesteckt werde von dem Gifte fremder Grund-

ſätze *). Ich ſelbſt trage eine Kokarde; nicht ein Zeichen des Bundes, ſondern ein Zeichen meines Staats, eben ſo gel- tend gegen Bundesverwandte, als gegen Fremde. Wer die Kokarde trägt, iſt ein Grieche; wer keine oder eine andere trägt, iſt ein Barbar **). — Selbſt die Gelehr-

*) Wie viele Schritte dieſer Art ſind ſeitdem noch geſchehen? Kann noch jemand zweifeln, daß es künftig nur Bayern, Sachſen und Weſtphalen geben wird, und keine Deutſche? Nur die in dieſem Staate Gebohrne können Aemter erhalten! Staaten des Rheinbundes verbieten den freien Verkehr ihrer Bürger mit einander; Zölle und Mauthe ſind errich- tet von dieſer Seite und jener! Und was iſt nicht geſchehen, um die Trennung und Spal- tung vollkommen zu machen?

Anmerk. zur 2. Ausg.

**) „Wie ſoll ſich frei entfalten
Der edle deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt." Z. 2. A.

ten, die Pflege der Bildung, werden eingezwängt; eine freie Entwickelung wie ihr Geist, ihre Individualität sie verlangt, dürfen sie nicht suchen. Deutschland hat in seiner alten Zerrissenheit gemeinsame Lehranstalten, unsere alten ehrwürdigen Universitäten, gehabt, wo Jünglinge aus allen Gegenden zusammenflossen; wo sie im allgemeinen Reiben den Stempel ihres Ländchens und Städtchens wenigstens in sofern verwischten, daß sie zu einer allgemeinen Bildung fähig wurden. Es ist wahr, diese Bildung war mehr kosmopolitisch als deutsch, und das hat beigetragen, die edle Nation so zu entwürdigen, als sie der Nachwelt entwürdigt erscheinen wird. Das war ein Fehler. Aber, daß man nicht einmal innerhalb des Bundes dem Jünglinge erlaubt, seine Bildung zu suchen, wo er will, das scheint ein noch größerer Fehler. Gie-

chenland hatte Nationalfeste; jene schönen Spiele, in welchen sie den Ernst des Lebens vorbildeten, zu welchen Alle strömten, die Geist, Leben und Kraft fühlten. Alle Feindschaft unter den Griechen hörte auf; die gestern im Kampfe gegen einander standen, reichten sich heute die Hand, und schlossen vielleicht eine ewige Freundschaft. Der Athener vergaß seine Bürgerlichkeit, und freuete sich mit Korinthern und Spartern des gemeinschaftlichen Griechenthums. Die verschiedenen Staaten wurden an diesen Festen zu Einem gemeinen Wesen, das sich durch sie um Aller Liebe bewarb. So etwas fehlt den Deutschen; Wo soll der Bundesverwandte die Liebe zum Bunde lernen, wenn man ihn von den Bundesgenossen zu entfernen, abzuschneiden, und zu unterscheiden sucht? wenn man selbst dem Jüngling das letzte Mittel, die fremde

Universität versagt *)? Und welche Hoffnung mögen Sie auf dieses Verfahren für

*) Seitdem sollen Verordnungen erschienen seyn, nach welchen auf unserer Universität kein Doctortitel gelten soll, der von einer fremden ertheilt ist. Was soll man sagen? Ist nicht zu fürchten, wir werden es bald dahin bringen, daß wir z. B. nicht mehr Doctoren der Einen allgemeinen Philosophie, sondern Doctoren Badenscher, Baierscher, Wirtenbergischer Philosophie erhalten? Oder ist etwa zu wünschen, unsere Nationalität auch dem Allgemeinsten in der Wissenschaft aufzuzwingen? So bliebe noch übrig, zu befehlen, wie irgend ein Schriftsteller bemerkt hat, daß nicht in Deutscher Sprache, sondern im Dialect unseres Landes gelehrt und geschrieben werden solle. Gewiß: es würde sich nicht nur recht nationell ausnehmen, nur Schwäbisch oder Sächsisch zu hören, sondern man würde auch hoffen dürfen, daß alle gemeinsamen deutschen Werke bald ungelesen bleiben, und aller gemeinsamer deutscher Geist verfliegen müßte. Rathsam würde alsdann seyn, auch unsere gemeinsamen Schriftzeichen zu ändern in nationelle, in Badensche und Sächsische. Diese Veränderung wird leicht seyn, da die

Wissenschaft und Cultur gründen? Das Verhältniß der Lehrer und Schüler wird ein gezwungenes; das Mißtrauen, man fürchte die Rivalität, wird allgemein; die Lehrer, wenig geehrt durch die Anzahl zusammengezwängter Studenten, sind dieser Anzahl gewiß, und es giebt eine dulcedo inertiae *).

Aufgeklärteren unter uns sich ohnehin ja schon gewöhnt haben, sich auch darin den Ausländern anzuschließen, und den alten gothischen Druck mit dem zu vertauschen, den der Franzose liebt.

Anmerk. zur 2. Ausg.

*) Man hört jetzo so gewaltig viele Bemerkungen über Universitäten, daß vielleicht hier noch eine kleine verziehen wird. — Die Mehrheit der Stimmen ist gewiß gegen den s. g. Universitätszwang. Aber natürlich giebt es auch Stimmen dafür, und major pars ist nicht immer sanior pars. Die Universität, wird von dieser Seite gesagt, ist der Centralpunct der Cultur

Durch das Streben nach Rundung und Abgeschlossenheit sind viele natürliche

---

eines Volks; sie ist ganz aus dem Geiste der Nation, und darum ist ihre Bildung eine Nationale Bildung. Wenn das ist, so muß es erlaubt seyn, den Jüngling anzuhalten, seinen Studien auf der Landesuniversität nachzugehen. In der That haben auch nie die Lehrer großer Universitäten, oder vielmehr die Lehrer der Universitäten großer Länder ihre Stimme gegen den Zwang erhoben, sondern solche, die nur aus fremden Ländern eine große Anzahl Studenten erhalten konnten. Die Antwort möchte seyn: Wenn die Universität wirklich der Mittelpunkt aller nationalen Bildung ist, (welches aber nicht wahr ist; oder wohin gehörten die Akademien?) so mag allerdings der Zwang rathsam seyn; und wer will ihn wehren? Ueberhaupt mag er rathsam seyn in einer Nation. Aber wollen wir Deutschen, die wir verbündet sind, denn nicht gesammt Eine Nation ausmachen, wiewol wir in verschiedenen Staaten leben? Wozu dann der Zwang? Wollen wir aber innerhalb des Bundes den Zwang vertheidigen und üben, bekennen wir nicht damit, daß

und heilige Bande zerriſſen, die Menſchen an Menſchen knüpften, Bande der Familie, der Freundſchaft, des Zutrauens. Der verzeihliche Schmerz darüber wird Manche der neuen Ordnung der Dinge höchſt ungeneigt machen. Aber ich will es nicht tadeln; der Plan des Ganzen, die allgemeine Sicherheit machten dieſe Maaßregeln vielleicht nothwendig; die unaufhörlichen Vertauſchungen gewöhnen auch die Menſchen wol bald an dieſen Wechſel. Aber, daß man die Trennung ſo ſcharf, ſo ſchneidend macht, das ſcheint mir nicht gut.

---

wir abgeſonderte Nationen bilden wollen innerhalb des Bundes? und widerſprechen wir ſomit uns nicht ſelbſt? Es iſt ſeltſam, daß man, was auf Frankreich paſſen möchte, anwenden will auf einzelne deutſche Staaten, und doch nicht aufhören kann von Deutſchland zu reden als einem Ganzen, oder vom Bunde.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Die Deutſchen arbeiten durch dieſelbe ihrem künftigen Verderben vor; jetzo ſchützt ſie Napoleon und im Schatten Seiner Hoheit wird der drohende Sturm der Zukunft nicht bemerkt; es wird überſehen wie ſchlecht zuſammengefugt das Gebäude iſt, weil noch kein Windſtoß es erſchüttert hat; Napoleons Nachfolger aber dürften ſich vielleicht des leichten Spiels freuen, welches die Deutſchen ihnen mit Deutſchland gemacht haben. Jene alten Bande könnten dazu wirken, daß das allgemeine Intereſſe berückſichtigt würde; ſie könnten die Einwohner der verſchiedenen Bundesſtaaten enger an einander knüpfen. Denn wenn wir, wenn unſere Kinder nicht lernen den Bund lieben: Wie ſollten es die Enkel lernen? Wenn wir getrennt bleiben, wie ſollten ſie ſich nahen? Wenn in dieſer Zeit der allgemeinen Zertrümmerung, wo keiner heute weiß wohin er

morgen gezählt werden wird, in dieſer Zeit gemeinſamer Noth, in welcher wir Alle, zwar anders und anders, ſo viel gelitten haben, die arge Selbſtſucht, die nach Abſonderung und ungemeinſamem Vortheile ſtrebt, nicht ſchwindet: wie ſollte ſie in der Folge ſchwinden, wenn der Drang, der Menſchen an einander kettet, aufgehört, und die Gewohnheit den Blick vom Bunde hinweggezogen hat? Die Kindheit iſt biegſam, gelehrig die Jugend; aber der Mann bedächtig und hartnäckig das Alter. Wenn daher nicht die Kraft der Einheit von uns erhalten wird, ſo lange Napoleon uns ſchützt, was bürgt für unſere Sicherheit unter einem andern Protector? Er hält die Kette, mit welcher Er uns an den Olymp gebunden, mächtig gefaßt; wir hängen in der Luft; Sind wir nicht einig, wirkt nicht alle Kraft nach Einem

Punct, setzen wir uns nicht durch die innigste Verbindung in den Stand, einmal jene Kette selbst zu halten, so werden wir sammt und sonders in den Abgrund stürzen, über welchem wir schweben, sobald Er die Hand von uns zieht. Und wenn das nicht zu befürchten ist: wird Er nicht das Loos der armen Sterblichen theilen, zu welchen auch Er gehört? Die Macht des verbundenen Deutschlands ist in größere Massen zusammengezogen, als sie vorher war, aber kein einziges Mitglied des Rheinbundes ist stark genug, um Einer der großen Mächte Europa's zu widerstehen. Nur in der Gesammtheit sind wir furchtbar, und darum müssen wir die Gesammtheit erstreben und lieben lernen. —

Die Publicisten geben sich, wie ich lese, schon alle erſinnliche Mühe, für die

neue Verbindung ein neues Staatsrecht zu predigen. Bis jetzt bin ich noch kaum versucht gewesen, zu untersuchen, mit welchem Erfolg? Es ist mir, als ob es noch etwas zu früh dazu wäre. Aus welcher Quelle wollen sie denn dieses Recht anders schöpfen, als aus der einzigen Pariser Bundesurkunde? Aber wer steht dafür, daß diese nicht noch vielfach verändert werden mag, Zusätze und Modificationen erhalten kann? Ist denn nicht durch die veränderten Umstände ihr ganzer Zweck verändert? Der Bund wurde geschlossen, nach dem Eingange der Urkunde, „um den innern und äussern Frieden des südlichen Deutschlands zu sichern *)." Seitdem aber die Bundes-

*) Pour assurer la paix intérieure et extérieure du midi de l'Allemagne.

ſtaaten ſich weit in das nördliche Deutſchland erſtrecken, ſeitdem iſt dieſer Zweck gewiß ein anderer geworden, und es würde wol höchſt ſeltſam ſeyn, wenn man, an den Buchſtaben der Urkunde klebend, nicht auch den innern und äuſſern Frieden der norddeutſchen Bundesſtaaten in den Zweck des Bundes einſchlieſſen wollte. Was mit dem Ganzen geſchehen iſt, kann mit den Theilen geſchehen, und jeder Artikel mag eben ſo, nach Zeit und Umſtänden, gewendet werden. Setzt man dieſen Fall, ſo iſt klar, daß die Publiciſten eben ſo wenig jetzo ſchon das künftige Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes aus ihr herleiten können, als Sie Ihre kühnen Hoffnungen auf dieſelbe gründen dürfen. Nimmt man aber an, daß die Urkunde bleiben, in ihrem ganzen Umfang erfüllt werden, und das künftige Staats-

recht des R. B. begründen soll: so tritt der schwierige Umstand ein, daß sie einer mehrfachen Erklärung fähig ist; Sie ist sehr kurz, nicht überall deutlich, nicht durchaus ganz bestimmt; sie spricht im Allgemeinen und erlaubt darum eine mehrfache Auslegung; wenigstens sollen ja, nach öffentlichen Blättern, schon mehrere Erklärungen versucht seyn. An eine officielle, die nur von Napoleon und den deutschen Fürsten gegeben werden könnte, ist natürlich nicht zu denken; Sie werden die Urkunde dadurch erklären, daß Sie dieselbe, nach Zeit und Umständen, realisiren und realisiren lassen. Wenn sie aber bestehen bleibt, diese Urkunde, so wird man sich stets nach ihr richten, wenigstens auf sie berufen; und wenn Diejenigen, welche sie errichtet haben, nicht mehr sind; wenn somit der

Sinn, den sie bei ihrer Errichtung hatten, nicht mehr lebt, und nun ein Sinn in der Urkunde selbst gesucht werden muß; dann wird man diesen Sinn der Worte nur dadurch finden können, daß man die Umstände, unter welchen sie geschlossen, und die Personen, von welchen sie geschlossen wurde, dabei in Betracht zieht, und etwa die Handlungen damit vergleicht, die von dieser Seite oder jener dadurch gerechtfertigt wurden. Denn einen andern Sinn in ihren Worten zu sehen, den Sinn, den Napoleon und die deutschen Fürsten in sie legten, wird in der Zukunft nicht möglich seyn. Wer weiß auch, ob sie Eins und dasselbe wollten! In der Lage aber, in welcher die folgenden Geschlechter, Fürsten wie Völker, seyn werden, ist ein Privatmann

ſchon jetzt *). Wenn daher ein ſolcher den Sinn der Urkunde, der (nicht etwa von

*) Der Herr K., welcher im 15ten Heft des Rheiniſchen Bundes (von Winkopp) „Aphorismen über die deutſche National-Einheit, als Zweck des rheiniſchen Bundes," die oben S. 39. ſchon angeführt wurden, hat drucken laſſen, behauptet, dieſe Einheit ſey Zweck des Bundes. Darüber ſeyen auch die Beſſern im deutſchen Publicum vollkommen Einig. „Derjenige aber, der die Inconſequenz (nämlich das Gegentheil) anzunehmen fähig ſey, beurkunde ſeine tiefe Unwiſſenheit in der Geſchichte unſerer Tage, und betrachte den rheiniſchen Bund aus dem beſchränkteſten und unrichtigſten Geſichtspunkte!" Freilich! Es iſt ja natürlich, daß Wir und unſers Gleichen allezeit die Beſſern ſind. Dann ſteht ein kleiner Anſtrich von Derbheit uns immer gut; ſie erinnert an die alte deutſche Weiſe! Beſonders aber haben wir großes Recht, auf unſere Weisheit über die Geſchichte unſerer Tage

ſtolz

von den Fürſten bezweckt wurde beim Abſchluſſe derſelben, ſondern der) in der Urkunde ſelbſt liegt auszumitteln ſuchen wollte (und es iſt für einen Deutſchen ja wohl natürlich genug, daß er zu wiſſen wünſcht, was ſein Vaterland von der neuen Verbindung zu hoffen, was zu fürchten hat?): ſo würde er, dünkt mich, am ſicherſten über das Was der Urkunde ins Reine kommen, wenn er es nur betrachtete in Beziehung auf das

---

ſtolz zu ſeyn, nachdem wir bei den Ereigniſſen und Begebenheiten unſerer Tage ſo unausſprechlich einfältig geweſen ſind. Was ſollte man auch fragen: wo der Zweck des rheiniſchen Bundes zu ſuchen iſt! ob in Napoleon's Geiſt, oder in der Seele der deutſchen Fürſten, oder in der Urkunde, oder in den Umſtänden, oder in den Thaten, oder was?

Anmerk. zur 2. Ausg.

Wer und Wie? Wenn ich daher Politiker wäre, und etwas beyzutragen vermöchte zu Deutschlands Heil und Wohlfahrt; wenn ich zu überlegen hätte, was zu thun und zu lassen: so würde ich nicht fragen: was ist in der Urkunde bestimmt? ohne zu fragen: wer hat den Bund geschlossen und wie ist er geschlossen? Dann würde ich etwa auf die Handlungen sehen, die durch die Urkunde von beiden Seiten veranlaßt worden sind. Denn wie diese Handlungen aus der Urkunde hervorgehen, so müssen sie ihr für uns wieder einen Sinn geben.

Aber mein Brief ist so lang, daß ich fürchte, ich habe Sie längst ermüdet. Also nichts weiter. Ich umarme Sie. Wenn uns Alle, Fürsten und Volk, Ein gemeinschaftliches Interesse leitet; wenn Wir alle, Fürsten und Volk, nur Eins

wollen und erſtreben, das Vaterland; wenn der alte deutſche Sinn wieder in uns erwachte . .

Leben Sie wohl.

Anmerkung. Indem ich dieſen Brief vor Abſendung noch einmal überleſe, ſcheint es mir, als müßte ich zu der bezeichneten Stelle noch ein Wort hinzufügen. Jedes Ding, pflegt man zu ſagen, hat zwei Seiten. Manchen dieſer neuen, vortrefflichen Einrichtungen, über welche wir uns herzlich freuen, mögen Viele unſerer Landsleute auch vielleicht eine zweite Seite abzugewinnen wiſſen. Eine der ſchönſten iſt unſtreitig die, (zu welcher es wol überall kommen wird) welche die bisher privilegirten

Stände künftig zu allen Lasten des Staats beitragen läßt, und den übrigen Bürgern gleich setzt. Denn in der That, welcher vorurtheilslose, denkende Mann hat nicht längst mit Schmerzen und Unwillen das Verhältniß des Adels zu den übrigen Staatsbürgern gesehen? und welcher denkende Mann hat mithin nicht gewünscht, daß dem Unwesen abgeholfen werden möchte? Dennoch ist es ja Ihnen, wie mir, bekannt, mit welchen Gründen Manche die wohlerworbenen Rechte des Adels zu vertheidigen gesucht haben; und es ist kein Zweifel, gerade jetzt, wo diese Vorrechte ihm genommen werden sollen, werden diese Gründe noch vermehrt und schärfer ins Auge gefaßt werden *). Ich

*) Durch Zufall habe ich das 17te Heft von Winkopps rheinischem Bunde nicht erhalten. Im allgemeinen An-

will dieſe Gründe nicht beachten, und mich freuen mit denen, die mit Unwillen

---

zeiger der Deutſchen (159. 1808. S. 1737.) ſteht, daß man in dieſem Hefte (S. 248.) Folgendes leſe: „Auch ohne Vertrag ſind vermöge der Grundſätze der Nationalökonomie alle bürgerliche Erwerbzweige, wohin doch wol auch die Steuerfreiheit gehört — nach erhaltener Staatsconceſſion — auch daran fehlt es den Steuerfreien nicht — unwiderruflich." Der Referent ſetzt hinzu: „iſt wol eine größere Verwirrung der Begriffe möglich? Die Steuerfreiheit ein Erwerbzweig? ein bürgerlicher? ein unwiderruflicher? Armes Deutſchland! was für Sprechern gönnſt Du das Wort in deinen wichtigſten Angelegenheiten!" Wohl iſt es eine arge Verwirrung der Begriffe, wenn auch in einem andern Sinn, als welchen der Referent zu meinen ſcheint. Wahrſcheinlich iſt der Redende einer von denen, von welchen in der Folge geſprochen wird, die den Staat auſſer den Bürgern ſuchen: Wie könnte er ſonſt behaupten, eine Staatsconceſſion ſey kein Vertrag Aller mit dem Einen, dem etwas bewilligt wird? Iſt es nicht offenbar,

jene Vorrechte geſehen und ertragen haben. Dennoch ſind zwei Umſtände zu be-

---

daß er unter dem Staat bloß den Regenten verſteht, der die Conceſſion gegeben hat; ohne zu bedenken, was der Regent iſt, und wie er zu den Bürgern ſteht. Das Modewort: Nationalökonomie iſt ein leidiges Ding, welches vieles beſchönigt. Jetzo, da wir arm ſind und werden, kleidet uns das Reden über die Art, wie eine Nation reich zu machen ſey, ganz vortreflich: und wer träumt öfter von Speiſe, Trank und Genuß als der Hungrige? Darum findet der, welcher über Nationalökonomie räſonirt überall eine freundliche Aufnahme unter uns, und keiner hält für nöthig, daß man nur erſt ſtreben ſolle, uns zu einer Nation zu machen, ehe man uns reich machen will; und Wenige bedenken, wiewol es Alle wiſſen, daß die Erziehung nicht vor der Zeugung anfängt. — Aber nicht bloß vermöge der Grundſätze der Nationalökonomie, innerhalb einer Nation, ſondern auch nach Grundſätzen des Rechts innerhalb eines Staats, kann die Steuerfreiheit (die unſertwegen ein Erwerbzweig ſeyn mag, wenn gleich das Erwerben eine Thätigkeit iſt)

denken: Erſtens iſt Gleichheit der Menſchen zwar wünſchenswerth, aber es giebt eine doppelte: wir können ein

---

Recht ſeyn; das heißt: im Staate iſt der Steuerfreie mit Recht ſteuerfrei, wenn der Staat, d. h. die Geſammtheit der Bürger, ihm die Steuerfreiheit zugeſteht. Das können unſere Staaten, wie ſie bisher waren, beweiſen: Oder beſtand in ihnen etwa kein Recht? Aber kein Staat wird für die Ewigkeit gegründet; das ewige Recht kann ſich auf tauſendfältige Weiſe offenbaren, aber keine dieſer Offenbarungen iſt unveränderlich. Oder welches Recht wäre beſtanden? und wer mag Ein wirkliches Recht nennen, welches immer, unter allen Umſtänden und Verhältniſſen, beſtehen müßte? Was von Allen frei zugeſtanden iſt, das kann auch frei zurückgenommen werden. Unwiderruflich iſt nur etwas im Staate, nichts für den Staat. Oder wer will es den Menſchen zur Pflicht machen, daß ſie als Bürger ein ſchlechtes Recht immer behalten ſollen, weil ſie es einmal haben?

Anmerk. zur 2. Ausg.

jene Vorrechte geſehen und ertragen haben. Dennoch ſind zwei Umſtände zu be-

---

daß er unter dem Staat bloß den Regenten verſteht, der die Conceſſion gegeben hat; ohne zu bedenken, was der Regent iſt, und wie er zu den Bürgern ſteht. Das Modewort: Nationalökonomie iſt ein leidiges Ding, welches vieles beſchönigt. Jetzo, da wir arm ſind und werden, kleidet uns das Reden über die Art, wie eine Nation reich zu machen ſey, ganz vortreflich: und wer träumt öfter von Speiſe, Trank und Genuß als der Hungrige? Darum findet der, welcher über Nationalökonomie räſonirt überall eine freundliche Aufnahme unter uns, und keiner hält für nöthig, daß man nur erſt ſtreben ſolle, uns zu einer Nation zu machen, ehe man uns reich machen will; und Wenige bedenken, wiewol es Alle wiſſen, daß die Erziehung nicht vor der Zeugung anfängt. — Aber nicht bloß vermöge der Grundſätze der Nationalökonomie, innerhalb einer Nation, ſondern auch nach Grundſätzen des Rechts innerhalb eines Staats, kann die Steuerfreiheit (die unſertwegen ein Erwerbzweig ſeyn mag, wenn gleich das Erwerben eine Thätigkeit iſt)

denken: Erstens ist Gleichheit der Menschen zwar wünschenswerth, aber es giebt eine doppelte: wir können eins

---

Recht seyn; das heißt: im Staate ist der Steuerfreie mit Recht steuerfrei, wenn der Staat, d. h. die Gesammtheit der Bürger, ihm die Steuerfreiheit zugesteht. Das können unsere Staaten, wie sie bisher waren, beweisen: Oder bestand in ihnen etwa kein Recht? Aber kein Staat wird für die Ewigkeit gegründet; das ewige Recht kann sich auf tausendfältige Weise offenbaren, aber keine dieser Offenbarungen ist unveränderlich. Oder welches Recht wäre bestanden? und wer mag Ein wirkliches Recht nennen, welches immer, unter allen Umständen und Verhältnissen, bestehen müßte? Was von Allen frei zugestanden ist, das kann auch frei zurückgenommen werden. Unwiderruflich ist nur etwas im Staate, nichts für den Staat. Oder wer will es den Menschen zur Pflicht machen, daß sie als Bürger ein schlechtes Recht immer behalten sollen, weil sie es einmal haben?

Anmerk. zur 2. Ausg.

ander gleich seyn in Wohlhabenheit aber auch in Armuth. Zweitens: Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze ist freilich nothwendige Bedingung eines rechtlichen Staats, aber es kommt immer auf die Beschaffenheit des Gesetzes an, vor welchem sie gleich sind. Wenn die Bürger sich selbst das Gesetz geben, mit gleicher Stimme, um es mit gleicher Treue zu befolgen, so ist die Gleichheit, mit welcher sie beurtheilt werden nach dem Gesetze, vortrefflich. Wenn aber Einer (etwa der Fürst) über alle Bürger hinausgeschoben würde, oder sich über sie Alle erhöbe, und wenn man ihm nun das Recht zugestände, oder wenn er sich die Gewalt zueignete, willkührlich Gesetze zu geben, so würde die Gleichheit der Uebrigen vor diesem Gesetze wol so ganz wünschenswerth nicht seyn. Oder

glauben Sie, daß in einem deſpotiſchen Staate etwas damit gewonnen iſt, daß Alle gleiche Sklaven ſind? Wenn daher die Mitleidenheit des Adels bei allen Staatslaſten, wenn die Gleichheit deſſelben mit den übrigen Bürgern vor dem Geſetze erfreulich ſeyn ſoll; ſo kommt es darauf an, wer die Staatslaſten auflegen, und wer die Geſetze geben wird. Das ſcheint mir zu bedenken. Daher laſſen Sie uns die Geſetze abwarten, und uns dann freuen.

Ich weiß nicht, ob ſich von andern Einrichtungen ähnliche Dinge ſagen ließen; ich mag aber nicht mehr ſagen, um nicht die Anmerkung dem Briefe gleich zu machen.

3.

Präsident M. an den Hofrath B.

(Im Decemb. 1807.)

Es thut mir in der That sehr Leid, lieber Herr Hofrath, daß Ihre Hoffnungen sich wenigstens darinn getäuscht, daß Sie das Gedeihen schneller erwartet haben; es thut mir Leid um Ihrentwillen, weil Sie sich getäuscht. Sonst dünkt mich, ist das kein übeles Zeichen. Alles, was schnell entsteht, pflegt nur von kurzer Dauer zu seyn; das Werden steht immer mit dem Vergehen im Verhältniß; und darin besteht ja der Kreislauf eines jeden Lebens; Es enthält nur Einen Moment der vollen Kraft. Alles Gute und Treffliche gedeihet langsam. Die deutsche Natur ist nicht rasch. Die größere Lebendigkeit der Franzosen macht es ihnen möglich, etwas schnell zu vollenden, zu

conſtituiren, zu organiſiren. Den Deutſchen würde das ſchwerlich gelingen. Unſere Vorfahren überlegten alles Wichtige zweimal: einmal im Rauſch und einmal nüchtern. Mir gefallen daher die Fürſten nicht übel, die Alles vorläufig beim Alten laſſen, und den Verlauf der Dinge abwarten; und ich halte für möglich, daß manche Reformen, die hier und da gemacht ſind, noch wieder reformirt werden könnten, wenn einmal der Bundestag eröffnet, und das Bundesſtatut errichtet ſeyn wird. Aber freilich, daß von dieſem Bundestag noch immer keine Rede iſt, ſcheint mir, wie Ihnen, ſeltſam genug. Darüber hab' ich, wenn ich nicht irre, Ihnen ſchon meine Meinung geſagt *).

*) Wenn man den deutſchen Zeitungen trauen darf, ſo wird jetzo (Junius 1808) wieder

Schmerzen würde es mich, wenn mein Brief etwas dazu beigetragen hätte, den Glanz Ihrer Hoffnungen auch nur im Mindesten zu trüben. Sie werden es ja sehr begreiflich finden, daß ein Mann, der schon eine solche Reihe von Jahren durchlebt hat, wie ich, und bald alt genannt werden dürfte, vielleicht schon also genannt wird, nicht sogleich eingehen kann in eine neue Ansicht der Dinge, oder in eine neue Ordnung. Wenn man nicht viele Schritte mehr zu machen hat, so geht man vorsichtig, um keinen vorwärts zu thun, den man wieder zurück thun

---

an den Bundestag gedacht: Wir haben irgendwo gelesen: Kaiser Napoleon wolle, daß die deutschen Fürsten ihn nicht länger verschieben sollten. Anstalten dazu sehen wir aber noch nicht, und zweifeln.

Anmerk. zur 2. Ausg.

müßte. Man wird immer bedächtiger, je älter man wird; ein Irthum in den spätern Jahren des Lebens ist dreimal so gefährlich, als in den früheren; und es ist besser, wie man glaubt, in dem alten, mit dem man wenigstens vertrauet ist, stecken zu bleiben, als einen neuen einzugehen.

Dennoch drängen Sie mich, daß ich Ihnen sogar meine Meinung über die Bundesurkunde sagen soll, in Beziehung auf die beiden Fragen, die ich in meinem vorigen Briefe aufgestellt habe. Ich nehme Anstand, voraussehend, daß sie bedeutend von Ihrer Ansicht abweichen wird. Wenn ich aber Ihrem Wunsche nachgebe, so verwahre ich mich ausdrücklich gegen alle Mißdeutung. Es ist meine Meinung, was ich gebe, die Meinung eines Mannes, der etwas nachgedacht

hat über Staaten und Völker, über ihre Natur, ihr Wesen, ihren Zweck; dem auch die Geschichte einiger Völker und Zeiten nicht ganz fremd ist; der aber doch gern zugiebt, und es wünscht, daß seine Meinung irrig seyn könne. Ich gebe sie Ihnen, als eine einzelne Stimme, die weiter nichts gelten soll. Zeigt die Folge, daß ich falsch gesehen, so trift ja keinen der Nachtheil als mich: ich werde in Ihrer Meinung verlieren, sollte sie sich wider Erwartung bewähren, so wird es ja einerlei seyn, ob sie ausgesprochen ist oder nicht. Lassen Sie sich daher nicht in Ihren Hoffnungen, in Ihrem Thun und Treiben stören.

Also zuerst: Wer hat den Bund geschlossen?

Diese Frage scheint auf den ersten Blick kaum einer Antwort zu bedürfen,

da die Bundesurkunde diejenigen Fürsten namentlich aufführt, die sie unter sich errichtet haben. Dennoch scheint sie mir von der höchsten Wichtigkeit, und wohl werth, daß man sie etwas genauer untersuche. Se. Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien erscheint von der einen Seite, von der andern aber eine Reihe Könige, Kurfürsten, Herzöge, Fürsten und Grafen, die bis dahin zum deutschen Reiche gehört hatten. Es sind also zwei Parteien, welche sich verbinden: Napoleon und die deutschen Fürsten.

Man könnte daher auf den ersten Blick leicht verführt werden, zu glauben, der Kaiser der Franzosen gehöre in den neuen Bund hinein, den Er ja mit den deutschen Fürsten gegründet hat; der Bund bestehe

zwischen Ihm und den deutschen Fürsten. Aber diese Ansicht ist durchaus falsch; der Kaiser Napoleon erscheint in der ganzen Urkunde nur als Kaiser der Franzosen und König von Italien. Schon im ersten Artikel werden die Staaten der deutschen Fürsten „die verbündeten Staaten des Rheins" genannt *); ihnen allein wird also der Name des Bundes beigelegt; von Frankreich ist nicht die Rede. Ohnehin würde es ja lächerlich seyn, Frankreich einen Rheinstaat zu nennen. Und wenn in der Folge (Art. 35.) eine Allianz zwischen Frankreich und den verbündeten Staaten ausgemacht wird, so ist das nur ein neuer Beweis, daß sich diese Allianz nicht durch die Confödération von selbst verstand, sondern aus-

*) Etats Confédérés du Rhin.

ausdrücklich festgesetzt werden mußte. Frankreich und die verbündeten Staaten bleiben sich gänzlich fremd, und sind einander nur vermöge ihrer Allianz näher gerückt. Das Verhältniß jedes einzelnen Bundesstaats zu Frankreich ist daher ein ganz anderes, als das Verhältniß desselben zu jedem andern Bundesstaat und zu dem Ganzen. Gehört aber Frankreich nicht zur Conföderation, so kann auch der Kaiser der Franzosen nicht in den Bund hineingezogen werden. Gehört der Kaiser der Franzosen aber nicht in die Conföderation hinein, so kann er auch nicht durch sie gebunden werden.

Wenn man bedenkt, daß der Kaiser der Franzosen (den Worten der Urkunde nach) das erste Glied der Verbindung ist, und daß ohne Ihn kein Bund existirte: so könnte es Manchen seltsam dün-

ken, daß Er nicht zu dem Bundesstaate gehören soll; und man möchte geneigt werden, Ihn zum Mittelpuncte des Ganzen zu machen. Diese Seltsamkeit wird aber hoffentlich aufhören, wenn wir nachher uns daran erinnern, wie der Bund entstanden ist. Es wird durchaus nicht geleugnet, daß Napoleon mit dem Bunde in Verbindung stehe; Seine Einwirkung auf ihn wird fortdauern; sie ist ja zum Theil in der Urkunde bestimmt (Art. 12, 36. 37.); Er ist Protector, und hat als solcher Rechte. Aber der Bund wird nicht auf Ihn wirken; es ist kein Wechselverhältniß da; Sein Wirken ist immer positiv. Sie haben es selbst wohl ausgedrückt: Napoleon schwebt als schützender Genius über dem Bunde. Wie die Sonne über der Erde schwebt, ihr mittheilend Licht und Wärme, Leben und

Gedeihen, ohne ihre ganze Thätigkeit auf die Erde zu verwenden: so Napoleon über dem Bunde, wenn wir anders Das von Ihm erwarten wollen, was wir von der Größe seines Geistes und Gemüths erwarten dürfen.

Fürchten Sie nicht, daß ich den sieben und dreißigsten Artikel der Urkunde übersehen hätte. Wenn Frankreich hier unter den Bundesgliedern genannt zu seyn scheint: so wird dadurch das Gesagte nicht widerlegt. Durch die Eine Urkunde nämlich sind zwei Verbindungen geschlossen: der Rheinbund und die Allianz desselben mit Frankreich. In dem genannten Artikel ist nur von der letzteren die Rede; Es soll ein Maaßstab gegeben werden, nach welchem die Allianz realisirt, die Truppen zum gemeinschaftlichen Kriege

geliefert werden müssen. In dieser Beziehung muß Frankreich mit den übrigen Staaten zusammen stehen, ohne daß es in die Vereinigung, die zwischen diesen statt finden soll, gezogen werden könnte.

Es ist also gewiß: Der Monarch eines fremden Staats (Napoleon) hat mit den Regenten anderer Staaten eine Uebereinkunft abgeschlossen, durch welche diese Staaten einmal unter sich vereinigt; und zweitens, also vereinigt, in eine Allianz mit Ihm getreten sind. Von der ersten Verbindung ist Er Protector; von der zweiten, Mitglied.

Das zweite Glied der Verbindung bilden (den Worten der Urkunde nach) die deutschen Könige, Kurfürsten, Herzoge, Fürsten und Grafen, welche

in den Bund eingetreten ſind. Dieſe Fürſten alle waren bis auf jenen Tag Mitglieder des deutſchen Reichs. Als ſolche hatten ſie freilich ihre Unterthanen gehabt, und dieſe beherrſcht; aber nicht nach Willkühr, oder eigener Einſicht. Sie waren gebunden und beſchränkt, ſowol durch ihre Völker, (durch Stände und Regierungen) als durch Kaiſer und Reich. Sie haben aber die alte Verbindung einſeitig aufgelöſet, und die neue eben ſo einſeitig geſchloſſen. Kaiſer und Reich ſind erſt benachrichtigt von dieſem wie von jenem, nachdem ſchon Alles in Richtigkeit gebracht, und der neue Bund ſchon geſchloſſen war. Die Völker aber ſind, ſoviel mir bekannt geworden iſt, ganz und gar nicht befragt, weder die alten Unterthanen der nunmehrigen Bundesfürſten, noch die Regenten, die jetzt für mittelbar erklärt ſind, und

ihre Untergebenen. Ob diese eben so unzufrieden mit der alten deutschen Constitution waren, als die gegenwärtigen Bundes-Fürsten; ob sie einen eben solchen Wunsch nach dieſem Bunde mit Frankreich gehabt haben, als diese Fürsten, ist wenigstens zweifelhaft. Ich will gern glauben, daß sie, wenn man sie anders befragt hätte, eingewilligt haben würden. Dem Sinn und guten Willen der deutschen Bundesfürsten traue ich zu, daß sie sich nicht erlaubt haben würden, über die Rechte eines Dritten zu entscheiden, wenn sie sich nicht bewußt gewesen, daß sie es nicht zu ihrem, sondern zum Vortheile des gemeinsamen Vaterlandes thaten. Eben so traue ich den jetzt mittelbaren Fürsten und Herren zu, daß sie, wenn sie befragt wären, keinen Anstand genommen hätten, das Opfer zu bringen,

welches man von ihnen foderte. Ich erwarte daher zuverſichtlich, daß die deutſchen Bundesfürſten Alles thun werden, um eine allgemeine Zufriedenheit mit ihren Schritten zu bewirken. Aber da dieſe Hoffnung ganz auf den Charakter der deutſchen Bundesfürſten gegründet iſt; da dieſe Fürſten verſchiedene ſind; da man keines Menſchen Herz ſehen kann; da die Geſchichte Fälle liefert, daß Regenten ſich gänzlich geändert, und ein früheres lobwürdiges Leben und Regieren ſpäter mit ſchandbarer Willkühr und heilloſem Deſpotismus beſchloſſen haben (die erſten Jahre Nero's wurden von Marc Aurel muſterhaft gefunden); da ſolch' eine Umwandlung von äuſſern Umſtänden herbeigeführt werden kann, und da wenigſtens gewiß iſt, daß ſie Alle Nachfolger haben werden, keiner aber für ſeinen

Nachfolger ſtehen kann (Titus und Domitianus trug Einer Mutter Schooß!): ſo müſſen wir unſere Erwartungen für die Zukunft nicht auf den hohen Sinn, und die Fürſtentugend der gegenwärtigen Herrſcher, die nicht ewig leben können, ſondern auf das Recht gründen, welches feſtgeſetzt iſt, und darum feſtgeſetzt iſt, daß es bleiben ſoll.

Die Deutſchen Fürſten haben alſo für ſich mit Napoleon den Bund geſchloſſen; Länder, und Völker, die ſie entweder vorher beherrſcht hatten, oder auch nicht, haben ſie ſich zugeſchrieben und ſie ſind ihnen zugeſtanden. Es findet alſo nur zwiſchen ihnen und Napoleon ein Verhältniß ſtatt; Es giebt keine Bundesunterthanen, ſondern nur Bundesfürſten. Ich weiß wohl, daß in der Bundesacte

wiederholt die Staaten verbündet genannt werden; weiß, daß es im Anfange heißt: „die Staaten der Könige von Baiern, Würtenberg u. s. w. sollen unter sich durch eine besondere Konföderation unter dem Namen der verbündeten Staaten des Rheins, vereinigt seyn; daß „von dem gemeinsamen Interesse der verbündeten Staaten" die Rede ist; daß die Staaten Glieder des Bundes genannt werden *). Aber diese Worte müssen ihren Sinn erhalten aus den Umständen. Die Völker wußten

*) Les états de L. L. M. M. les rois de Bavière et de Wurtenberg, de L. L. A. A. S. S. les Electeurs Archichancelier, de Bade u. s. w. seront unis entr'eux par une confederation particulière sous les nom: l'Etats confédérés du Rhin. — Art. 6: Les intérêts communs des états confédérés. — 31: Etats membres — — de la Confederation du Rhin.

nichts; sie könnten also nicht unter dem Ausdruck: Staaten verstanden werden. Nur die Fürsten schließen den Bund; die Fürsten werden als Eins mit den Staaten angesehen; die Staaten als ihr Eigenthum behandelt. Also giebt es nur Bundesstaaten in sofern man sie als Eins denkt mit den Bundesfürsten *). Diese haben sich für souverain erklärt, und die Souverainetät ist ihnen zugestanden; es sind also die Fürsten souverain, nicht die Völker. Der Kaiser der Franzos

*) Allerdings muß der souveraine Fürst eines Staats durchaus immer als Eins mit dem Staate gedacht werden. Aber die deutschen Fürsten waren noch nicht als souverain von ihren Völkern anerkannt als sie den Bund schlossen, sondern sie wurden erst vermittelst des Bundes souverain.

Anmerk. zur 2. Ausg.

sen (nicht der König von Italien) ist Protector des Bundes; sonach Protector der Fürsten, mit welchen der Bund geschlossen ist; oder, wenn Sie die Regenten als Eins mit den Staaten denken wollen, so ist der Staat Frankreich Protector der Staaten des Rheinbundes; zwischen dem Protector aber und den Unterthanen der Fürsten findet kein rechtliches Verhältniß statt, ausgenommen etwa die ehemaligen Reichsfürsten und Herren, die jetzo mediatisirt sind. —

Nachdem wir so bestimmt haben: wer denn eigentlich den Bund geschlossen hat? — erlauben Sie mir einige Reflexionen über das, was von diesen Compaciscenten (abgesehen von ihrem persönlichen Wollen) beschlossen werden konnte, und

wie das, was geſchloſſen iſt, in dieſer Beziehung erklärt werden müſſe?

Das erſte Glied der Verbindung iſt der Monarch eines fremden Staats.

Durch vielfältiges Nachdenken über die Natur menſchlicher Verbindungen, über das Verhältniß der Völker und Staaten, und über das Verhältniß des Regenten zum Staate, und durch ein ſorgfältiges Studium der Geſchichte, um die Reſultate meines Nachdenkens durch die Wirklichkeit zu bewähren, oder zu widerlegen, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die Zwecke und Ideen der Regenten, als Regenten, inſofern ſie realiſirt werden können, nicht an ſich beurtheilen müſſe, ſondern nach der

Natur des Staats überhaupt, d. h. des wirklichen in der Zeit seyenden Staats. Man kann den Regenten freilich von dem Staate, welchen er regiert absondern, und ihn bloß betrachten, wie jeden andern Menschen. In dieser Ansicht ist sein Wollen und Streben an sich zu würdigen, nach Vernunftideen; und er wird groß seyn, und achtungswürdig, und unserer Liebe werth, wenn er großer Ideen fähig ist, die Welt, die Menschen zu umfassen vermag, Freund seyn kann und lieben. Aber er ist dies Alles nur als Mensch, abgesehen von der Stelle, auf welcher er steht. Ein großer, guter, liebenswürdiger Mensch aber kann ein sehr kleiner Regent seyn, König oder Kaiser. Man kann zweitens den Regenten als Regenten betrachten, also in seinem Verhältnisse zu seinem Volk und zu seiner Zeit, und dabei

davon hinwegsehen, daß er Regent eines Staats ist, der nach ihm bleiben soll; man kann also die Zeit seiner Regierung absondern von der ganzen Dauer des Staats, von welcher sie nur ein Theil ist. In dieser Beziehung kann der Regent groß seyn, wenn Er Alles ist, was er in den gegebenen Verhältnissen seyn kann; wenn er für seines Reiches Größe und Wohlfahrt, nach seiner Idee, die Umstände wohl benutzt, und es hinaus zu heben sucht über Alles Gleichzeitige. Diese beiden Gesichtspuncte sind zusammen zu fassen, wenn man den Regenten, als solchen, das soll heissen, nach seinem Wollen und Streben, nach der Idee, welcher Er sein Leben brachte, würdigen will. Aber der Regent gehört, wie wir Alle, zu dem Geschlechte der armen Sterblichen; er bleibt nur eine kurze Zeit, und die

Ideen, nach welchen er handelte, wirken über den Kreis seines Lebens hinaus. Er vermag weder seine Ideen zu vererben auf seine Nachfolger, noch die Umstände, für welche sie berechnet waren. Daher mag es geschehen, daß solche Ideen und Handlungen, die, wenn wir auf den Regenten allein sehen, oder auf ihn und seine Zeit, uns die größte Bewunderung und Ehrfurcht einflößen, und uns zum Anbeten seines großen Geistes zwingen, doch durchaus verderblich wirken, in der Folge der Zeit, auf seinen Staat, zu dessen Heil er zu leben und zu wirken glaubte. Will man daher die Ideen und Unternehmungen der Fürsten so würdigen, wie sie gewürdigt werden müssen, so ist nothwendig, daß man die Fürsten für nichts anders ansieht, als für Organe der Staaten, und man muß ihre Ideen und Entwürfe nehmen, als

hervorgegangen aus dem natürlichen Streben des Staats überhaupt, und dieſes Staats (nach Lage und Umſtänden) insbeſondere. Denn alle Ideen eines Fürſten, wie er ſie auch während ſeines Lebens aufrecht erhalten mag, müſſen ſich im Fortgange der Zeit verlieren in das ewige Intereſſe des Staats überhaupt, und die Natur dieſes Staats im Beſondern. Das eigentliche Leben einer Nation nämlich, Alles was ſie kräftig wird und erreicht, geht hervor aus der Zuſammenwirkung ihres eigenthümlichen Geiſtes und der Natur, in welcher ſie lebte. Ein Regent, welcher der Nation fremd iſt, d. h. der nicht hervorgegangen iſt aus ihrem eigenthümlichen Geiſt, oder der nicht den Geiſt und den Charakter der Nation ſich zu eigen zu machen verſteht, kann wol durch phyſiſchen Zwang für den

Moment etwas bewirken, welches für den Beurtheiler, der draußen ſteht, hemmend oder fördernd ſcheint: aber Wurzel ſchlagen, bleiben, tief eingreifen, kann nur das, welches gedacht und unternommen wird gemäß dem Geiſte des Volks *), und der ewigen Natur des Staats, die durch jenen Geiſt beſonders geſtaltet wird. Daher iſt das Weiſeſte, welches ein Fürſt, der nach einem feſten Ziel handeln und nicht thörichte Verſuche machen will, thun kann, dieſes, daß er die Natur des Staats überhaupt und den Geiſt ſeines Volks im Beſondern aufs Genaueſte erforſche, und der Fürſt iſt, als Fürſt, am größten, deſſen Ideen, deren Reali-

*) Unter welchem Geiſte man ſich aber kein ſtarres, todtes Etwas zu denken hat, ſondern ein wahrhaftiges, fortſchreitendes, aber eigenthümliches Leben!

rung er nachſtrebt, der Natur des Staats und ſeines Staats allezeit gemäß iſt; wie wol er als Menſch, und als Regent blos in Beziehung auf ſeine Zeit größer ſeyn kann durch Ideen, die über ſeinen Staat hinaus gehen *).

*) Dieſe Unterſcheidung ſcheint uns von großer Wichtigkeit; denn da wir Menſchen ſind und Verſtand haben, ſo iſt uns ſelten das Wiſſen um das Thun der Fürſten genug; wir urtheilen, aber ohne jene Unterſcheidung iſt ſchwer, iſt unmöglich, richtig zu urtheilen und doch gerecht zu bleiben. Es iſt ein ſo auffallender Fehler, die Abſicht eines Regenten, ſeine Ideen, ſein Thun und Wollen für ſeine Zeit, zu verwechſeln mit den Ideen, die er, als das Organ ſeines Volks, lebend einzig im Geiſte ſeiner Nation, hätte befolgen ſollen, daß daraus die widerſprechendſten Urtheile entſtehen: und doch iſt der Fehler ſehr gewöhnlich. Wenn man über den Regenten, als Menſchen, und in Beziehung auf ſeine Zeit, urtheilen will: ſo iſt es ungerecht, ihn verantwortlich zu machen für die Wir-

Napoleon iſt Monarch eines freyen Staats. Was Er in Seines Geiſtes unergründlicher Tiefe gedacht haben, wie ſehr Seine große Seele die benachbarten

---

kung ſeiner Beſtrebung unter ſeinen Nachfolgern; will man aber die Wirkung ſeines Lebens im Ganzen des Staats ſehen, deſſen Fürſt er war, ſo beurtheilt man bloß ſeine Ideen, nicht aber ihn ſelbſt, d. h. im erſten Fall hält man ihn an den Maaßſtab eines vollendeten Menſchen unter gegebenen Verhältniſſen; im zweiten hält man ſein Thun an die Idee des Staats und ſeines Staats. Carl, der Franken König, verdient den Namen des Großen als Menſch und Regent in Rückſicht auf die Zeit ſeiner Herrſchaft; ſeine Thaten mögen minder groß erſcheinen, wenn man an ſeine Nachfolger denkt. Näher liegen uns Joſeph und Friedrich die Zweiten. Wer lobt nicht die Zwecke des erſten: aber wo iſt die Wirkung geblieben? Wer bewundert nicht die Größe des andern; aber wo entſpann ſich der Fall ſeiner Monarchie?

Anmerk. zur 2. Ausg.

Völker, die Völker Europa's und der Welt umschließen mag: Wer hat das begriffen! Wer könnte es! Aber so gewiß Er Regent eines fremden Staats bleibt, so gewiß muß Sein Wollen und Thun durch die Verbindung der deutschen Fürsten und mit den deutschen Fürsten, nach dem Wesen des Staats überhaupt, und seiner Monarchie im Besondern beurtheilt werden, wenn man die Zukunft im Auge behält, und wissen will, was Deutschland von dem Rheinischen Bunde erwarten darf, und was Frankreich daraus machen wird, wenn erst Napoleon nicht mehr ist und nun in den Worten der Urkunde ein Sinn gesucht wird, und sie gedeutet werden, nach den Umständen, unter welchen sie entstanden. Es kann seyn, daß Napoleon als Mensch, und bloß in Beziehung auf Sein Zeitalter, größer erschiene,

wenn man voraussetzt, Deutschlands Interesse habe Ihm eben so sehr am Herzen gelegen, als Frankreichs; aber als Monarch des französischen Kaiserthums, gewiß nicht; und so wird ihn Frankreich betrachten. Man muß daher über Ihn, den großen Mann, hinwegsehen, und an den Staat denken, dessen Organ, mit dem Er Eins ist, und der sich nur in Ihm und durch Ihn ausspricht, wenn man über die Urkunde reden will.

Wollen wir aber wissen, welches das Interesse eines Staats in Rücksicht auf einen fremden Staat (denn nur das kann uns hier etwas angehen) im Allgemeinen seyn kann und seyn muß, so müssen wir zuvor über die Natur, das Streben und den Zweck des Staats überhaupt einig geworden seyn. Darauf wird

ſich beſtimmen laſſen, welches Intereſſe Frankreich gegen Deutſchland und folglich gegen den rheiniſchen Bund hat; denn ihrer Allianz ungeachtet, ſind, der Vorausſetzung nach, Frankreich und die Staaten des Rheinbundes ganz verſchiedene und ſich gegenſeitig fremde Staaten geblieben; aus beiden wird endlich der Sinn der Bundesacte, in dieſer Beziehung, erklärt werden können.

Ueber die Natur des Staats hegen Viele unſerer gegenwärtigen Publiciſten und Juriſten eine höchſt ſeltſame Meinung, wenigſtens drücken ſie ſich höchſt ſeltſam darüber aus. Es ſcheint als ſuchten ſie den Staat außer den Bürgern, und als würde der Staat nur, gebildet von dem Regenten und ſeiner Dienerſchaft, mit der dazu gehörigen

Anzahl Soldaten; die Bürger aber seyen nur dazu da, um Alles herbei zu schaffen, was jene zu ihrer Erhaltung für nöthig und heilsam achten. Darum hält man den Staat nicht nur für befugt, die Bürger zu plündern, damit die Staatswirthschaft gedeihe, sondern man trägt auch kein Bedenken, den Menschen zu vernichten, damit der Staatsbürger (wie oben bestimmt wurde) vollendet werde. Zu einer andern Zeit freilich muß sich denn dafür der Regent auch gefallen lassen, daß man ihn ansieht als gar nicht zum Staate gehörend, und als völlig überflüssig für den Staat; besonders alsdann, wenn durch die Ereignisse der Zeit Fürsten aufgehört haben zu seyn, und man sie nicht mehr zu fürchten braucht *).

*) Von der ersten Ansicht ist schon oben (S. 84.) ein Beispiel angeführt, und ein anderes wird

Der Grundfehler Alles verkehrten Räsonnements über den Staat scheint

---

noch vorkommen; zur Noth könnten wir leicht eben so viele Dutzend geben. Aber auch von der zweiten Art sind sie nicht selten. Wir wollen an Eins erinnern. — Bei den großen Veränderungen, die wir erlebt haben, ist wiederholt (die Veranlassung gab das Personale des Reichskammergerichts) die Behauptung aufgestellt (und in Schriften, die man schon classisch genannt hat): „daß die Staatsdiener bei einer Staatsveränderung, zufolge des Dienstvertrags, das Recht hätten auf Entschädigung." In einer berühmten Literatur-Zeitung ist triumphirend gesagt worden, das sey eine Wahrheit, welche der Menschheit angehöre (gleichsam, als ob es auch Wahrheiten gäbe, welche der Menschheit nicht angehören), und welche diese nicht wieder untergehen lassen dürfe. Wir bemerken: 1. Ich habe ein Recht nicht auf das, welches ich mir selbst zuschreibe, sondern auf das, welches mir von Andern zugestanden ist, und zwar habe ich es nur gegen diese. Mit wem haben denn nun die Staatsdiener den Dienstvertrag geschlossen? Doch wohl

mir darin zu liegen, daß man den Zweck des Staats in ihn ſelbſt ſetzt, oder viel-

---

mit dem Staate, welcher verändert iſt, d. h. welcher aufgehört hat zu ſeyn. Hat der Staat aber aufgehört, der ihnen Rechte zugeſtanden hat, ſo haben auch ſie aufgehört, ſeine Diener zu ſeyn, und der Vertrag iſt nicht mehr geltend, oder wie wollen ſie ihn geltend machen? Er war nur auf Treu und Glauben gegründet! Sobald ſie mit dem neuen Staat wieder einen Vertrag ſchließen, werden ſie wieder Staatsdiener ſeyn; aber ſo gewiß ſie den alten Staat nicht wieder herſtellen, ſo gewiß können ſie keine Rechte haben. Sie begehen den Widerſpruch, daß ſie den alten Staat wiederum in dem neuen erblicken wollen, während ſie doch von einer Staatsumwälzung ſprechen. Weil die früheren Menſchen noch ſo ziemlich da ſind, den Fürſten etwa ausgenommen, ſo meint man, iſt auch der Staat noch da. Aber nicht die Menſchen machen den Staat, ſondern die Bürger, und ſie machen ihn durch ihre Einheit im Geſetz. — 2. Wenn derjenige „ein Staatsdiener iſt, welcher irgend einen Zweig der Staatsgewalt verwaltet," ſo iſt doch der Fürſt wol der erſte Staats-

mehr (da der Staat, als solcher, allerdings seinen Zweck in sich selbst hat) darinn, daß

---

diener, weil er das Ganze verwaltet. Er ist für das Ganze, was die Andern für die Zweige. Sollen daher bei einer Staatsveränderung die Staatsdiener zu Entschädigungen ein Recht haben, so müßte der Fürst doch wol das erste und größte Recht auf Entschädigung haben. Der Fürst hat unmittelbar mit der Gemeine einen Vertrag geschlossen; die übrigen Staatsdiener nur mittelbar durch den Fürsten. Soll der unmittelbare Vertrag aber nicht mehr gültig seyn: wieviel weniger kann es von dem mittelbaren behauptet werden! Und doch will man, daß das regierende Haus allein zu Grunde gehen soll! Und doch kämpft man nur für die untergeordneten Staatsdiener, und überläßt den Fürsten seinem Schicksal! Oder ist Einer aufgestanden, welcher behauptet hätte, der Churfürst von Hessen z. B. habe ein Recht auf Entschädigung, oder die Standesherren für ihre verlohrene Hoheit? Und womit könnten diese entschädigt werden? Soll aber der Fürst kein Recht haben auf Entschädigung: wie sollten die andern Staatsdiener dazu gelangen! Wenn das Haupt nicht gilt,

man voraussetzt, die Menschen errichteten darum einen Staat, um ihn eben zu er-

---

was wollen die Füße? In der That: dieses Verfahren der untergeordneten Staatsdiener, die selbst entschädigt werden wollen, und sich darüber von Denen trennen, von welchen sie vormals abhingen, durch welche sie vormals waren, scheint uns nicht gut; und es kommt uns vor, als würden sie dadurch nicht eben das Vertrauen der neuen Fürsten erwerben, die hoffentlich den Wechsel menschlicher Dinge kennen gelernt haben. —

3. Die ganze Ansicht, die hier obwaltet, daß nämlich das Staatsamt ein Eigenthum sey, dessen Einkünfte man genießt, ist vielleicht eine höchstschädliche und höchstverkehrte Ansicht. Aber unsere Staaten, in welchen sie im Mittelalter entstanden ist, haben zu ihr verleitet. Vielleicht kommt sie jetzt etwas aus der Gewohnheit, da neuere Staaten auf eine andere Weise verfahren. Aber gesetzt: wir ließen diese Ansicht gelten; hat denn, nach einer Staatsveränderung, jeder Mensch das Recht, das Gut von dem neuen Staat zurückzufodern, welches er als Bürger des alten eigenthümlich besaß? Ist Frankreich verbunden, die Emigranten zu entschädigen?

Der Grundfehler Alles verkehrten Räsonnements über den Staat scheint

---

noch vorkommen; zur Noth könnten wir leicht eben so viele Dutzend geben. Aber auch von der zweiten Art sind sie nicht selten. Wir wollen an Eins erinnern. — Bei den großen Veränderungen, die wir erlebt haben, ist wiederholt (die Veranlassung gab das Personale des Reichskammergerichts) die Behauptung aufgestellt (und in Schriften, die man schon classisch genannt hat): „daß die Staatsdiener bei einer Staatsveränderung, zufolge des Dienstvertrags, das Recht hätten auf Entschädigung." In einer berühmten Literatur-Zeitung ist triumphirend gesagt worden, das sey eine Wahrheit, welche der Menschheit angehöre (gleichsam, als ob es auch Wahrheiten gäbe, welche der Menschheit nicht angehören), und welche diese nicht wieder untergehen lassen dürfe. Wir bemerken: 1. Ich habe ein Recht nicht auf das, welches ich mir selbst zuschreibe, sondern auf das, welches mir von Andern zugestanden ist, und zwar habe ich es nur gegen diese. Mit wem haben denn nun die Staatsdiener den Dienstvertrag geschlossen? Doch wohl

mir darin zu liegen, daß man den Zweck des Staats in ihn ſelbſt ſetzt, oder viel-

---

mit dem Staate, welcher verändert iſt, d. h. welcher aufgehört hat zu ſeyn. Hat der Staat aber aufgehört, der ihnen Rechte zugeſtanden hat, ſo haben auch ſie aufgehört, ſeine Diener zu ſeyn, und der Vertrag iſt nicht mehr geltend, oder wie wollen ſie ihn geltend machen? Er war nur auf Treu und Glauben gegründet! Sobald ſie mit dem neuen Staat wieder einen Vertrag ſchließen, werden ſie wieder Staatsdiener ſeyn; aber ſo gewiß ſie den alten Staat nicht wieder herſtellen, ſo gewiß können ſie keine Rechte haben. Sie begehen den Widerſpruch, daß ſie den alten Staat wiederum in dem neuen erblicken wollen, während ſie doch von einer Staatsumwälzung ſprechen. Weil die früheren Menſchen noch ſo ziemlich da ſind, den Fürſten etwa ausgenommen, ſo meint man, iſt auch der Staat noch da. Aber nicht die Menſchen machen den Staat, ſondern die Bürger, und ſie machen ihn durch ihre Einheit im Geſetz. — 2. Wenn derjenige „ein Staatsdiener iſt, welcher irgend einen Zweig der Staatsgewalt verwaltet," ſo iſt doch der Fürſt wol der erſte Staats-

mehr (da der Staat, als ſolcher, allerdings ſeinen Zweck in ſich ſelbſt hat) darinn, daß

---

diener, weil er das Ganze verwaltet. Er iſt für das Ganze, was die Andern für die Zweige. Sollen daher bei einer Staatsveränderung die Staatsdiener zu Entſchädigungen ein Recht haben, ſo müßte der Fürſt doch wol das erſte und größte Recht auf Entſchädigung haben. Der Fürſt hat unmittelbar mit der Gemeine einen Vertrag geſchloſſen; die übrigen Staatsdiener nur mittelbar durch den Fürſten. Soll der unmittelbare Vertrag aber nicht mehr gültig ſeyn: wieviel weniger kann es von dem mittelbaren behauptet werden! Und doch will man, daß das regierende Haus allein zu Grunde gehen ſoll! Und doch kämpft man nur für die untergeordneten Staatsdiener, und überläßt den Fürſten ſeinem Schickſal! Oder iſt Einer aufgeſtanden, welcher behauptet hätte, der Churfürſt von Heſſen z. B. habe ein Recht auf Entſchädigung, oder die Standesherren für ihre verlohrene Hoheit? Und womit könnten dieſe entſchädigt werden! Soll aber der Fürſt kein Recht haben auf Entſchädigung: wie ſollten die andern Staatsdiener dazu gelangen! Wenn das Haupt nicht gilt,

man voraussetzt, die Menschen errichteten darum einen Staat, um ihn eben zu ei-

---

was wollen die Füße! In der That: dieses Verfahren der untergeordneten Staatsdiener, die selbst entschädigt werden wollen, und sich darüber von Denen trennen, von welchen sie vormals abhingen, durch welche sie vormals waren, scheint uns nicht gut; und es kommt uns vor, als würden sie dadurch nicht eben das Vertrauen der neuen Fürsten erwerben, die hoffentlich den Wechsel menschlicher Dinge kennen gelernt haben. — 3. Die ganze Ansicht, die hier obwaltet, daß nämlich das Staatsamt ein Eigenthum sey, dessen Einkünfte man genießt, ist vielleicht eine höchstschädliche und höchstverkehrte Ansicht. Aber unsere Staaten, in welchen sie im Mittelalter entstanden ist, haben zu ihr verleitet. Vielleicht kommt sie jetzt etwas aus der Gewohnheit, da neuere Staaten auf eine andere Weise verfahren. Aber gesetzt: wir ließen diese Ansicht gelten; hat denn, nach einer Staatsveränderung, jeder Mensch das Recht, das Gut von dem neuen Staat zurückzufodern, welches er als Bürger des alten eigenthümlich besaß? Ist Frankreich verbunden, die Emigranten zu entschädigen?

Völker, die Völker Europa's und der Welt umschließen mag: Wer hat das begriffen! Wer könnte es! Aber so gewiß Er Regent eines fremden Staats bleibt, so gewiß muß Sein Wollen und Thun durch die Verbindung der deutschen Fürsten und mit den deutschen Fürsten, nach dem Wesen des Staats überhaupt, und seiner Monarchie im Besondern beurtheilt werden, wenn man die Zukunft im Auge behält, und wissen will, was Deutschland von dem Rheinischen Bunde erwarten darf, und was Frankreich daraus machen wird, wenn erst Napoleon nicht mehr ist und nun in den Worten der Urkunde ein Sinn gesucht wird, und sie gedeutet werden, nach den Umständen, unter welchen sie entstanden. Es kann seyn, daß Napoleon als Mensch, und bloß in Beziehung auf Sein Zeitalter, größer erschiene,

wenn man voraussetzt, Deutschlands Interesse habe Ihm eben so sehr am Herzen gelegen, als Frankreichs; aber als Monarch des französischen Kaiserthums, gewiß nicht; und so wird ihn Frankreich betrachten. Man muß daher über Ihn, den großen Mann, hinwegsehen, und an den Staat denken, dessen Organ, mit dem Er Eins ist, und der sich nur in Ihm und durch Ihn ausspricht, wenn man über die Urkunde reden will.

Wollen wir aber wissen, welches das Interesse eines Staats in Rücksicht auf einen fremden Staat (denn nur das kann uns hier etwas angehen) im Allgemeinen seyn kann und seyn muß, so müssen wir zuvor über die Natur, das Streben und den Zweck des Staats überhaupt einig geworden seyn. Darauf wird

ſich beſtimmen laſſen, welches Intereſſe Frankreich gegen Deutſchland und folglich gegen den rheiniſchen Bund hat; denn ihrer Allianz ungeachtet, ſind, der Vorausſetzung nach, Frankreich und die Staaten des Rheinbundes ganz verſchiedene und ſich gegenſeitig fremde Staaten geblieben; aus beiden wird endlich der Sinn der Bundesacte, in dieſer Beziehung, erklärt werden können.

Ueber die Natur des Staats hegen Viele unſerer gegenwärtigen Publiciſten und Juriſten eine höchſt ſeltſame Meinung, wenigſtens drücken ſie ſich höchſt ſeltſam darüber aus. Es ſcheint als ſuchten ſie den Staat außer den Bürgern, und als würde der Staat nur gebildet von dem Regenten und ſeiner Dienerſchaft, mit der dazu gehörigen

Anzahl Soldaten; die Bürger aber seyen nur dazu da, um Alles herbei zu schaffen, was jene zu ihrer Erhaltung für nöthig und heilsam achten. Darum hält man den Staat nicht nur für befugt, die Bürger zu plündern, damit die Staatswirthschaft gedeihe, sondern man trägt auch kein Bedenken, den Menschen zu vernichten, damit der Staatsbürger (wie oben bestimmt wurde) vollendet werde. Zu einer andern Zeit freilich muß sich denn dafür der Regent auch gefallen lassen, daß man ihn ansieht als gar nicht zum Staate gehörend, und als völlig überflüssig für den Staat; besonders alsdann, wenn durch die Ereignisse der Zeit Fürsten aufgehört haben zu seyn, und man sie nicht mehr zu fürchten braucht *).

*) Von der ersten Ansicht ist schon oben (S. 84.) ein Beispiel angeführt, und ein anderes wird

Der Grundfehler alles verkehrten Räsonnements über den Staat scheint

---

noch vorkommen; zur Noth könnten wir leicht eben so viele Dutzend geben. Aber auch von der zweiten Art sind sie nicht selten. Wir wollen an Eins erinnern. — Bei den großen Veränderungen, die wir erlebt haben, ist wiederholt (die Veranlassung gab das Personale des Reichskammergerichts) die Behauptung aufgestellt (und in Schriften, die man schon classisch genannt hat): „daß die Staatsdiener bei einer Staatsveränderung, zufolge des Dienstvertrags, das Recht hätten auf Entschädigung." In einer berühmten Literatur-Zeitung ist triumphirend gesagt worden, das sey eine Wahrheit, welche der Menschheit angehöre (gleichsam, als ob es auch Wahrheiten gäbe, welche der Menschheit nicht angehören), und welche diese nicht wieder untergehen lassen dürfe. Wir bemerken: 1. Ich habe ein Recht nicht auf das, welches ich mir selbst zuschreibe, sondern auf das, welches mir von Andern zugestanden ist, und zwar habe ich es nur gegen diese. Mit wem haben denn nun die Staatsdiener den Dienstvertrag geschlossen? Doch wohl

mir darin zu liegen, daß man den Zweck des Staats in ihn selbst setzt, oder viel-

---

mit dem Staate, welcher verändert ist, d. h. welcher aufgehört hat zu seyn. Hat der Staat aber aufgehört, der ihnen Rechte zugestanden hat, so haben auch sie aufgehört, seine Diener zu seyn, und der Vertrag ist nicht mehr geltend, oder wie wollen sie ihn geltend machen? Er war nur auf Treu und Glauben gegründet! Sobald sie mit dem neuen Staat wieder einen Vertrag schließen, werden sie wieder Staatsdiener seyn; aber so gewiß sie den alten Staat nicht wieder herstellen, so gewiß können sie keine Rechte haben. Sie begehen den Widerspruch, daß sie den alten Staat wiederum in dem neuen erblicken wollen, während sie doch von einer Staatsumwälzung sprechen. Weil die früheren Menschen noch so ziemlich da sind, den Fürsten etwa ausgenommen, so meint man, ist auch der Staat noch da. Aber nicht die Menschen machen den Staat, sondern die Bürger, und sie machen ihn durch ihre Einheit im Gesetz. — 2. Wenn derjenige „ein Staatsdiener ist, welcher irgend einen Zweig der Staatsgewalt verwaltet," so ist doch der Fürst wol der erste Staats-

mehr (da der Staat, als ſolcher, allerdings ſeinen Zweck in ſich ſelbſt hat) darinn, daß

---

diener, weil er das Ganze verwaltet. Er iſt für das Ganze, was die Andern für die Zweige. Sollen daher bei einer Staatsveränderung die Staatsdiener zu Entſchädigungen ein Recht haben, ſo müßte der Fürſt doch wol das erſte und größte Recht auf Entſchädigung haben. Der Fürſt hat unmittelbar mit der Gemeine einen Vertrag geſchloſſen; die übrigen Staatsdiener nur mittelbar durch den Fürſten. Soll der unmittelbare Vertrag aber nicht mehr gültig ſeyn: wieviel weniger kann es von dem mittelbaren behauptet werden! Und doch will man, daß das regierende Haus allein zu Grunde gehen ſoll! Und doch kämpft man nur für die untergeordneten Staatsdiener, und überläßt den Fürſten ſeinem Schickſal! Oder iſt Einer aufgeſtanden, welcher behauptet hätte, der Churfürſt von Heſſen z. B. habe ein Recht auf Entſchädigung, oder die Standesherren für ihre verlohrene Hoheit? Und womit könnten dieſe entſchädigt werden? Soll aber der Fürſt kein Recht haben auf Entſchädigung: wie ſollten die andern Staatsdiener dazu gelangen! Wenn das Haupt nicht gilt,

man voraussetzt, die Menschen errichteten darum einen Staat, um ihn eben zu ver-

---

was wollen die Füße? In der That: dieses Verfahren der untergeordneten Staatsdiener, die selbst entschädigt werden wollen, und sich darüber von Denen trennen, von welchen sie vormals abhingen, durch welche sie vormals waren, scheint uns nicht gut; und es kommt uns vor, als würden sie dadurch nicht eben das Vertrauen der neuen Fürsten erwerben, die hoffentlich den Wechsel menschlicher Dinge kennen gelernt haben. — 3. Die ganze Ansicht, die hier obwaltet, daß nämlich das Staatsamt ein Eigenthum sey, dessen Einkünfte man genießt, ist vielleicht eine höchstschädliche und höchstverkehrte Ansicht. Aber unsere Staaten, in welchen sie im Mittelalter entstanden ist, haben zu ihr verleitet. Vielleicht kommt sie jetzt etwas aus der Gewohnheit, da neuere Staaten auf eine andere Weise verfahren. Aber gesetzt: wir ließen diese Ansicht gelten; hat denn, nach einer Staatsveränderung, jeder Mensch das Recht, das Gut von dem neuen Staat zurückzufodern, welches er als Bürger des alten eigenthümlich besaß? Ist Frankreich verbunden, die Emigranten zu entschädigen?

richten; da doch das ganze Staatsverhältniß nur ein äuſſeres und untergeordnetes

---

und alle, die verlohren haben? — Es iſt wahr: die Staatsdiener haben mit Aufwand von Koſten und Zeit ſich zu dieſem Amte fähig gemacht; ſie ſind vielleicht nicht im Stande, jetzo noch ein Anderes zu ergreifen: aber ändert das die Sache, wenn vom Rechte geſprochen wird? Wie Mancher, der daſſelbe gethan hat, bleibt ſelbſt im fortbeſtehenden Staate von einem Amt ausgeſchloſſen, weil es ihm etwa an Connexionen fehlte, oder kommt wenigſtens nicht auf den Poſten, wohin er, der Billigkeit nach, gehörte; aber hat er damit ein Recht, dieſes zu fodern? Sie ſind zu beklagen; ſie ſind vielleicht unſchuldige Opfer; jeder Fühlende wird ihr Unglück theilen, und es zu mildern ſuchen; aber einen rechtlichen Vorzug haben ſie nicht vor andern Staatsbürgern. — Daher iſt wol überflüſſig zu bemerken: daß wir von Grund des Herzens wünſchen, treue Staatsdiener mögen überall ſo wenig leiden, als möglich, und daß wir die Hoffnung hegen, ihr und unſer Wunſch werde erfüllt werden. Die neuen Fürſten haben ja Beamte wiederum nöthig, ſo gut wie die Alten. Auch

ist, und einen höheren Zweck hat. Freilich ist es nothwendig, daß dem Ganzen das Einzelne untergeordnet werde; aber im Staate ist es nicht der Mensch, der dem Staate geopfert werden soll, sondern nur der Bürger, der nie aufhört Mensch zu seyn.

Mir scheint das ganze menschliche Leben keinen andern Sinn zu haben, als den, daß in dem Ablaufe der unendlichen Zeit, in den Menschen die unendliche

---

versteht sich, daß wir nur aus Gründen des allgemeinen Rechts disputirt haben, und zwar im Allgemeinen; nicht gegen die Mitglieder des Reichskammergerichts. Aber gestehen wollen wir auch; daß uns die Art, mit welcher sich die Assessoren und Richter dieses Tribunals gegenüber den Advokaten und Procuratoren ein Recht zugeschrieben haben, zu dieser Note veranlaßt hat.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Der Grundfehler alles verkehrten Räsonnements über den Staat scheint

---

noch vorkommen; zur Noth könnten wir leicht eben so viele Dutzend geben. Aber auch von der zweiten Art sind sie nicht selten. Wir wollen an Eins erinnern. — Bei den großen Veränderungen, die wir erlebt haben, ist wiederholt (die Veranlassung gab das Personale des Reichskammergerichts) die Behauptung aufgestellt (und in Schriften, die man schon classisch genannt hat): „daß die Staatsdiener bei einer Staatsveränderung, zufolge des Dienstvertrags, das Recht hätten auf Entschädigung." In einer berühmten Literatur-Zeitung ist triumphirend gesagt worden, das sey eine Wahrheit, welche der Menschheit angehöre (gleichsam, als ob es auch Wahrheiten gäbe, welche der Menschheit nicht angehören), und welche diese nicht wieder untergehen lassen dürfe. Wir bemerken: 1. Ich habe ein Recht nicht auf das, welches ich mir selbst zuschreibe, sondern auf das, welches mir von Andern zugestanden ist, und zwar habe ich es nur gegen diese. Mit wem haben denn nun die Staatsdiener den Dienstvertrag geschlossen? Doch wohl

mir darin zu liegen, daß man den Zweck des Staats in ihn ſelbſt ſetzt, oder viel-

---

mit dem Staate, welcher verändert iſt, d. h. welcher aufgehört hat zu ſeyn. Hat der Staat aber aufgehört, der ihnen Rechte zugeſtanden hat, ſo haben auch ſie aufgehört, ſeine Diener zu ſeyn, und der Vertrag iſt nicht mehr geltend, oder wie wollen ſie ihn geltend machen? Er war nur auf Treu und Glauben gegründet! Sobald ſie mit dem neuen Staat wieder einen Vertrag ſchließen, werden ſie wieder Staatsdiener ſeyn; aber ſo gewiß ſie den alten Staat nicht wieder herſtellen, ſo gewiß können ſie keine Rechte haben. Sie begehen den Widerſpruch, daß ſie den alten Staat wiederum in dem neuen erblicken wollen, während ſie doch von einer Staatsumwälzung ſprechen. Weil die früheren Menſchen noch ſo ziemlich da ſind, den Fürſten etwa ausgenommen, ſo meint man, iſt auch der Staat noch da. Aber nicht die Menſchen machen den Staat, ſondern die Bürger, und ſie machen ihn durch ihre Einheit im Geſetz. — 2. Wenn derjenige „ein Staatsdiener iſt, welcher irgend einen Zweig der Staatsgewalt verwaltet," ſo iſt doch der Fürſt wol der erſte Staats-

ſich beſtimmen laſſen, welches Intereſſe Frankreich gegen Deutſchland und folglich gegen den rheiniſchen Bund hat; denn ihrer Allianz ungeachtet, ſind, der Vorausſetzung nach, Frankreich und die Staaten des Rheinbundes ganz verſchiedene und ſich gegenſeitig fremde Staaten geblieben; aus beiden wird endlich der Sinn der Bundesacte, in dieſer Beziehung, erklärt werden können.

Ueber die Natur des Staats hegen Viele unſerer gegenwärtigen Publiciſten und Juriſten eine höchſt ſeltſame Meinung, wenigſtens drücken ſie ſich höchſt ſeltſam darüber aus. Es ſcheint als ſuchten ſie den Staat außer den Bürgern, und als würde der Staat nur, gebildet von dem Regenten und ſeiner Dienerſchaft, mit der dazu gehörigen

Anzahl Soldaten; die Bürger aber seyen nur dazu da, um Alles herbei zu schaffen, was jene zu ihrer Erhaltung für nöthig und heilsam achten. Darum hält man den Staat nicht nur für befugt, die Bürger zu plündern, damit die Staatswirthschaft gedeihe, sondern man trägt auch kein Bedenken, den Menschen zu vernichten, damit der Staatsbürger (wie oben bestimmt wurde) vollendet werde. Zu einer andern Zeit freilich muß sich denn dafür der Regent auch gefallen lassen, daß man ihn ansieht als gar nicht zum Staate gehörend, und als völlig überflüssig für den Staat; besonders alsdann, wenn durch die Ereignisse der Zeit Fürsten aufgehört haben zu seyn, und man sie nicht mehr zu fürchten braucht *).

*) Von der ersten Ansicht ist schon oben (S. 84.) ein Beispiel angeführt, und ein anderes wird

Der Grundfehler Alles verkehrten Räsonnements über den Staat scheint

---

noch vorkommen; zur Noth könnten wir leicht eben so viele Dutzend geben. Aber auch von der zweiten Art sind sie nicht selten. Wir wollen an Eins erinnern. — Bei den großen Veränderungen, die wir erlebt haben, ist wiederholt (die Veranlassung gab das Personale des Reichskammergerichts) die Behauptung aufgestellt (und in Schriften, die man schon classisch genannt hat): „daß die Staatsdiener bei einer Staatsveränderung, zufolge des Dienstvertrags, das Recht hätten auf Entschädigung." In einer berühmten Literatur-Zeitung ist triumphirend gesagt worden, das sey eine Wahrheit, welche der Menschheit angehöre (gleichsam, als ob es auch Wahrheiten gäbe, welche der Menschheit nicht angehören), und welche diese nicht wieder untergehen lassen dürfe. Wir bemerken: 1. Ich habe ein Recht nicht auf das, welches ich mir selbst zuschreibe, sondern auf das, welches mir von Andern zugestanden ist, und zwar habe ich es nur gegen diese. Mit wem haben denn nun die Staatsdiener den Dienstvertrag geschlossen? Doch wohl

mir darin zu liegen, daß man den Zweck des Staats in ihn selbst setzt, oder viel-

---

mit dem Staate, welcher verändert ist, d. h. welcher aufgehört hat zu seyn. Hat der Staat aber aufgehört, der ihnen Rechte zugestanden hat, so haben auch sie aufgehört, seine Diener zu seyn, und der Vertrag ist nicht mehr geltend, oder wie wollen sie ihn geltend machen? Er war nur auf Treu und Glauben gegründet! Sobald sie mit dem neuen Staat wieder einen Vertrag schließen, werden sie wieder Staatsdiener seyn; aber so gewiß sie den alten Staat nicht wieder herstellen, so gewiß können sie keine Rechte haben. Sie begehen den Widerspruch, daß sie den alten Staat wiederum in dem neuen erblicken wollen, während sie doch von einer Staatsauflösung sprechen. Weil die früheren Menschen noch so ziemlich da sind, den Fürsten etwa ausgenommen, so meint man, ist auch der Staat noch da. Aber nicht die Menschen machen den Staat, sondern die Bürger, und sie machen ihn durch ihre Einheit im Gesetz. — 2. Wenn derjenige „ein Staatsdiener ist, welcher irgend einen Zweig der Staatsgewalt verwaltet," so ist doch der Fürst wol der erste Staats-

mehr (da der Staat, als solcher, allerdings seinen Zweck in sich selbst hat) darinn, daß

---

diener, weil er das Ganze verwaltet. Er ist für das Ganze, was die Andern für die Zweige. Sollen daher bei einer Staatsveränderung die Staatsdiener zu Entschädigungen ein Recht haben, so müßte der Fürst doch wol das erste und größte Recht auf Entschädigung haben. Der Fürst hat unmittelbar mit der Gemeine einen Vertrag geschlossen; die übrigen Staatsdiener nur mittelbar durch den Fürsten. Soll der unmittelbare Vertrag aber nicht mehr gültig seyn: wieviel weniger kann es von dem mittelbaren behauptet werden! Und doch will man, daß das regierende Haus allein zu Grunde gehen soll! Und doch kämpft man nur für die untergeordneten Staatsdiener, und überläßt den Fürsten seinem Schicksal! Oder ist Einer aufgestanden, welcher behauptet hätte, der Churfürst von Hessen z. B. habe ein Recht auf Entschädigung, oder die Standesherren für ihre verlohrene Hoheit? Und womit könnten diese entschädigt werden? Soll aber der Fürst kein Recht haben auf Entschädigung: wie sollten die andern Staatsdiener dazu gelangen! Wenn das Haupt nicht gilt,

man voraussetzt, die Menschen errichteten darum einen Staat, um ihn eben zu er-

---

was wollen die Füße? In der That: dieses Verfahren der untergeordneten Staatsdiener, die selbst entschädigt werden wollen, und sich darüber von Denen trennen, von welchen sie vormals abhingen, durch welche sie vormals waren, scheint uns nicht gut; und es kommt uns vor, als würden sie dadurch nicht eben das Vertrauen der neuen Fürsten erwerben, die hoffentlich den Wechsel menschlicher Dinge kennen gelernt haben. — 3. Die ganze Ansicht, die hier obwaltet, daß nämlich das Staatsamt ein Eigenthum sey, dessen Einkünfte man genießt, ist vielleicht eine höchstschädliche und höchstverkehrte Ansicht. Aber unsere Staaten, in welchen sie im Mittelalter entstanden ist, haben zu ihr verleitet. Vielleicht kommt sie jetzt etwas aus der Gewohnheit, da neuere Staaten auf eine andere Weise verfahren. Aber gesetzt: wir ließen diese Ansicht gelten: hat denn, nach einer Staatsveränderung, jeder Mensch das Recht, das Gut von dem neuen Staat zurückzufodern, welches er als Bürger des alten eigenthümlich besaß? Ist Frankreich verbunden, die Emigranten zu entschädigen?

richten; da doch das ganze Staatsverhältniß nur ein äuſſeres und untergeordnetes

---

und alle, die verlohren haben? — Es iſt wahr: die Staatsdiener haben mit Aufwand von Koſten und Zeit ſich zu dieſem Amte fähig gemacht; ſie ſind vielleicht nicht im Stande, jetzo noch ein Anderes zu ergreifen: aber ändert das die Sache, wenn vom Rechte geſprochen wird? Wie Mancher, der daſſelbe gethan hat, bleibt ſelbſt im fortbeſtehenden Staate von einem Amt ausgeſchloſſen, weil es ihm etwa an Connexionen fehlte, oder kommt wenigſtens nicht auf den Poſten, wohin er, der Billigkeit nach, gehörte; aber hat er damit ein Recht, dieſes zu fodern? Sie ſind zu beklagen; ſie ſind vielleicht unſchuldige Opfer; jeder Fühlende wird ihr Unglück theilen, und es zu mildern ſuchen; aber einen rechtlichen Vorzug haben ſie nicht vor andern Staatsbürgern. — Daher iſt wol überflüſſig zu bemerken: daß wir von Grund des Herzens wünſchen, treue Staatsdiener mögen überall ſo wenig leiden, als möglich, und daß wir die Hoffnung hegen, ihr und unſer Wunſch werde erfüllt werden. Die neuen Fürſten haben ja Beamte wiederum nöthig, ſo gut wie die Alten. Auch

ist, und einen höheren Zweck hat. Freilich ist es nothwendig, daß dem Ganzen das Einzelne untergeordnet werde; aber im Staate ist es nicht der Mensch, der dem Staate geopfert werden soll, sondern nur der Bürger, der nie aufhört Mensch zu seyn.

Mir scheint das ganze menschliche Leben keinen andern Sinn zu haben, als den, daß in dem Ablaufe der unendlichen Zeit, in den Menschen die unendliche

---

versteht sich, daß wir nur aus Gründen des allgemeinen Rechts disputirt haben, und zwar im Allgemeinen, nicht gegen die Mitglieder des Reichskammergerichts. Aber gestehen wollen wir auch, daß uns die Art, mit welcher sich die Assessoren und Richter dieses Tribunals gegenüber den Advokaten und Procuratoren ein Recht zugeschrieben haben, zu dieser Note veranlaßt hat.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Vernunft, die Menschheit, entwickelt werde; daß der Menschengeist in den Zeitaltern, Geschlechtern und Individuen zum völligen Bewußtseyn komme. Das scheint man mir unter dem Worte Cultur verstehen zu müssen. Damit nun dieses geschehen könne, ist nöthig, daß ein jeder Mensch den Theil von Geist und Menschlichkeit, der in ihm liegt (der er ist) durch Handeln und Leben entwickele und ausbilde. Aber allen Menschen ist Eine Sinnenwelt gemein, in welcher ein jeder zu handeln genöthigt ist; nicht gemein ist ihnen ein gleicher Grad von Cultur. Es ist zu fürchten, daß Einer den Andern störe in seiner Entwickelung, d. h. in seinem Handeln und Leben. Auch ist der Mensch sich selbst nicht genug; die Menschheit in dem Einen erkennt die Menschheit in dem Andern; sie fühlen sich verwandt, und zu einander getrieben.

Dieſer Trieb bringt die Menſchen zu einer Vereinigung, in welcher er ſich ſelbſt befriedigt, und in welcher zugleich verhütet wird, daß jene Störung, die einer von dem andern befürchten müßte, nicht eintritt. So entſteht der Staat. Und da die Natur die Länder der Erde weit verbreitet und von einander getrennt hat, durch Berge und Flüſſe, und auf tauſend Weiſen, ſo hat ſie verhütet, daß dieſe Vereinigungen ſich nicht über gewiſſe Gränzen hinaus dehnten. So entſtehen Staaten. Gleich wie ſich die Eine Menſchheit in unendlich viele Individuen zertheilte, damit mitten in der Endlichkeit die Unendlichkeit derſelben realiſirt werden konnte, durch die unendliche Verſchiedenheit der Individuen; eben ſo ſcheint ſie die Völker zu höheren Individuen beſtimmt zu haben, damit die Cultur auch im Großen auf eine verſchiedene Weiſe erſcheine,

und im Ablaufe der unendlichen Zeit auf jede nur mögliche Weise, und somit vollkommen.

Im Allgemeinen scheint mir, kann man sagen: ein Staat, sey eine selbstständige Vereinigung von Menschen, die, ausdrücklich oder stillschweigend *), übereinkommen,

*) Stillschweigend, in sofern nämlich nicht jeder Einzelne zu der lauten Stimme des Ganzen seine wörtliche Einwilligung zu geben braucht. Ja, die Verfassung der Gesellschaft kann von Einem kommen, und Alle schweigen, und fügen sich. Dadurch, daß sie bleiben und sich fügen, geben sie, wiewol ohne ausdrückliche Erklärung, die Erklärung von sich, das sie der Verfassung, die eben deswegen der allgemeine Wille ist, beistimmen. Wer eine solche Verfassung nicht will, muß widersprechen oder auswandern.

Anmerk. zur 2. Ausg.

men, ihre Verhältniſſe zu einander nach einer beſtimmten und keinem (als durch eigne Schuld) unbekannten Weiſe einzurichten. Dieſe Weiſe nennt man die Staatsverfaſſung, die dadurch, daß ſie feſt beſtimmt und von Allen (ausdrücklich oder ſtillſchweigend) anerkannt iſt, das Recht begründet. Der Zweck, den jeder Einzelne durch den Eintritt in die Verbindung zu erreichen ſucht, iſt Freiheit, das heißt nicht, die Erlaubniß zu thun, was er will, ſondern die Gewißheit, daß er Alle und Jeden in eine ſolche Lage geſetzt, vermöge welcher er ſie zwingen kann, ihn in einem gewiſſen Kreiſe thun zu laſſen, was er will. Daſſelbe gilt von jedem andern in Rückſicht auf ihn. Es iſt alſo Sicherheit vor allen Andern, was

richten; da doch das ganze Staatsverhältniß nur ein äuſſeres und untergeordnetes

---

und alle, die verlohren haben? — Es iſt wahr: die Staatsdiener haben mit Aufwand von Koſten und Zeit ſich zu dieſem Amte fähig gemacht; ſie ſind vielleicht nicht im Stande, jetzo noch ein Anderes zu ergreifen: aber ändert das die Sache, wenn vom Rechte geſprochen wird? Wie Mancher, der daſſelbe gethan hat, bleibt ſelbſt im fortbeſtehenden Staate von einem Amt ausgeſchloſſen, weil es ihm etwa an Connexionen fehlte, oder kommt wenigſtens nicht auf den Poſten, wohin er, der Billigkeit nach, gehörte; aber hat er damit ein Recht, dieſes zu fodern? Sie ſind zu beklagen; ſie ſind vielleicht unſchuldige Opfer; jeder Fühlende wird ihr Unglück theilen, und es zu mildern ſuchen; aber einen rechtlichen Vorzug haben ſie nicht vor andern Staatsbürgern. — Daher iſt wol überflüſſig zu bemerken: daß wir von Grund des Herzens wünſchen, treue Staatsdiener mögen überall ſo wenig leiden, als möglich, und daß wir die Hoffnung hegen, ihr und unſer Wunſch werde erfüllt werden. Die neuen Fürſten haben ja Beamte wiederum nöthig, ſo gut wie die Alten. Auch

ist, und einen höheren Zweck hat. Freilich ist es nothwendig, daß dem Ganzen das Einzelne untergeordnet werde; aber im Staate ist es nicht der Mensch, der dem Staate geopfert werden soll, sondern nur der Bürger, der nie aufhört Mensch zu seyn.

Mir scheint das ganze menschliche Leben keinen andern Sinn zu haben, als den, daß in dem Ablaufe der unendlichen Zeit, in den Menschen die unendliche

---

versteht sich, daß wir nur aus Gründen des allgemeinen Rechts disputirt haben, und zwar im Allgemeinen; nicht gegen die Mitglieder des Reichskammergerichts. Aber gestehen wollen wir auch; daß uns die Art, mit welcher sich die Assessoren und Richter dieses Tribunals gegenüber den Advokaten und Procuratoren ein Recht zugeschrieben haben, zu dieser Note veranlaßt hat.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Vernunft, die Menschheit, entwickelt werde; daß der Menschengeist in den Zeitaltern, Geschlechtern und Individuen zum völligen Bewußtseyn komme. Das scheint man mir unter dem Worte Cultur verstehen zu müssen. Damit nun dieses geschehen könne, ist nöthig, daß ein jeder Mensch den Theil von Geist und Menschlichkeit, der in ihm liegt (der er ist) durch Handeln und Leben entwickele und ausbilde. Aber allen Menschen ist Eine Sinnenwelt gemein, in welcher ein jeder zu handeln genöthigt ist; nicht gemein ist ihnen ein gleicher Grad von Cultur. Es ist zu fürchten, daß Einer den Andern störe in seiner Entwickelung, d. h. in seinem Handeln und Leben. Auch ist der Mensch sich selbst nicht genug; die Menschheit in dem Einen erkennt die Menschheit in dem Andern; sie fühlen sich verwandt, und zu einander getrieben.

Dieſer Trieb bringt die Menſchen zu einer Vereinigung, in welcher er ſich ſelbſt befriedigt, und in welcher zugleich verhütet wird, daß jene Störung, die einer von dem andern befürchten mußte, nicht eintritt. So entſteht der Staat. Und da die Natur die Länder der Erde weit verbreitet und von einander getrennt hat, durch Berge und Flüſſe, und auf tauſend Weiſen, ſo hat ſie verhütet, daß dieſe Vereinigungen ſich nicht über gewiſſe Gränzen hinaus dehnten. So entſtehen Staaten. Gleich wie ſich die Eine Menſchheit in unendlich viele Individuen zertheilte, damit mitten in der Endlichkeit die Unendlichkeit derſelben realiſirt werden konnte, durch die unendliche Verſchiedenheit der Individuen; eben ſo ſcheint ſie die Völker zu höheren Individuen beſtimmt zu haben, damit die Cultur auch im Großen auf eine verſchiedene Weiſe erſcheine,

und im Ablaufe der unendlichen Zeit auf jede nur mögliche Weise, und somit vollkommen.

Im Allgemeinen scheint mir, kann man sagen: ein Staat, sey eine selbstständige Vereinigung von Menschen, die, ausdrücklich oder stillschweigend *), übereinkommen,

*) Stillschweigend, in sofern nämlich nicht jeder Einzelne zu der lauten Stimme des Ganzen seine wörtliche Einwilligung zu geben braucht. Ja, die Verfassung der Gesellschaft kann von Einem kommen, und Alle schweigen, und fügen sich. Dadurch, daß sie bleiben und sich fügen, geben sie, wiewol ohne ausdrückliche Erklärung, die Erklärung von sich, das sie der Verfassung, die eben deswegen der allgemeine Wille ist, beistimmen. Wer eine solche Verfassung nicht will, muß widersprechen oder auswandern.

Anmerk. zur 2. Ausg.

men, ihre Verhältniſſe zu einander nach einer beſtimmten und keinem (als durch eigne Schuld) unbekannten Weiſe einzurichten. Dieſe Weiſe nennt man die Staatsverfaſſung, die dadurch, daß ſie feſt beſtimmt und von Allen (ausdrücklich oder ſtillſchweigend) anerkannt iſt, das Recht begründet. Der Zweck, den jeder Einzelne durch den Eintritt in die Verbindung zu erreichen ſucht, iſt Freiheit, das heißt nicht, die Erlaubniß zu thun, was er will, ſondern die Gewißheit, daß er Alle und Jeden in eine ſolche Lage geſetzt, vermöge welcher er ſie zwingen kann, ihn in einem gewiſſen Kreiſe thun zu laſſen, was er will. Daſſelbe gilt von jedem andern in Rückſicht auf ihn. Es iſt alſo Sicherheit vor allen Andern, was

richten; da doch das ganze Staatsverhältniß nur ein äusseres und untergeordnetes

---

und alle, die verlohren haben? — Es ist wahr: die Staatsdiener haben mit Aufwand von Kosten und Zeit sich zu diesem Amte fähig gemacht; sie sind vielleicht nicht im Stande, jetzo noch ein Anderes zu ergreifen: aber ändert das die Sache, wenn vom Rechte gesprochen wird? Wie Mancher, der dasselbe gethan hat, bleibt selbst im fortbestehenden Staate von einem Amt ausgeschlossen, weil es ihm etwa an Connexionen fehlte, oder kommt wenigstens nicht auf den Posten, wohin er, der Billigkeit nach, gehörte; aber hat er damit ein Recht, dieses zu fodern? Sie sind zu beklagen; sie sind vielleicht unschuldige Opfer; jeder Fühlende wird ihr Unglück theilen, und es zu mildern suchen; aber einen rechtlichen Vorzug haben sie nicht vor andern Staatsbürgern. — Daher ist wol überflüssig zu bemerken: daß wir von Grund des Herzens wünschen, treue Staatsdiener mögen überall so wenig leiden, als möglich, und daß wir die Hoffnung hegen, ihr und unser Wunsch werde erfüllt werden. Die neuen Fürsten haben ja Beamte wiederum nöthig, so gut wie die Alten. Auch

iſt, und einen höheren Zweck hat. Freilich iſt es nothwendig, daß dem Ganzen das Einzelne untergeordnet werde; aber im Staate iſt es nicht der Menſch, der dem Staate geopfert werden ſoll, ſondern nur der Bürger, der nie aufhört Menſch zu ſeyn.

Mir ſcheint das ganze menſchliche Leben keinen andern Sinn zu haben, als den, daß in dem Ablaufe der unendlichen Zeit, in den Menſchen die unendliche

---

verſteht ſich, daß wir nur aus Gründen des allgemeinen Rechts diſputirt haben, und zwar im Allgemeinen, nicht gegen die Mitglieder des Reichskammergerichts. Aber geſtehen wollen wir auch, daß uns die Art, mit welcher ſich die Aſſeſſoren und Richter dieſes Tribunals gegenüber den Advokaten und Procuratoren ein Recht zugeſchrieben haben, zu dieſer Note veranlaßt hat.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Vernunft, die Menschheit, entwickelt werde; daß der Menschengeist in den Zeitaltern, Geschlechtern und Individuen zum völligen Bewußtseyn komme. Das scheint man mir unter dem Worte Cultur verstehen zu müssen. Damit nun dieses geschehen könne, ist nöthig, daß ein jeder Mensch den Theil von Geist und Menschlichkeit, der in ihm liegt (der er ist) durch Handeln und Leben entwickele und ausbilde. Aber allen Menschen ist Eine Sinnenwelt gemein, in welcher ein jeder zu handeln genöthigt ist; nicht gemein ist ihnen ein gleicher Grad von Cultur. Es ist zu fürchten, daß Einer den Andern störe in seiner Entwickelung, d. h. in seinem Handeln und Leben. Auch ist der Mensch sich selbst nicht genug; die Menschheit in dem Einen erkennt die Menschheit in dem Andern; sie fühlen sich verwandt, und zu einander getrieben.

Dieſer Trieb bringt die Menſchen zu einer Vereinigung, in welcher er ſich ſelbſt befriedigt, und in welcher zugleich verhütet wird, daß jene Störung, die einer von dem andern befürchten mußte, nicht eintritt. So entſteht der Staat. Und da die Natur die Länder der Erde weit verbreitet und von einander getrennt hat, durch Berge und Flüſſe, und auf tauſend Weiſen, ſo hat ſie verhütet, daß dieſe Vereinigungen ſich nicht über gewiſſe Gränzen hinaus dehnten. So entſtehen Staaten. Gleich wie ſich die Eine Menſchheit in unendlich viele Individuen zertheilte, damit mitten in der Endlichkeit die Unendlichkeit derſelben realiſirt werden konnte, durch die unendliche Verſchiedenheit der Individuen; eben ſo ſcheint ſie die Völker zu höheren Individuen beſtimmt zu haben, damit die Cultur auch im Großen auf eine verſchiedene Weiſe erſcheine,

und im Ablaufe der unendlichen Zeit auf jede nur mögliche Weise, und somit vollkommen.

Im Allgemeinen scheint mir, kann man sagen: ein Staat, sey eine selbstständige Vereinigung von Menschen, die, ausdrücklich oder stillschweigend *), übereinkommen,

*) Stillschweigend, in sofern nämlich nicht jeder Einzelne zu der lauten Stimme des Ganzen seine wörtliche Einwilligung zu geben braucht. Ja, die Verfassung der Gesellschaft kann von Einem kommen, und Alle schweigen, und fügen sich. Dadurch, daß sie bleiben und sich fügen, geben sie, wiewol ohne ausdrückliche Erklärung, die Erklärung von sich, das sie der Verfassung, die eben deswegen der allgemeine Wille ist, beistimmen. Wer eine solche Verfassung nicht will, muß widersprechen oder auswandern.

Anmerk. zur 2. Ausg.

men, ihre Verhältniſſe zu einander nach einer beſtimmten und keinem (als durch eigne Schuld) unbekannten Weiſe einzurichten. Dieſe Weiſe nennt man die Staatsverfaſſung, die dadurch, daß ſie feſt beſtimmt und von Allen (ausdrücklich oder ſtillſchweigend) anerkannt iſt, das Recht begründet. Der Zweck, den jeder Einzelne durch den Eintritt in die Verbindung zu erreichen ſucht, iſt Freiheit, das heißt nicht, die Erlaubniß zu thun, was er will, ſondern die Gewißheit, daß er Alle und Jeden in eine ſolche Lage geſetzt, vermöge welcher er ſie zwingen kann, ihn in einem gewiſſen Kreiſe thun zu laſſen, was er will. Daſſelbe gilt von jedem andern in Rückſicht auf ihn. Es iſt alſo Sicherheit vor allen Andern, was

ein jeder durch die rechtliche Gesellschaft mit ihnen sucht, damit er seinen Theil von Geist und Menschlichkeit frei ausbilde durch Leben und Handeln, und sicher in andere Verbindungen treten kann, und in höhere als die Staatsverbindung. Daher ist begreiflich, daß ein jeder streben wird, desto gewaltiger und glücklicher, je mehr er Kraft und Geist in sich fühlt, den Kreis, in welchem er frei leben und sich ausbilden will, so groß als möglich zu ziehen; Soweit das gelingt, soweit hat er zu diesem Kreise ein Recht, weil die Andern es ihm eingeräumt. Und da nun die Menschen nicht gleich sind an Geist und Kraft, so ist möglich, daß die Kreise größer und kleiner werden, daß die Rechte der Glieder des Staats sehr verschieden seyen, daß viele Arten von Staatsverfassungen entstehen, und daß von diesen einige der Vernunft näher sind,

als andere. Im Allgemeinen spricht sich in einer jeden der Geist des Volks, der Grad der Gesammtcultur der Mitglieder des Staats aus; denn das, wofür die Meisten stimmen, geschieht, und eben darum mögen Einzelne schrecklich dadurch gedrückt und gehemmt werden. Aber da die Staatsverbindung ihren Zweck ausser sich hat, (nämlich Cultur, Menschlichkeit) so wird die Verfassung nur verändert, wenn das alte Mittel für den Zweck nicht hinreichte. Das heißt, wenn die Gesamtcultur sich nicht mehr fügen will in die festgesetzte Weise. Daher kann man sagen, daß immer Einzelne im Staate der Staatsverfassung voraus sind. — Aber diese Verhältnisse gehen uns hier nicht an, und sind nur beiläufig erwähnt.

So wie nun jeder Einzelne Sicherheit im Staate sucht vor allen andern

Mitgliedern deſſelben, ſo muß er die Sicherheit des ganzen Staats vor allen andern Staaten wollen und erſtreben, weil die innere Freiheit bedingt iſt durch die äuſſere Sicherheit. Denn wie könnte auf die Sicherheit innerhalb des Ganzen gerechnet werden, wenn dieſes Ganze einer Gefahr ausgeſetzt bliebe! Und wie könnte man erwarten, das beſtimmte Recht innerhalb des Staats geltend zu machen, wenn eine äuſſere Gewalt es entweder wirklich verrückte, oder zu verrücken drohete! Wie daher auch die Verfaſſung beſchaffen ſeyn mag, darin ſind alle Staaten ſich gleich, daß ſie eine vollkommene Unabhängigkeit von jedem fremden Staat erſtreben, und daß ihre Verfaſſung ſich nur unter dieſer Bedingung realiſiren laſſe.

Durch eine Mauer konnte ſich China von der Welt abſondern, und ſeine Unabhängigkeit zu ſichern glauben: auf einer gewiſſen Stufe von Cultur war ein ſolcher Gedanke möglich. Aber es hat ſich getäuſcht; die Mauer iſt verfallen, überſtiegen. Und nun iſt ſelbſt dieſes einſiedleriſche Volk ſich nicht genug: es erlaubt Fremden den Zutritt. Wie der Menſch zu den Menſchen, ſo werden Staaten zu Staaten gezogen. Ein Volk will ſich um ſo weniger auf ſeinen Boden beſchränken, je höher es zur Cultur hinaufſteigt; die Erde ſoll Allen gemein ſeyn; ihre Producte hat die Natur vertheilt, und andere andern Ländern beſtimmt; dadurch hat ſie entfernte Völker in Verbindung geſetzt; auch will der Menſch kennen, gebrauchen, genießen, was der menſchliche Geiſt erfunden, was menſchliche Hände geſchaffen haben. An der

Eigenthümlichkeit fremder Bildung soll die seinige geprüft, geläutert, erweitert werden. Darum wird jeder Staat streben, um so stärker, je cultivirter seine Bewohner sind, (je höher die Menschlichkeit in ihnen über die Bürgerlichkeit hinaufsteigt), nicht, sich abzusondern von andern, sondern mit ihnen immer mehr in Verkehr zu kommen, allen Nationen zugänglich zu seyn. Um aber dabei seiner Unabhängigkeit gewiß zu bleiben, wird er durch seine Natur und diesen Zweck getrieben, Eins von zweien zu erstreben: entweder wird er alle andere Staaten mit sich zu vereinigen, in sich aufzunehmen suchen, durch Unterwerfung, um die Mitglieder derselben, im Einzelnen und Ganzen, zu nöthigen, mit seinen Bürgern nach gleicher Verfassung zu leben, und so die allgemeine Sicherheit und Freiheit zu erhalten; oder er wird darauf hinarbei-

ten, alle andere Staaten, ſo klein zu machen und ſchwach, und abhängig von ſich ſelbſt, daß durchaus von ihnen kein Angriff irgend einer Art zu beſorgen iſt. Wenn der Staat, fremden Staaten gegenüber, etwas anders wollte, ſo müßte er aus ſeiner Natur herausgehen; und das iſt unmöglich, eben ſo unmöglich, als der Menſch noch Menſch ſeyn könnte, wenn er aus der Vernunft herausginge, oder ohne Vernunft gedacht werden ſollte. Der Staat giebt ſeinen Zweck auf, d. h. er giebt ſein eigenes Daſeyn auf, ſobald er die Bedingung aufgiebt, unter welcher er nur da ſeyn kann. Welches von beiden der Staat aber auch erſtrebt; ſo liegt es in der Natur der Sache, daß ſein Streben, wiewol es auf alle Staaten der Erde geht, doch zuerſt die benachbarten treffen muß, weil dieſe zuerſt zu fürchten ſind.

So lange der Geist des Staats, sein eigentlicher Sinn, ihm selbst verborgen blieb; so lange er unbewußt in der Ganzheit seiner Natur lebte, und nur dem eingebohrenen Triebe dieser Natur folgte: so lange äusserte sich jene erste Bestrebung, die das Wesen des Staats nothwendig macht. Ein blinder Eroberungstrieb zwang die Völker gegen einander. In den frühren Zeiten der Völker hatte man gewiß weiter gar keinen Zweck; man fühlte sich fortgetrieben, und es wälzten sich Völker, der Lavine gleich, über die Länder der Erde dahin; höchstens suchte man einen physischen Genuß; selbst noch Cyrus reizte damit seine Perser *). Als aber

*) Ich hoffe deutlich gesprochen zu haben. Es wird nicht behauptet: die ältesten oder rohesten erobernden Völker hätten ohne alle Absicht ihre Eroberung betrieben; sie waren

der menſchliche Geiſt ſpäterhin mehr zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt kam, und man durch Nachdenken und Erfahrung auch den Staat beſſer verſtehen lernte, da ging der Blick auf den Staat zurück; die Eroberungsluſt erhielt einen Sinn; man bezweckte Vortheil und Sicherheit. Alexander durchſtürmte nicht in toller Luſt die Welt; Karthago führte planmäßige Kriege; Rom verfolgte ſein Syſtem, Alles nach und nach zu unterwerfen, aber zu keiner Zeit mehr, als ſich behaupten ließ, mit Bewunderungswerther Conſequenz. Die Germaniſchen Völker haben in ihrer Periode, und auf ihre Weiſe (weſentlich verſchieden von der Weiſe der Alten) daſs

---

ja nicht ohne Verſtand; ſie wollten wahrſcheinlich die Welt erobern, weil dieſe in ihrer Vorſtellung nur einen ziemlich engen Raum einnahm. Aber warum wollten ſie das?

ſelbe Schauſpiel wiederholt, welches der Oſten und Süden in früherer Zeit gezeigt hatte. Der Gedanke einer Univerſalmonarchie mag mehrmals gefaßt ſeyn; gewiß wurde er nie aus bloßer Herrſchluſt gefaßt; allgemeine Sicherheit und Ruhe des großen Staats, der darum ganz ſeine Sorge auf ſich ſelbſt richten könnte, weil er ſeinen Blick und ſeine Aufmerkſamkeit nicht nach auſſen zu wenden gezwungen wäre — ein Leben nach gleichen Geſetzen, Aufblühen und Wohlſtand — dieſes war gewiß der beabſichtigte Zweck.

Die zweite Art des natürlichen Strebens des Staats war ſpätern Zeiten aufbehalten, in welchen der menſchliche Geiſt weiter entwickelt, und (welches einerlei iſt) durch eine reichere Erfahrung belehrt war; die nämlich: alle andere Staaten, die er neben ſich beſtehen läßt,

so klein zu machen und schwach, daß seine vollkommene Unabhängigkeit von ihnen auf keine Weise gefährdet werden kann. Wenn die Römer jene Politik hatten, die Völker, die ihnen nahe lagen, oder irgend einen Argwohn einflößten, gegen einander aufzureizen, damit sie sich gegenseitig schwächten, so geschah das nicht in der Absicht, diese Staaten, in ihrer Schwachheit, neben sich bestehen zu lassen, sondern nur, um sie desto leichter zu Provinzen machen zu können. Wenn sie nicht Alles auf einmal nahmen, und ein Bündniß eingingen, so thaten sie es, weil sie des Besitzes ihrer Eroberungen gewiß seyn und auf eine freundliche Weise die furchtbareren Staaten an Abhängigkeit gewöhnen und zahm machen wollten. Die Römer scheinen die Wahrheit eingesehen oder gefühlt zu haben, daß ein mächtiges Volk dadurch am ersten verliert, und jedes andere Volk zum

Widerstand und Kampf aufregt, daß es eine Eroberung aufgiebt, weil es sie nicht behaupten kann. In dem Ablaufe der späteren Zeit, als man die alte Erfahrung immer wieder und immer von neuem machte, daß alle großen Reiche, wenn sie sich über gewisse Gränzen hinaus dehnen, in sich selbst zusammenstürzen; und als man in dem Zeitraume des Stürzens, und der Wiedergestaltung aus den Trümmern, immer wiederkehren sah Verwirrung, Greuel und Noth — da mußte auch der Staat wol zur Besinnung kommen, und erkennen, daß die Natur nicht Einen, sondern mehrere Staaten gewollt habe. Da mußte er das alte Streben, Alles in sich aufzulösen, und mit sich zu vereinigen aufgeben; er mußte sich selbst Schranken setzen, damit die letzten Glieder des Körpers nicht allzuweit vom Sitze der Seele entfernt seyn möchten; er mußte

andere Staaten um ſich her wollen. Aber ſo gewiß er nicht aufhörte, Staat zu ſeyn, ſo gewiß kann er dieſen andern Staaten nicht Kraft und Leben gönnen, wovon er ſelbſt etwas zu befürchten hätte.

Alle Staaten wollen daſſelbe; in dieſem Streben gegen einander, indem ſie ſich entweder gegenſeitig zu erobern ſuchen, oder zu ſchwächen, auszuſaugen, und herabzuwürdigen zu Kraftloſigkeit und Ohnmacht, wird das Leben rege erhalten, und wachſam, und die Staatsform, in dieſer Rückſicht, ausgebildet. Gelingt es ihnen allen auf gleiche Weiſe, oder gelingt es nur den größeren auf gleiche Weiſe, ſo daß jeder derſelben durch die andern verhindert wird, die kleineren mit ſich zu vereinigen, oder wenigſtens ihre Kraft, als Staaten, an ſich zu ziehen, ſo entſteht ein Gleichgewicht,

dessen Idee ganz der Vernunft gemäß ist *). Gelingt es aber Einem,

*) Sie werden bemerken: ich sage, die Idee des Gleichgewichts ist durchaus der Vernunft gemäß, oder, welches dasselbe heißt, sie ist wirklich eine Idee Ich glaube darauf bestimmt aufmerksam machen zu müssen, weil ich sehe, daß jetzo bei Politikern aller Art wenige Gedanken so schnöde behandelt werden, als der Gedanke des Gleichgewichts, wiewol ich nicht glaube, daß Sie diesen Politikern beistimmen. Weil die alte Schwebe, in welcher Europa sich die letzten Jahrhunderte herdurch mit Bewußtseyn zu halten versuchte, endlich, nachdem wir lange geschaukelt, dann furchtbar erschüttert waren, gänzlich gestört, und der Wagebalken überschlagen ist: so hat sie die ganze Sache so verdächtig gemacht, daß man den Gedanken dieser Schwebe nur ein Phantom zu nennen wagt und lächerlich zu machen sucht. Das kommt mir gerade so vor, als wenn man den Gedanken bürgerlicher Freiheit als albern und phantastisch verdammte, weil der antike Republikanismus sich nicht zu erhalten vermocht hat, oder weil es den Franzosen nicht gelungen ist, ihn auf ihre Art wirklich zu

über die andern hinaus zu kommen, so ist nicht etwa daran zu denken, daß er sich

---

machen. Oder, als wenn man die ewige Tugend darum als ein Hirngespinst betrachten wollte, weil es kein Mensch gebracht hat, das Ideal zu erreichen. Das ist gerade der Charakter der Ideen, daß sie nicht im Leben erreicht werden, ohne darum aufzuhören, das Leben zu bestimmen. Die Idee des Gleichgewichts, wie man sie in den letzten Jahrhunderten gefaßt hatte, war gut, so wie man sie gefaßt hatte, für eine bestimmte Zeit; sie taugte nicht mehr für die unsrige, weil das Gleichgewicht, welches sie hervorgebracht hatte, zerstört ist; damit aber hört sie selbst nicht auf, zu seyn und zu wirken. So lange Staaten neben einander existirt haben, die von einander einige Kunde hatten, so lange hat der Gedanke des Gleichgewichts die Politik eines jeden gegen alle bestimmte. Wiewohl die Menschen sich des Gedankens nicht klar bewußt gewesen seyn mögen, so ging ihr Bestreben doch dahin, jeden andern Staat in ein solches Verhältniß zu sich und andern zu setzen, daß er nicht zu einer Größe oder zu einer Macht gelangen möchte, durch welche ihr Staat in Gefahr

nun selbst so weit beschränken werde, um den andern gleiche Kraft und Stärke zu lassen;

---

gerathen könnte. Zum klaren Bewußtseyn mag dieses Bestreben erst in den letzten Jahrhunderten gekommen seyn: dennoch möchte ich mich anheischig machen, dasselbe, durch die ganze Geschichte nachzuweisen. Wie nämlich das Leben der Menschen im Staate durch Gesetzgebung und Verwaltung hinarbeitet zu allgemeiner Freiheit, so arbeitet es hin in den Staaten durch Unterhandlung und Waffen zur Unabhängigkeit der Staaten von einander; und, da diese Unabhängigkeit nur alsdann gewiß seyn kann, wenn kein Staat übermächtig wird: es arbeitet hin zum Gleichgewicht der Staaten. Die Geschichte, indem sie das Leben der Völker und Staaten nachbildet, und begreiflich macht, wodurch dieses Bestreben nach Innen und Aussen gefördert und gehindert wurde, um spätere Geschlechter vor den Fehlern früherer zu warnen, wird dadurch pragmatisch, und gleichsam zu einer Experimentologie. So lange aber noch zwei Staaten in der Welt neben einander beste-

hen,

laſſen; (dadurch, daß er in die Gleichheit mit ihnen zurückträte, würde er ja ſelbſt den Zweck ſeines ganzen Strebens vernichten;) ſondern es iſt gewiß, daß er alle

---

hen, und beſtehen wollen: ſo lange wird das Princip des Gleichgewichts Maxime ihres Verfahrens gegen einander als Staaten ſeyn; das heißt, ſie werden gegenſeitig ſtreben, ſich in eine ſolche Lage zu ſetzen, daß die Unabhängigkeit des einen nicht durch die Uebermacht des andern in Gefahr gerathen kann. — Die Meinung iſt alſo nicht, daß irgend ein Staat, andern Staaten gegenüber, ſich jemals, durch den Gedanken des Gleichgewichts verleitet, auf die Negative ſetzen ſoll oder wird; ſondern daß jeder Staat unaufhörlich ſtreben wird, über alle hinaus zu kommen, damit keinem andern gelinge, ihm ſelbſt gefährlich zu werden. Was im Uebrigen die Vorwürfe betrift, die man dem alten Gleichgewichtsſyſtem jetzo zu machen pflegt: ſo mag ich nicht gegen Sie darüber ſagen: Sie wiſſen ja, daß kein Menſch ſich ſeines Lebens deswegen zu ſchämen braucht, weil er einmal ſterben muß.

Zuſatz zur 2. Ausg.

Kraft besitzen, und allen andern Staaten, in sofern sie als Staaten neben ihm stehen bleiben, gänzlich den Lebenssaft aussaugen will. Er kann den Bewohnern fremder Länder die Puppe des Staats lassen, und wird es, wenn er sich selbst versteht, damit sie sich daran ergötzen, und selbst einen Staat auszumachen sich einbilden; aber die Faden, durch welche diese Puppe in Bewegung kommen soll, wird er in der Hand behalten; der fremde Staat wird nur eine todte Gestalt seyn, eine Wachsfigur, an welcher Form und Farbe des Lebens sich findet ohne Leben. Die Mitglieder des übermächtigen Staats als Menschen können den Bewohnern der übrigen als Menschen Cultur und Wohlstand wünschen; aber als Bürger gönnen sie den Bürgern kein Gedeihen. Der mächtige Staat würde die höchste Staatsweisheit mit der größten

Menſchlichkeit verbinden, wenn er die Ohnmacht der übrigen Staaten nur dadurch zu erreichen ſuchte, daß er ſie durch ihre Kleinheit ſchwach und dann ihre Vereinigung zu Stärke und Kraft unmöglich machte. Er müßte ſuchen, die Staaten, die er neben ſich duldete alſo gegen einander zu ſtellen, daß ſie ihm gegenſeitig ihre Treue ſicherten; daß er in Duldung der Exiſtenz des einen eine Garantie für die Sicherheit des andern fände, keinen aber müßte er ſo groß werden laſſen, daß er ſich allein gegen ihn ſetzen, oder ſo frei, daß er ſich mit andern gegen ihn verbinden könnte. Dieſes Streben muß der übermächtige Staat fortſetzen, ſo lange noch Ein Staat auf der Erde exiſtirt, der allein etwas zu unternehmen ſich gereizt fühlen könnte. Er würde aus ſeiner Natur herausgehen, wenn er dieſes Streben aufgäbe. Das aber iſt nicht möglich, ausgenommen etwa

dadurch, daß ein ſchwacher Regent, der den Zweck des Staats nicht begreift, dieſen Zweck aufgiebt. So lange Kraft und Verſtand in dem Regenten iſt, das heißt, ſo lange der Regent die Natur des Staats und den Geiſt ſeines Volks zu ſeiner Seele zu machen verſteht, ſo lange ſetzt der Staat das Streben fort.

Der Gedanke einer Staatenrepublik konnte vielleicht in dem Kopfe eines Heinrichs IV. entſtehen; aber ſeine Realiſirung hebt ſich dadurch von ſelbſt auf, daß er dem Weſen der Staaten widerſpricht. Er mag den Ruhm eines ſo großen, guten Mannes verherrlichen, der den ewigen Frieden für Alle, die Jeſum verehrten, wünſchte; aber im Geiſte des Volks, deſſen König Heinrich war, war er nicht gedacht.

Wenn man zwischen den beiden Arten der Bestrebung des Staats wählen sollte, welche für den schwächeren die wünschenswertheste; so müßte man, scheint es, die erstere ergreifen. Der schwächere Staat muß wünschen dem übermächtigen einverleibt zu werden, um von ihm nichts zu dulden, mit ihm aber Freude und Leid zu theilen. Es könnte seyn, daß er in Ansehung der Verfassung verlöhre, aber dafür würde er an Sicherheit gewinnen, während er, wenn er für sich bestehen bleibt, immer unter dem Schwerte lebt, und von der Gnade des übermächtigen Nachbaren abhängt. Wäre vorauszusetzen, daß der übermächtige Staat sich selbst ununterbrochen getreu bliebe, so möchte das Schicksal eines geduldeten Nachbaren erträglich werden; Man könnte sich einrichten; der Einzelne, der sein Eigenthum nicht verlohren, könnte die fehlende Bür-

gerlichkeit durch eine höhere Cultur als Mensch ersetzen. Aber wer weiß, von wem der übermächtige Staat regiert werden wird? Der gegenwärtige Fürst schont die Völker, die nicht zu fürchten sind; wer steht für seinen Nachfolger? Wenn der gegenwärtige Herr die Knechte als freie Hausgenossen behandelt; hören sie darum auf Knechte zu seyn? und erbt der Sohn nothwendig den Sinn des Vaters? Es hat Fürsten gegeben, die das Wohl des eigenen Volks, mit ihnen gleiches Stammes, einer Caprice geopfert haben; wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? In dem großen Reich eines großen Königs geht Manches vor, wovon er nichts erfährt; ist der König schwach, so geschieht von dieser Art noch mehr; wenn aber die Glieder des eignen Körpers leiden können, und um so mehr leiden können, je entfernter sie dem Herzen

liegen, ohne daß dieſes die Schmerzen mitfühlt: was ſoll aus den Theilen werden, die auſſerhalb des Körpers liegen, und nicht organiſch, ſondern nur mechaniſch mit ihm verbunden ſind? Freilich des Menſchen Blick iſt kurz und ein ſeltſamer Wechſel der Dinge, von Wenigen gehofft, gefürchtet von Keinem, Allen unerwartet, verändert nicht ſelten die Geſtalt der Erde. Aber das iſt ein trauriger Troſt. Der Zufall kann nicht in die Berechnung der Menſchen fallen! — —

Sollten Sie, wie ich nicht zweifele, die Gedanken, die ich hier hingeworfen habe, ihrem Sinn und Weſen nach, richtig finden, ſo iſt davon die Anwendung auf Frankreich und Deutſchland leicht gemacht, und es iſt kaum nöthig, daß etwas darüber geſagt werde. Wenn man einen Blick auf die Karte

wirft, und Frankreich anſieht, welch' ein Land! Eine große, ſchöne Fläche; hier eingeſchloſſen von Gebürgen, dort vom Meer; im Herzen Europa's; dazu beſtimmt, gewaltig hervorzuragen. Vergleicht dieſes Frankreich mit allen Ländern der Erde, iſt ihm ein Land gleich, auſſer Deutſchland? Würde die Kraft gewogen gegen die Kraft, wo ſollte wol das Uebergewicht ſeyn? Nur ein ſchmaler, oft überwundener Fluß trennt die beiden Länder. Frankreich iſt von Deutſchen beſiegt; es verdankt den Deutſchen ſeinen Namen und ſeine Größe. Die Deutſche Kraft entartete bald in Frankreichs Gefilden; Frankreich hat mit Deutſchen Deutſchland bekriegt, aber die Deutſchen ſind muthig widerſtanden. Franzoſen und Deutſche haben ſich getrennt, und ſind ſich fremd geworden. Frankreich blieb lange in einer unnatürlichen Schwäche. Endlich hat es ſich er-

hohlt, und iſt ſich der Kraft bewußt geworden, die in ihm wohnt. Es iſt zu einer Uebermacht emporgeſtiegen, welcher ſich kein anderer Staat vergleichen mag, gleichviel wie und wodurch? Wenn es um ſich herſieht, auf die Länder und Völker, welches könnte ſeine Eiferſucht erregen? Nur Deutſchland, wenn es ſich zu gemeinſamen Angriff vereinigte! Von Italien trennen es die Alpen, hohe Gebürge, die nicht leicht überſtiegen werden; und was iſt zu fürchten, von dieſem ſo oft überwundenen, zertretenen, in ſich aufgelöſeten, entarteten und verweichlichten Volke? Es hat eine Periode gehabt, wo es der Welt Geſetze gab; jetzt ſcheint es dazu beſtimmt, fremden Geſetzen zu gehorchen. Daß es Frankreich für den Augenblick unterworfen iſt, bringe ich nicht in Anſchlag; denn wenn dieſe Herrſchaft dauernd wird: ſo iſt es ja mit Frankreich

Eins; werden Italien und Frankreich wieder getrennt: so wird dieses nichts zu fürchten haben. Von Spaniens entvölkerten Provinzen sondern Frankreich die Pyrenäen. Spanien ist in eine solche Lage gebracht, daß es seine Existenz nicht mehr sich selbst verdankt; mit Einem Schlage wäre es vernichtet *). Von

*) Dieses wurde vor einigen Monden gedruckt. Die Zeit läuft fürchterlich; man fühlt Schwindel. Wer kann den Sterblichen begreifen, der an ihrem Rade steht, und so unaussprechlich schnell dreht! Wie viel hat sich seitdem geändert! Spanien scheint in französische Gewalt zu kommen, gänzlich, unwiderbringlich, so lange Frankreich sich gleich bleibt. Der König hat das Land verlassen; das ganze königliche Haus ist auf französischem Boden. Eine düstere Decke ruht noch über den Ereignissen zu Madrid und Aranjuez. Wer weiß, ob uns, ob der Nachwelt jemals vergönnt seyn wird, das ganze Geheimniß zu durchdringen! Viele Ereignisse (sagt ein Schriftsteller) sind in der

England ist Frankreich durch das Meer geschieden, zum Heil von jenem, zum

---

Geschichte darum unbegreiflich, weil Denjenigen, die sie zu erklären vermocht hätten, vieles daran lag, sie in ewige Vergessenheit zu begraben. Indeß das Resultat liegt vor Augen. Grade jetzo, wo wir dieses schreiben, hat Spanien einen neuen König erhalten, einen eigenen, aber aus dem Hause, welches über Frankreich herrscht. — Wer keine Träume liebt, der wolle hier nicht weiter lesen; wir theilen einen Traum mit, den uns ein Freund geschrieben hat!

„Die Sonne war verschwunden; ich lag; meine Augen waren voll Schlafs, aber mein Geist schauete munter in die Ereignisse der Zeit. Und ich sahe nach Mittag und Abend, und siehe, da erblickt ich, hoch am Himmel ein herrliches Gestirn, so groß, wie ich keins zuvor je gesehn, und dunkelglühend in unaussprechlichem Glanz, so daß ich oft den Blick hinweg zu wenden gezwungen war. Weit verbreiteten sich die Strahlen dieses Gestirns; viele wurden verdunkelt, andere borgten seinen Glanz und schimmerten in seinem Licht. Aber einer dieser Sterne, nahe und groß, blickte trübe und matt und

Aerger von diesem. England ist die einzige Macht, gegen welche, wegen ihrer

---

verzagt, wie wenn er trauerte über den leuchtenden Strahl verlohrener Jugend. Wehmuthsvoll ruhete auf ihm mein Auge. Da begann er zu wanken, zu sinken, tiefer und tiefer. Und ich vernahm ein Getümmel, wie das Geräusch vieler Roß und Mann; ich hörte Wehklagen und Jammergeschrei, wie die Weiber jammern und Kinder in der ringsher brennenden Stadt; und vielfach verworrener Laut schlug an mein Ohr und erschütterte meine Seele. Der Stern schwankte und zitterte, und ich fürchtete seinen Untergang. Siehe da erschien aus dem Glanzgestirn und fuhr sausend einher durch die Luft ein furchtbar prächtiges Gespann. Sieben Löwen zogen den Wagen und schüttelten die dunkeln Mähnen; von seltsamem Bau war der purpurne Sitz, den Flammen des Feuers gleich die hohen Räder. Ein großer Adler saß auf dem Wagen; schön und furchtbar war sein Anblick; auf seinem Haupte brannte eine doppelte Krone; seine Augen glichen dem zündenden Blitz in tiefer Nacht. Und er erhob sich: schrecklich war das Schlagen seiner Schwingen, dem Pfeil

Lage, Frankreich nicht aufkommen kann; die trotzig neben ihm zu stehen wagt, und

---

gleich war sein Aufschwung, der Sonne am Mittage sein ruhiges Schweben. Und er umbog den dunkeln Stern mit dem Rauschen seiner Flügel. Da sah ich aus diesem hervorkommen ein anderes Gespann von sieben Maulthieren mit prächtigen Decken umhängt. Der Wagen glich einer Gewitterwolke im Osten wenn die Sonne scheidet. Ein Netz von hochrother Seide umfing den Sessel, auf welchem ich eine Heerde zierliches Gevögel im Kampf mit einander erblickte. Und die Maulthiere wurden verschlungen von den Löwen, aber der Adler verbarg das Gevögel unter seine Flügel Da entstand von Neuem schauderhaftes Jammergeschrei, unvergleichbar mit jenem, welches ich zuerst gehört; Ein Wehklagen, wie das Geheul eines ganzen großen Volks, goß sich weithin hallend durch die Luft, und wie das Röcheln vieler tausend Sterbenden vernahm ich schreckliche Töne. — Gebrochen lag ich; meine Seele war unaussprechlich traurig; ein Strom von Thränen floß aus meinen Augen; ich sah nichts mehr und faßte nichts mehr, und lag wie zerschmettert. Als mein Geist zurück-

die, wie Viele (z. B. Gustav III. von Schweden) geglaubt haben, nichts nöthig

---

kehrte, siehe, da stand vor mir die hohe Gestalt eines Mannes, schön gebildet, wie ein Unsterblicher; sein Wuchs war kraftvoll wie die Säulen am Tempel der jungfräulichen Göttin; von feierlichem Ernst war sein ganzes Wesen umflossen. Sein Anblick erfreuete meine Seele. Und ich breitete flehend die Hände gegen ihn aus, Rettung suchend in der ungeheuern Trübsal. Er aber redete mich an und sprach: „Weine nicht, Sterblicher; beruhige deinen Geist. Auch dieses Jammergeschrei wird verhallen, und sich auflösen in den unendlichen Raum der Zeit. Kommende Geschlechter werden davon hören, wie Du hörst die Leiden der Tage, die Du nicht gesehen hast." — Ach, sprach ich, wie kann das endigen! — Er aber antwortete: „Kennst Du den Willen Dessen, durch den Du bist? Wagst Du zu tadeln, was er thut? Weißt Du, was bevorsteht? Sieh; auch ich war einst wie Du, und fühlte, wie selten ein Anderer, den Werth des Lebens, und seine Leiden und seine Lust. Du hast ja gelesen die Geschichten vergangener Tage, und der Völker Geist zu ergreifen gestrebt? Hast Du

hat, als einen festen Sinn, um groß zu bleiben in ihrem Elemente. England ist durch die Natur auf das Schiff verwiesen; Frankreich und Spanien haben schöne Küsten, aber sie sind vereinigt mit den übrigen Menschen dreier Welttheile durch den gemeinsamen Boden. Sollen aber die Menschen, welche England bewohnen, nicht isolirt, und, wenn ich so sagen darf,

---

nicht gelernt, was Größe ist, und Kraft, Feigheit und Schwäche, und Freiheit, und Vaterland —"— — — — — und er sagte mir Vieles, was ich verstand, Manches aber ging vorüber an meinen Ohren, und ich begriff nicht den geheimnißvollen Sinn. Und ich fragte: Wer bist Du wunderbarer Mann? Er aber sprach: „Kennst Du mich nicht? Mein Schatten ist doch so oft an Dir vorübergegangen; mein Bild hat Dich erfreuet, Du hast mich mit Lust betrachtet und Liebe. — Als ich, es ist lange her, noch unter den Sterblichen wandelte, da nannten mich diese — Viriathus — — — —"

auſſer der Welt leben, ſollen ſie ſich der Menſchheit, die in Allen lebt, anſchlieſſen: ſo müſſen ſie zu Schiffe. Die Bildung der Länder, und ihre natürliche Lage iſt doch wol nicht ohne Sinn, oder ein Werk des blinden Zufalls, (welcher Ihnen, der Sie an Gott glauben, ſo wenig gilt, als mir). Sehen Sie die Karte an: welches Land iſt unter allen Ländern Europa's mit England zu vergleichen? England hat in ſich Kraft und Leben, und kann ſie nicht anders ausſtrömen und offenbaren, als auf dem Meere. Daher ſcheint es, wie Sie wiſſen, Manchen nicht gut, daß ganz Europa ſich gegen dieſes Reich verbindet; Dadurch kommt es (fürchten ſie) eben zum Bewußtſeyn ſeiner Gröſſe. England iſt, ſoweit das geſchehen kann, in die Lage gebracht, in welcher vor einigen Jahren Frankreich war. Nur zweierlei ſcheint möglich: entweder geht England

unter

unter in diesem Kampf, oder es zieht sich ehrenvoll aus ihm heraus. Ob jenes wünschenswürdig ist für Europa, kann nur die Zeit lehren; aber ich glaube, daß es schrecklich kämpfen wird um Freiheit und Leben. Auch seh' ich dazu noch wenig Aussicht. Wenn hingegen dieses geschähe, so würde Europa wol nicht gewinnen; die Engländer würden für alle Zukunft ihre Seeherrschaft, die man ihnen nicht zu entreissen vermocht hätte, geltend machen wollen. Dennoch, was hat Frankreich für seine Unabhängigkeit und Herrschaft zu Lande von England zu fürchten? Es hat eine Zeit gegeben, in welcher Frankreich vor den Waffen der Engländer zitterte, und, guten Theils, ihren Befehlen dienstbar war; diese Zeit ist vorüber. — Holland konnte nur durch eine seltsame Zusammenordnung der Dinge groß werden, und bedeutend. Durch seine Lage

ist es zur Mittelmäßigkeit bestimmt; es ist in sich arm an Allem, wodurch ein Volk etwas werden kann, das auf sich selbst beschränkt wird. Durch den freien Verkehr mit fremden Völkern ist Holland reich geworden, und durch die Rührigkeit seiner Bewohner, welche ohne dieselbe in der dumpfen Luft untergehen müßten. Daher könnte man wol sagen, die Bewohner dieser Provinzen seyen von der Natur zu Europa's Krämern bestimmt. Wird Hollands Handel vernichtet, so ist Holland vernichtet. Wie soll das Gebäude bestehen, wenn Du den Grundstein wegnimmst! Holland ist zu klein und schwach in sich selbst, als daß es zu Lande jemals furchtbar seyn könnte; und doch erlaubt seine Lage, die nicht insularisch ist, nicht einmal, daß es alle Kraft auf die Seemacht verwender; durch die Theilung dessen aber, welches an sich nie bedeutend gewesen ist,

und in der letzten Zeit durch ungeheuere Opfer unendlich verlohren hat *), verlie-

*) Wir können nicht umhin, an die Bothschaft zu erinnern, welche Hollands wohlgesinnter, das Unglück seiner Völker tieffühlender, aber dem Drang allgewaltiger Noth nachgebender König 1808. dem gesetzgebenden Körper ertheilte. Folgendes heben wir aus: „Bei den Verpflichtungen gegen Frankreich, gegen den Kaiser, Unsern Bruder, mußten wir im Jahre 1807. die größten Anstrengungen machen. — Es blieb uns keine andere Wahl — 70 Millionen Deficit, die in 2 Jahren gehäuft worden und die den öffentlichen Schatz mit 7 Millionen Interessen mehr auf eine Reihe von Jahren belasten, zeigen hinreichend, wie sehr der Finanzzustand verschlimmert ist. — Wir sehen wohl ein, daß Wir Uns jetzt in einer bessern Lage befänden, wenn Wir das System verfolgt hätten, das Wir seit Unserer Thronbesteigung angenommen hatten. Wir kennen die ganze Menge von Opfern, welche die Nation und Wir vorzüglich der allgemeinen Sache und Unserer Allianz mit Frankreich bringen. — Wir haben die Opfer bis über die Gränzen ausdehnen müssen, wel-

ren die Theile nicht selten allen Werth. — Eine Vereinigung von Holland, England und den Nordischen Reichen darf Frankreich nicht fürchten; das Interesse dieser Länder ist zu verschieden, und eine Vereinigung trägt ihre Auflösung in sich selbst. Sie sind verbündet gewesen, aber nicht auf lange, ohne bedeutende Wirkung, und dennoch unter Verhältnissen, die schwerlich wiederkommen. — Der große Koloß des Russischen Reichs ist furchtbar;

---

che zu übertreten unmöglich schien. Von jetzt an kann man nicht weiter gehn. Alles, was Wir für die Sache des Continents gethan haben, wird von denjenigen wol eingesehen, welche wissen, daß dieses Volk unerhörte Lasten getragen hat, und dies zu einer Zeit, wo der Druck schwerer auf ihm liegt, als auf allen andern Völkern zusammen." (Hamburg. unparth. Corresp. N. 195) —

Anmerk. zur 2. Ausg.

aber ungelenk; der ungeheuere Körper verlangt einen eben so ungeheueren Geist. Wie Rußland das größeste Reich Europa's ist, so muß der größte Mann der Zeit immer auf seinem Thron sitzen, wenn es so furchtbar seyn soll, als es scheint. Dieser große Mann, immer etwas seltenes, wird alsdann noch schwerer zu finden seyn, wenn jemals durch Charakterlasigkeit und Unverstand etwas versehen werden sollte. Gewiß, wenn der Riese alle Kraft auf Einen Schlag verwendete: er würde Den zerschmettern, den er träfe; aber welcher Geist bringt durch die weiten Knochen und Sehnen alle Kraft in den Arm, und vermag, ihn so zu lenken, daß der Schlag wirklich trift? Ehe aber der Stoß Frankreich treffen kann, sind so viele Bollwerke umzuwerfen, daß die Kraft sich auflösen und zertheilen muß, ehe sie auf das Ziel ihre Wirkung äussert. — Preussen, vor-

hin in der Meinung fürchterlich, ist gebrochen, und liegt ohnmächtig am Boden. Daß Preußen, wenn es Frieden behält, im Innern viel werden möge, läßt sich nicht läugnen. Der fürstliche Sinn des edlen Königs, der hohe Patriotismus vieler wackern Männer, wohlbewehrt in der Zeit unerhörter Noth, die Vernichtung vieler Schlechten, die jetzo kenntlich geworden sind, erregen große Hoffnungen. Die Preußen sind theuer belehrt; es ist zu erwarten, daß sie die Belehrung anwenden und uns ein Muster des Staats zeigen werden für Gesetzgebung und Verwaltung, wie wir keins gesehen. Aber die Macht Preußens gegen andere Staaten ist nicht mehr zu fürchten, und die größeren Staaten ringsher erlauben ihm auch nicht wieder, den alten Gedanken unblutiger Vergrößerung zu nähren. So wie durch Preußens Aufblühen und

Größe die nordischen Mächte mit den westlichen in bleibende Berührung gebracht worden sind, so scheint mir, muß, nachdem die Blüthe abgestreift worden, Preußens natürlichste Politik, für Sicherheit und Wohlfahrt seyn, den Vermittler zu machen zwischen den beiden ungeheuren Potenzen im Westen und Osten. Bei einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland würden Preußens unglückliche Länder die größte Last tragen müssen, und wahrscheinlich die Bühne werden. Darum muß es mit der größten Anstrengung dahin arbeiten, den Frieden zu erhalten. Sollte diese Bestrebung nicht gelingen, so wird Preußen sich Einer Partei anschliessen müssen, weil es nicht im Stande ist, sich in unverletzter Neutralität zu erhalten; und alsdann wird es sich gewiß dahin wenden, wo die Deutschen sind, Menschen von gleichen Sitten und gleicher Cultur.

Achtbar ragt die Oestreichische Monarchie, Frankreichs alte und (einzelne Regenten entscheiden nichts) ewige Feindin. Ihre Kraft ist ermüdet, aber sie ist unbesiegt; sie ist getheilt aber nicht unvereinbar. Frankreich allein würde sie achten müssen, wenn sie sich erholte, ihrer Kraft inne würde und sie gebrauchen lernte. Sie bedarf der Ruhe; aber die Sehnen, nur durch übermäßige Anstrengung erschlafft, haben noch die alte Schwungkraft. Vielleicht sollte sie Preußen mit sich vereinigen in der Politik, den Frieden zu erhalten. Beiden, scheint es, müßte eine mächtige Stimme zustehen, weil sie den Ausschlag geben würden, wenn sie sich für diese Seite erklärten oder für jene. Indeß ist sie, wie Rußland, von der Berührung mit Frankreich getrennt; es kommt Alles darauf an, in wessen Händen der Zwischenraum seyn, wer im Stande seyn wird, diesen Zwi-

ſchenraum zu benutzen, und für ſich ein Bollwerk daraus zu machen. Wer des Zwiſchenraums Herr iſt, der iſt vor dem Angriff des Andern ſicher, ohne ſich die Willkühr des Angreifens benommen zu haben. Es iſt Frankreich gelungen, dieſes Zwiſchenraums, durch welchen es von Rußlands furchtbarer, von Oeſterreichs achtungswürdiger Macht getrennt wird, Herr zu werden. Wie ſollte es nicht ſtreben, die Macht deſſelben an ſich zu ziehen, Alles daraus zu machen, was für die eigene Sicherheit und Ruhe nothwendig oder heilſam ſcheint? Nicht, um ſtehen zu bleiben, und ſich zu beſchränken (das würde der Natur des Staats widerſprechen) ſondern um weiter zu ſtreben, und ſich auf alle Zukunft, durch Aller Beſiegung, ſicher zu ſtellen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Frankreich Oeſterreich und Rußland bekriegen muß,

hin in der Meinung fürchterlich, ist gebrochen, und liegt ohnmächtig am Boden. Daß Preußen, wenn es Frieden behält, im Innern viel werden möge, läßt sich nicht läugnen. Der fürstliche Sinn des edlen Königs, der hohe Patriotismus vieler wackern Männer, wohlbewehrt in der Zeit unerhörter Noth, die Vernichtung vieler Schlechten, die jetzo kenntlich geworden sind, erregen große Hoffnungen. Die Preußen sind theuer belehrt; es ist zu erwarten, daß sie die Belehrung anwenden und uns ein Muster des Staats zeigen werden für Gesetzgebung und Verwaltung, wie wir keins gesehen. Aber die Macht Preußens gegen andere Staaten ist nicht mehr zu fürchten, und die größeren Staaten ringsher erlauben ihm auch nicht wieder, den alten Gedanken unblutiger Vergrößerung zu nähren. So wie durch Preußens Aufblühen und

Größe die nordischen Mächte mit den westlichen in bleibende Berührung gebracht worden sind, so scheint mir, muß, nachdem die Blüthe abgestreift worden, Preußens natürlichste Politik, für Sicherheit und Wohlfahrt seyn, den Vermittler zu machen zwischen den beiden ungeheuren Potenzen im Westen und Osten. Bei einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland würden Preußens unglückliche Länder die größte Last tragen müssen, und wahrscheinlich die Bühne werden. Darum muß es mit der größten Anstrengung dahin arbeiten, den Frieden zu erhalten. Sollte diese Bestrebung nicht gelingen, so wird Preußen sich Einer Partei anschliessen müssen, weil es nicht im Stande ist, sich in unverletzter Neutralität zu erhalten; und alsdann wird es sich gewiß dahin wenden, wo die Deutschen sind, Menschen von gleichen Sitten und gleicher Cultur.

Achtbar ragt die Oestreichische Monarchie, Frankreichs alte und (einzelne Regenten entscheiden nichts) ewige Feindin. Ihre Kraft ist ermüdet, aber sie ist unbesiegt; sie ist getheilt aber nicht unvereinbar. Frankreich allein würde sie achten müssen, wenn sie sich erholte, ihrer Kraft inne würde und sie gebrauchen lernte. Sie bedarf der Ruhe; aber die Sehnen, nur durch übermäßige Anstrengung erschlafft, haben noch die alte Schwungkraft. Vielleicht sollte sie Preußen mit sich vereinigen in der Politik, den Frieden zu erhalten. Beiden, scheint es, müßte eine mächtige Stimme zustehen, weil sie den Ausschlag geben würden, wenn sie sich für diese Seite erklärten oder für jene. Indeß ist sie, wie Rußland, von der Berührung mit Frankreich getrennt; es kommt Alles darauf an, in wessen Händen der Zwischenraum seyn, wer im Stande seyn wird, diesen Zwi-

ſchenraum zu benutzen, und für ſich ein Bollwerk daraus zu machen. Wer des Zwiſchenraums Herr iſt, der iſt vor dem Angriff des Andern ſicher, ohne ſich die Willkühr des Angreifens benommen zu haben. Es iſt Frankreich gelungen, dies ſes Zwiſchenraums, durch welchen es von Rußlands furchtbarer, von Oeſterreichs achtungswürdiger Macht getrennt wird, Herr zu werden. Wie ſollte es nicht ſtreben, die Macht deſſelben an ſich zu zie hen, Alles daraus zu machen, was für die eigene Sicherheit und Ruhe nothwen dig oder heilſam ſcheint? Nicht, um ſte hen zu bleiben, und ſich zu beſchränken (das würde der Natur des Staats wider ſprechen) ſondern um weiter zu ſtreben, und ſich auf alle Zukunft, durch Aller Beſiegung, ſicher zu ſtellen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Frankreich Oeſterreich und Rußland bekriegen muß,

in ſofern es Staat iſt, und jenen Staaten gegenüber ſteht; ganz anders kann Napoleon's Geſinnung ſeyn, wie ſich von ſelbſt verſteht.

Der Zwiſchenraum aber iſt Deutſchland; dieſes an ſich mächtige Land, der Schooß-Europa's, (iſt das alte Spiel nicht bezeichnend?) das Völkergebährende, und geſunde, große, kräftige Menſchen nährende Land, deſſen Bewohnern nichts fehlt, weder Geiſt, noch Muth, noch Kraft, ausgenommen die Stärke der Einheit. Wenn es möglich wäre (was ohne eine gewaltige Revolution nicht möglich, und deßwegen wol von keinem gewünſcht wird), daß in Deutſchland Ein Mann aufſtände, dem Alle vertraueten, dem Alle gehorchen möchten, und der fähig wäre, ſolche Plane zu entwerfen, als durch Deutſchlands vereinte Söhne ausgeführt

werden könnten: welches andere Reich der Erde würde im Stande seyn, zu widerstehen? Daher ist es Frankreichs höchstes Interesse, so gewiß es ein für sich bestehender Staat ist, den Augenblick der Uebermacht zu benutzen, Deutschland auf eine solche Weise an sich zu ketten, daß es seiner gewiß seyn kann, und nicht befürchten darf, es werde sich entweder mit sich selbst im Ganzen, oder das Ganze, oder einzelne Theile werden sich mit den andern furchtbaren Mächten vereinigen, die durch Deutschland von Frankreich getrennt sind. Es ist Frankreichs höchstes Interesse, Deutschlands Macht zu theilen, und die Theile so gegen einander zu stellen, daß die Treue des Einen ihm durch die Existenz des Andern garantirt wird; Es ist Frankreichs höchstes Interesse, das getrennte Deutschland also mit sich zu verbinden, daß es Frank-

reich) alle Kraft, die Deutschland nach auſſen zu wenden vermöchte, (mit Einem Worte, alle Militärkraft) in ſeiner Hand behalte, um ſie nach Gefallen zu gebrauchen, und es, ſo viel als möglich, unmöglich zu machen, daß die in Deutſchland vertheilte Kraft jemals gegen Frankreich oder wider deſſen Willen vereinigt werde. Nur unter dieſer Bedingung kann Frankreich, als eigenen Staat, Staaten in Deutſchland dulden; ohne dieſe Bedingung kann Frankreich, als Staat, der ſich in Uebermacht befindet, ſich nicht mit dieſen Staaten vereinen, wenn es ſeiner Natur gemäß handeln will; unter dieſer Bedingung aber müſſen ihm Staaten in Deutſchland höchſt willkommen ſeyn, willkommener ſeyn, als ihre Einverleibung in ſich ſelbſt, weil es dadurch eine gefährliche Größe und

eine gefährliche Berührung vermeidet, ohne irgend etwas einzubüßen, was eine solche Einverleibung und eine solche Berührung wünschenswerth machen könnte. —

In diesem Sinne nun, gemäß diesen Ideen, muß man die Bundesacte beurtheilen, wenn man von ihr voraussetzt, daß sie Deutschlands Zukunft begründe. Ich wiederhole es: was Napoleons großer Geist gedacht haben mag bei der Entwerfung des Rheinischen Bundes; was die deutschen Fürsten für Ansichten und Absichten gehegt haben mögen: davon kann unter uns nicht die Rede seyn. Wer vermag solch einen Geist zu durchdringen, wer überhaupt eines Andern Seele zu durchschauen! Für uns ist, in dieser Rücksicht, nur die menschliche Natur und das Wesen des Staats; für uns sind die Umstände,

Frage, das Wie? unterſucht, ſo wird man Gründe dafür finden, warum nicht?) Welche es aber auch ſeyn mögen, die deutſchen Fürſten dürfen nicht glauben, daß ſie dieſelben jemals durch etwas Aehnliches, wie die ehemalige Wahlcapitulation, werden beſchränken können. Kaiſer Napoleon hat freilich in dem bekannten Schreiben an den Fürſten Primas erklärt, „daß alle innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten des Rheinbundes Ihn nichts angingen *)"; aber damit

*) Les affaires interieures de chaque état ne nous regardent pas. Schreiben Napoleons an den Fürſten Primas Sept. 11. 1806. Winkopp's Rh. B. Heft 2, S. 243. — Les discuſſions, qu'ils (les princes) pourroient avoir avec leurs ſujets ne peuvent être portées à un tribunal étranger. Ebendaſ.

Anmerk. zur 2. Ausg.

damit ist gar nicht gesagt, daß Ihn die Gesammtangelegenheiten der Staaten des Bundes nichts angingen; Es ist gar nicht gesagt, daß nicht Alles Gemeinsame von Ihm geleitet werden solle. Nur das Verhältniß der einzelnen Fürsten zu ihren Völkern hat der Kaiser den Fürsten und den Völkern überlassen; und wie könnte das anders seyn, da dargethan ist (und noch mehr dargethan werden wird), daß durch diesen Bund zwischen dem Kaiser und den Unterthanen der deutschen Fürsten gar keine Berührung statt finden? Und was könnte Ihn das Verhältniß zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen weiter interessiren, wenn Er von dem Verhältniß des Fürsten unterrichtet bleibt? Ferner sollen nach der Bundesurkunde selbst (Art. 9.) alle Streitigkeiten zwischen den Bundesgenossen auf dem Bundestage ent-

ſchieden werden, auf welchem (Art. 10.) der Fürſt Primas den Vorſitz führen ſoll. Dem Protector aber iſt (Art. 12.) das Recht vorbehalten, immer den Nachfolger des Fürſten Primas zu erwählen. Deutſchlands guter Genius hat gewollt, daß der erſte Fürſt Primas ein edler, großgeſinnter Deutſcher iſt, den alle Deutſchen, wären ſie gefragt, einſtimmig erkohren haben würden; aber er iſt auch Napoleons Wahl. Wenn Frankreichs Schickſal will, daß Napoleons Nachfolger Alle Ihm gleichen, dem Unerreichbaren, ſo darf Deutſchland hoffen, daß auch alle Nachfolger des Fürſten Primas gleichen werden dem großherzigen Carl von Dalberg. Aber wer hat im Buche des Schickſals geleſen? und wer, den die Geſchichte belehrt hat, mag ſeine Hoffnung alſo unbegränzt hegen? Dar-

über können wir hinwegsehen, daß Französische Prinzen Mitglieder des Rheinbuns des geworden sind. Frankreich mag dabei ein momentanes Interesse haben, welches jedoch auch eben so sehr zum Vortheile von Deutschland ausschlagen kann; aber, wie Deutsche Könige auf Frankreichs Throne vergessen haben, daß sie Deutsche waren, so können auch französische Prinzen auf deutschen Thronen in der Folge der Zeit vollkommen Deutsche werden *). Bedeutend

*) Aber freilich müßten die deutschen Völker unter einem französischen Prinzen festhalten an ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Art, und die alte Sucht, das Fremde nachzuahmen, mit dem Fremden zu prahlen, ablegen. Kein Professor müßte, um sich zu zeigen, diesen seine Geschicklichkeit, jenen seine Fügsamkeit, Französisch lehren; kein Anderer sich etwas einbilden mit einem Dutzend ausländischer Wörter. Wo ist solche Kraft, sol-

Hingegen wird der Einfluß Frankreichs seyn durch den Fürsten Primas, wenn man anders annehmen darf, daß dieser für das Interesse Dessen sorgen werde, durch Den er ist. Freilich finde ich nicht, daß dem Kaiser der Franzosen ausdrücklich das Recht vorbehalten sey, den einmal erwählten Fürsten Primas wieder

---

ches Leben als die Mutterſprache hat? Aber einem knechtiſchen Sinn fügt für ſich ſchwer. Der neue König der Spanier hat ſein Volk ſpaniſch angeredet; die Neapolitaner hörten italiſche Worte; ſelbſt Hollands Orden hat eine holländiſche Inſchrift, und noch ganz neuerlich hat der König dem geſetzgebenden Körper erklärt: „Wie es auch kommen mag, ſo wünſchen Wir herzlich, daß die Nation immer überzeugt bleibe, daß, ſo lange Wir leben, die Geſetze, die Gebräuche, die Sitten, und die National-Sprache heilig gehalten werden ſollen.“ (Hamburg. unparth. Correſp. 1808. N. 190.) — Wird mit den Deutſchen eben ſo verfahren?

Anmerk. zur 2. Ausg.

abzusetzen; und deßwegen ist möglich, daß sich hier zeigte, was sich mehrmals auf dem heiligen Stuhl gezeigt hat, daß der Fürst die Hand nicht küßte, die ihm hinaufgeholfen hatte. Aber das Gegentheil dürfte jedoch nicht unwahrscheinlicher seyn. Durch den Fürsten Primas, der an militärischer Macht zu den unbedeutendsten Fürsten des Rheinbundes gehört, aber politisch desto wichtiger ist, wegen seines Rangs auf dem (si Diis placet) künftigen Bundestage, ist also Frankreich ein rechtlicher Weg eröffnet zum unaufhörlichen Einfluß auf die politischen gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes überhaupt, und die Angelegenheiten der einzelnen Fürsten. Ausserdem: wer soll die Absetzung hindern wenn sie dem Kaiser der Franzosen beliebt?

Wenn Napoleon (was wir natürlich dahin gestellt seyn lassen müssen)

darauf ausgegangen wäre, aus Deutschland ein möglichst festes Bollwerk für Frankreich gegen die östlichen Staaten zu machen, so hätte Er, scheint es, nicht zweckmäßiger verfahren können, als geschehen ist. Und darum wird Frankreich in der Zukunft sagen, daß dieses Napoleons Zweck bei Gründung des Bundes gewesen sey. Es sind einige große Ländermassen gebildet; und es werden mehrere gebildet werden, die weniger leicht losgebrochen werden können, als die ehemaligen kleineren. Für Kriegsoperationen ist damit viel gewonnen, daß die Militärmacht wenigeren Händen anvertrauet ist; Es wird nicht so große Verschiedenheit und Buntigkeit in einer Bundesarmee bemerkbar seyn, als in einem ehemaligen Reichsheer; die Schnelligkeit der Rüstung und Bewegung wird wachsen; die Taktik wird einen größeren

Charakter annehmen, und viele andere Vortheile mögen dadurch erreicht werden, die einem Layen in der Kriegskunst nicht sogleich einfallen. Dennoch ist dafür gesorgt, daß diese größeren Ländermassen nicht so viel Gewicht bekommen mögen, um Frankreich auch nur im Mindesten bewegen zu können; durch vier Mittel.

Erstens dadurch, daß jedes einzelne Bundesland im Vergleich mit Frankreich klein bleibt und erbärmlich. Man darf annehmen, daß die Bestimmung der Contingente bei einem Bundeskriege nach einem festen Maaßstabe gemacht sey; Wenn aber Frankreich 200,000 Mann stellt, so giebt Baiern nur 30.000. Die deutsche Kraft ist also wohl vertheilt, so wohl vertheilt, daß jeder Theil für nichts zu achten ist gegen die Macht Frankreichs. Als die ersten deutschen Fürsten, welche sich

Hingegen wird der Einfluß Frankreichs seyn durch den Fürsten Primas, wenn man anders annehmen darf, daß dieser für das Interesse Dessen sorgen werde, durch Den er ist. Freilich finde ich nicht, daß dem Kaiser der Franzosen ausdrücklich das Recht vorbehalten sey, den einmal erwählten Fürsten Primas wieder

---

ches Leben als die Muttersprache hat? Aber einem knechtischen Sinn fügt für sich schwer. Der neue König der Spanier hat sein Volk spanisch angeredet; die Neapolitaner hörten italische Worte; selbst Hollands Orden hat eine holländische Inschrift, und noch ganz neuerlich hat der König dem gesetzgebenden Körper erklärt: „Wie es auch kommen mag, so wünschen Wir herzlich, daß die Nation immer überzeugt bleibe, daß, so lange Wir leben, die Gesetze, die Gebräuche, die Sitten, und die National-Sprache heilig gehalten werden sollen." (Hamburg. unparth. Corresp. 1808. N. 190.) — Wird mit den Deutschen eben so verfahren?

Anmerk. zur 2. Ausg.

abzusetzen; und deßwegen ist möglich, daß sich hier zeigte, was sich mehrmals auf dem heiligen Stuhl gezeigt hat, daß der Fürst die Hand nicht küßte, die ihm hinaufgeholfen hatte. Aber das Gegentheil dürfte jedoch nicht unwahrscheinlicher seyn. Durch den Fürsten Primas, der an militärischer Macht zu den unbedeutendsten Fürsten des Rheinbundes gehört, aber politisch desto wichtiger ist, wegen seines Rangs auf dem (si Diis placet) künftigen Bundestage, ist also Frankreich ein rechtlicher Weg eröffnet zum unaufhörlichen Einfluß auf die politischen gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes überhaupt, und die Angelegenheiten der einzelnen Fürsten. Ausserdem: wer soll die Absetzung hindern wenn sie dem Kaiser der Franzosen beliebt?

Wenn Napoleon (was wir natürlich dahin gestellt seyn lassen müssen)

darauf, ausgegangen wäre, aus Deutschland ein möglichst festes Bollwerk für Frankreich gegen die östlichen Staaten zu machen, so hätte Er, scheint es, nicht zweckmäßiger verfahren können, als geschehen ist. Und darum wird Frankreich in der Zukunft sagen, daß dieses Napoleons Zweck bei Gründung des Bundes gewesen sey. Es sind einige große Ländermassen gebildet; und es werden mehrere gebildet werden, die weniger leicht losgebrochen werden können, als die ehemaligen kleineren. Für Kriegsoperationen ist damit viel gewonnen, daß die Militärmacht wenigeren Händen anvertrauet ist; Es wird nicht so große Verschiedenheit und Buntigkeit in einer Bundesarmee bemerkbar seyn, als in einem ehemaligen Reichsheer; die Schnelligkeit der Rüstung und Bewegung wird wachsen; die Taktik wird einen größeren

Charakter annehmen, und viele andere Vortheile mögen dadurch erreicht werden, die einem Layen in der Kriegskunst nicht sogleich einfallen. Dennoch ist dafür gesorgt, daß diese größeren Ländermassen nicht so viel Gewicht bekommen mögen, um Frankreich auch nur im Mindesten bewegen zu können; durch vier Mittel.

Erstens dadurch, daß jedes einzelne Bundesland im Vergleich mit Frankreich klein bleibt und erbärmlich. Man darf annehmen, daß die Bestimmung der Contingente bei einem Bundeskriege nach einem festen Maaßstabe gemacht sey; Wenn aber Frankreich 200,000 Mann stellt, so giebt Baiern nur 30.000. Die deutsche Kraft ist also wohl vertheilt, so wohl vertheilt, daß jeder Theil für nichts zu achten ist gegen die Macht Frankreichs. Als die ersten deutschen Fürsten, welche sich

an Frankreich anschlossen, zur Belohnung vergrößert wurden, waren Viele der Meinung, Napoleon wolle Einheit in Deutschland, Er würde ganz Deutschland Einem König geben, vielleicht einem Seiner Kaiserlichen Brüder. Späterhin, als die drei Königreiche Baiern, Sachsen und Westphalen gebildet wurden, habe ich vielfältig die Vermuthung gehört, vielleicht auch gelesen, daß wol ganz Deutschland vereint werden würde in die drei Massen. Diejenigen aber, welche jenes oder dieses glauben konnten, hatten entweder keinen Begriff vom Wesen des Staats und seinem nothwendigen Streben; oder sie glaubten, daß Napoleon nicht dem Wesen seines Staats gemäß handeln würde. Daraus aber, daß Er nicht ganz Deutschland in Zweier, in Dreier Macht gegeben, wird Frankreich in der Folge schliessen: der Zweck des

Bundes sey von Napoleons Seite nicht Einheit gewesen sondern Trennung von Deutschland. Freilich würden Ein Theil von Dreien allein noch nichts gegen Frankreich vermocht haben, aber die Vereinigung aller Drei wäre leichter gewesen. Und wie vorsichtig ist jetzo diese Vereinigung der getheilten Kraft unmöglich gemacht. Dies ist.

Zweitens geschehen durch die Zulassung so vieler kleinen Fürsten, die mit gleicher Souverainetät neben den großen stehen. Diese werden mit Eifersucht über ihrer Souverainität halten, und ein beständiges Gegengewicht gegen die großen seyn. Denn diese sind so zu den Großen gestellt, daß sie ihre Existenz gegen die Großen nur in Frankreichs Schutz finden können; und eben darum wird Frankreich für die Treue der

großen Fürsten eine Garantie finden in der Existenz der kleinen. Als die Politik der Römer ihre höchste Stufe erreicht hatte, da hatten sie allezeit gern neben einer großen Macht kleinere, die nur ihre Stütze in ihnen fanden und daher jene beobachteten. So in Asien die kleinen Könige von Pergamus, so den Massinissa wider Karthago in Africa, so andere anderswo.

Drittens ist die Vereinigung der deutschen Gesamtkraft dadurch unmöglich gemacht, daß die ganze Militärgewalt in die Hände des Protectors gegeben ist, und unter seine Aufsicht, daß folglich Deutschland in dieser Beziehung ganz von Frankreich abhängt. Es ist bestimmt (Art. 35.), daß jeder Landkrieg, welchen einer der contrahirenden Theile (das heißt nicht: Frankreich oder die vereinigten

Fürſten, ſondern Frankreich oder jeder einzelne der deutſchen Fürſten) zu führen haben möchte, ſogleich Allen gemein ſeyn ſoll. Damit iſt für Deutſchland wenig gewonnen, aber viel für Frankreich. Denn einmal iſt vorauszuſehen, daß das übermächtige Frankreich ſich öfter zum Kriege gereizt fühlen wird als die ſchwachen Staaten Deutſchlands: und dann hat Frankreich an dieſen in ihrer Geſammtheit mächtige Bundesgenoſſen; Zweitens aber würde auch jeder Angriff auf die deutſchen Staaten ein Angriff auf Frankreich ſeyn, ſo gewiß dieſes in ihnen ein Bollwerk ſieht: denn die Thüre gehört zum Hauſe. Ehemals ſtand es bei den deutſchen Fürſten, ob die Kriege des Hauſes Oeſterreich Reichskriege ſeyn ſollten, oder nicht; das iſt jetzo, in Anſehung Frankreichs, anders. Dann iſt ferner (Art. 36.) den deutſchen Fürſten

vorgeschrieben, daß sie sich, um nicht überrascht zu werden, rüsten sollen, so bald sich eine benachbarte Macht rüstet, die dem Bunde fremd ist. Aber diese Erlaubniß könnte Frankreich gefährlich werden, wenn die deutschen Fürsten einmal früher fertig würden als es selbst; Es wäre wenigstens möglich, daß Alle, oder viele der größeren, ihre Macht vereinten; und diese würden um so furchtbarer seyn, da ihre Heere unter Napoleons Adlern die französische Kriegsweise erlernen dürften. Daher würde nicht zu begreifen seyn, wie Frankreich eine solche Erlaubniß habe ertheilen können, wenn nicht die folgende Klausel dem Schwerte die Schneide nehme. „Aber die Bewaffnung geschieht nur zufolge einer Einladung, welche der Kaiser und König an die verbündeten Mächte ergehen läßt." Also bewaffnen dürfen sich die Deutschen nur (wenn wir es deutsch

ausdrücken wollen) auf ausdrücklichen Befehl von Frankreich. —

Viertens ist noch vielen der Bundesfürsten, und wenigstens den meisten der größern, eine Schwächung in ihren eigenen Staat gegeben, durch die Bestimmung des Verhältnisses der souverainen Fürsten zu denen, die mittelbar geworden sind. (Art. 25 — 33.). Es ist zu erwarten, daß der Protector, wiewol Er erklärt hat, daß Ihn die innern Angelegenheiten nichts angingen, doch auf die genaue Erfüllung dieser Bestimmung halten wird. Wenn das bisher noch nicht geschehen ist, so folgt nicht, daß es nicht geschehen werde. Die Hoheitsrechte haben diese mittelbaren Fürsten und Grafen verlohren; Vieles Andere haben sie behalten. Sie bilden immer noch kleine Staaten in den größern, die zwar abhängig sind, und

ſich erfreuete, wird unverträglich ſeyn mit der neuen Ordnung der Dinge. Alles dieſes erzeugt übelen Willen; Ueberhaupt iſt es ja in des Menſchen Natur, daß er ſich Dem, der von ihm entfernt werden ſoll, aufs innigſte anſchließt, wenn er gleich wenig aus ihm machte, ſo lange ſein Verluſt nicht gefürchtet wurde. Die mittelbaren Herrſchaften und ihre Unterthanen werden ſich wahrſcheinlich feſter an einander ſchließen als je *), und einen wider-

*) In Winkopps Rheiniſchem Bund iſt im 15ten Hefte S. 402., zum Beleg beider Wahrſcheinlichkeiten, folgendes zu leſen von einem mediatiſirten Reichsſtand: „Die Kabinets- und Finanzkammer-Praxis, die uns unſchuldige Staatsopfer ſo unerbittlich verfolgt, will uns nöthigen, den größten Theil unſerer Kammereinkünfte, die von ihrem Urſprunge an nicht zur Deckung der Staatsausgaben, ſondern bloß zur Deckung unſerer täg-

widerstrebenden Sinn in sich hegen. Wenn wir aber die Tasche mit Steinen angefüllt

---

täglichen Nahrung und Nothdurft gedient haben, als Souverainitätsgefälle hinzugeben, und auf Rechte zu verzichten, die mit den Souverainitätsrechten, weder in Verbindung noch in Widerspruch gegen dieselbe stehen." — „Die Finanzkammern fielen über uns her, foderten uns extraordinaire Steuern von unsern Domainen und Gefällen ab und nahmen noch nebenbei die Hälfte unsers Eigenthums an Rechten und Gefällen mit Gewalt in Besitz; und, wenn wir jetzt tief gebückt um Zurückgabe desjenigen flehen, was uns immer hätte bleiben sollen, so werden wir selten einer Antwort gewürdigt, und müssen am Ende noch Gott danken, wenn wir nicht gar den Fiskal auf den Hals bekommen." — Ferner: „In der Anhänglichkeit unserer Unterthanen, die sie uns in unserm jetzigen elenden Zustande darbringen, könnten wir Beweise genug aufzählen, daß wir verdient hätten, Regenten zu seyn." Es ist dieses aus einem „Danksagungsschreiben eines mediatisirten deutschen Reichsstandes an Friedrich

haben, so wiegen wir freilich schwerer; nur sind wir unserer nicht Herr, und es fehlt an Raschheit und Gelenkigkeit, wenn wir uns bewegen sollen. —

Also sieht es um Deutschland, um die Bundesstaaten aus in Rücksicht der

---

Carl von Moser in Abrahamsschoß." So spaßhaft wie diese Aufschrift, ist auch manche Wendung in dem Schreiben. Ich setze aber voraus, daß die Sachen, die erzählt werden, wahr und keine Späße sind, wiewol ich wünschte, es möchte nicht bloß gesagt, sondern bewiesen seyn, daß die Kammereinkünfte von ihrem Ursprung an bloß zur Deckung der täglichen Nahrung und Nothdurft gedient habe. Es wäre abscheulich und unverzeihlich, zum Scherz so etwas zu erdichten. Im Uebrigen ist mir bei diesen und andern Schalkhaftigkeiten, sowol der Zeitschrift: der Rheinische Bund, als anderer, mehr als einmal der Ausspruch von Johannes Müller eingefallen: „Wenn die Deutschen witzig seyn wollen, so deucht mir, ich sehe den großen Haller im Domino tanzen." —

äuſſern Unabhängigkeit. Sie iſt dahin, ganz dahin und auf lange, lange Zeit, wenn nicht Napoleon ſie zurückgiebt. Wer weiß: Sein Geiſt iſt groß genug, das Wohl mehrerer Staaten zu umfaſſen, vielleicht reizt Ihn der Ruhm, ganz Europa gleichmäßig zu beglücken, mehr als der Ruhm, Frankreich allgewaltig groß und reich zu machen. Aus der Urkunde, aus Napoleons Verfahren gegen Deutſchland bis hieher vermag ich nicht darüber zu entſcheiden *). Uns gebührt überhaupt zu ſchweigen und zu warten!

*) Am 25ſten Oct. 1808. ſagte Kaiſer Napoleon zu den Deputirten der Departemente zum Geſetzgebenden Corps: „Ich habe dieſes Jahr mehr als 1000 Meilen im Innern meines Reichs zurückgelegt. — Der Anblick dieſer großen franzöſiſchen Familie, unlängſt durch Meinungen und innern Haß zerriſſen, nun aber ruhig vereinigt und glücklich, hat meine Seele empfindlich gerührt; ich habe

Was hat nun aber Deutschland zu hoffen, was zu fürchten im Innern? Es versteht sich, daß davon nur in sofern die Rede seyn kann, als eine innere Freiheit (im früher bestimmten Sinne) möglich ist, ohne äussere Unabhängigkeit.

Der Kaiser Napoleon hat erklärt, daß Ihn die innern Angelegenheiten der einzelnen verbündeten Staaten nichts angingen; sie können also auch Seine Nachfolger nichts angehen, sie hängen somit ganz von dem zweiten Gliede des Bundes ab.

Aber davon in einem eigenen Briefe. Ich sehe eben mit Schrecken, daß dieser

---

gefühlt, daß ich, um glücklich zu seyn, die Gewißheit haben müsse, daß Frankreich glücklich sey." Bamberger Zeitung. Num. 309.

ja fast ein Buch geworden ist. Sie sollen aber die Fortsetzung, in welcher ich mich kürzer zu fassen suchen will, recht bald erhalten: ich muß fortschreiben, wenn ich im Zuge bin. — —

4.

Präsident M. an den Hofrath B.

Sie sehen, lieber Herr Hofrath, ich halte Wort, darum fange ich auch sogleich an, wo mein letzter Brief schloß, ohne weitere Einleitung, damit ich nicht gezwungen werde, Ihnen wiederum ein Pack zu senden.

Das zweite Glied der Verbindung sind die deutschen Könige, Churfürsten, Herzoge, Fürsten und Grafen.

Ich will Sie nicht mit vielen Reflexionen aufhalten über das Interesse der Fürsten gegen ihre Völker. Darüber sind wir wol einig: ein Fürst, der nicht aus seinem Volk hervorgegangen ist, oder der sich von seinem Volke loßreißt, und sich ihm gegenüberstellt, hat in sofern nur Ein einziges Interesse, nämlich die absolutwillkührliche Herrschaft, die Despotie. Es ist nicht nöthig, vorauszusetzen, daß er das Volk belasten, zertreten will: Das ist nicht das Wesen der Despotie, sondern die willkührliche, durch kein Gesetz gehemmte Gewalt. Es kann Despoten geben, unter welchen das Volk eben so glücklich ist, als es nur unter irgend einem Gesetz seyn könnte. Es kommt auf die Persönlichkeit des Fürsten an. Ist der Fürst gut, so will er unbeschränkt gebieten, um sein Volk ungehindert beglücken zu können; Gemeinsamer

Vater eines ganzen Volks zu seyn, Alle Unterthanen als beglückte Kinder anzusehen, ist ein Reiz der große Seelen rühren mag. Ist der Fürst minder gut, ist er schlecht, so will er mehr oder minder willkührlich herrschen für Zwecke, welche ihm die liebsten sind. Dieses einzige Streben geht aus der menschlichen Natur hervor; und die Nachfolger der gegenwärtigen deutschen Fürsten, in sofern sie ihren Völkern gegenüber gedacht werden, werden die Bundesurkunde für dieses Streben zu deuten und zu benutzen suchen, welchen Sinn diese Fürsten auch selbst bei ihrer Abschliessung gehabt haben mögen. Es kommt nur darauf an, ob in der Urkunde, und in der Weise ihrer Schliessung etwas aufzufinden seyn wird, welches in diesem Sinn gedeutet werden könnte.

Wir haben gefunden, daß die deutschen Fürsten den Rheinbund unabhängig von ihren bisherigen und neuen Unterthanen, und nicht im Namen derselben geschlossen haben. Zwischen den Fürsten und ihren Völkern aber bestand ein bestimmtes Verhältniß; der Fürst hatte Rechte, und auch Pflichten. Unter Voraussetzung der Fortbestehung dieses Verhältnisses hatten die Unterthanen ihrem Fürsten gehuldigt, d. h. ihn als ihren Regenten anerkannt. In dem Sinne dieses Verhältnisses hatte der Fürst gewiß eben so wenig das Recht, dasselbe einseitig aufzuheben als die Unterthanen. Es liegt nämlich im Begriffe jedes Vertrags, daß er nur durch gemeinschaftliche Uebereinkunft derer, die ihn eingegangen sind, rechtlich aufgehoben werden könne. Kein

Vertrag kann freilich auf ewige Zeiten geschlossen werden; so gewiß jeder Vertrag nach den Umständen, nach den Verhältnissen des Augenblicks abgeschlossen wird, so gewiß muß er unter andern Verhältnissen, unter veränderten Umständen, verändert werden können; aber, weil jeder Theil der Vertragschliessenden von dem andern voraussetzen muß, daß er sich nach dem Vertrage richte und in der Voraussetzung seiner Gültigkeit lebe und handle, so hat er sich durch den Vertrag anheischig gemacht, ihn nicht einseitig, d. h. ohne Einwilligung des andern Theils zu brechen oder aufzuheben. Freilich kann das Halten eines Vertrags nur im Staat erzwungen werden; aber das Recht, dieses Halten zu fodern, ist auch ausser dem Staat. Wer einen eingegangenen Vertrag einseitig bricht, der trägt vielleicht,

wenn er nicht unter dem Zwang des Staats ſteht, den Vortheil davon, aber dafür verliert er in den Augen des andern Theils unſtreitig viel, welches ihm, für einen neuen Vertrag zu erhalten, nützlich wäre. Denn das Recht zum Bruch hat er nicht. Nun beſteht zwiſchen Fürſten und Volk, ſo gewiß ein rechtliches Verhältniß zwiſchen ihnen Statt findet, und ſie einen Staat bilden, ein Vertrag; mithin kann dieſes Verhältniß ſo wenig von jenem als von dieſem, ohne gemeinſchaftliche Uebereinkunft aufgehoben werden. Weil Fürſt und Volk nicht unter dem Staatszwang ſtehen, wie zwei Bürger im Staate, ſondern weil ſie den Staat erſt zuſammen ausmachen, und der Zwang aus ihnen ſelbſt hervorgeht: ſo wird es freilich in der Willkühr des einen wie des andern ſtehen: ob und

wie lange sie den Vertrag halten wollen *). Aber ein Recht, ihn zu brechen, hat so wenig der Fürst als das Volk; Der Theil, welcher ihn bricht, hat damit eben das Rechtsverhältniß gestört, und folglich damit den andern aller Obliegenheit entbunden. Es ist möglich, daß ein neues Rechtsverhältniß wieder zwischen ihnen gegründet werden kann, dadurch, daß sie wieder einen Vertrag schliessen, aber schwieriger muß es allerdings seyn **).

---

*) Fürsten haben die Krone niedergelegt; Völker haben Fürsten entthront: Recht ist weder jenes noch dieses.

**) Daß überall zwischen den Bürgern unter sich und mit ihrer Regierung ein Vertrag bestehe — daran zweifeln Sie hoffentlich nicht Diejenigen, welche daran zweifeln, verwechseln wahrscheinlich den Vertrag im Staate mit dem Vertrag überhaupt. Jede äussere Einheit mehrer Willen, jede Uebereinkunft ist ein Vertrag; und es ist ganz einerlei, ob die Bürger freiwillig, durch ihre

Unstreitig fand zwischen den deutschen Fürsten und ihren Völkern ein rechtliches Verhältniß Statt; sie bildeten Staaten; es bestand also zwischen ihnen ein Vertrag. Da die Fürsten gewiß kein Recht hatten, diesen einseitig aufzuheben, so möchte man (zum Voraus, und im guten Vertrauen) glauben, er sey

---

Einheit geleitet, sich zu einer solchen Uebereinkunft entschließen, oder ob der Staat durch Eroberung gebildet wird; ob sie sich ihr Gesetz geben, und den Verwalter desselben, den Regenten frei erwählen, oder ob ihnen das Gesetz etwa durch einen Eroberer vorgeschrieben und der Regent gesetzt werde. Sobald wirklich das Gesetz als Recht gelten soll, muß es angenommen seyn von den Bürgern, von Allen und jedem; d. h. Alle und jeder müssen dem Gesetz ihre Zustimmung (wie in einem frühern Briefe erklärt wurde) gegeben haben, oder sie haben im Gesetz ihre Willen vereinigt, oder einen Vertrag geschlossen u. s. w.

Zusatz zur 2. Ausg.

nicht aufgehoben, und die alten Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk seyen nach Abschliessung des Rheinbundes noch dieselben geblieben, die sie vorher waren. In der That bemerke ich, daß mehrere Publicisten, selbst nach Ansicht der Bundesacte, der Meinung sind, Alles, was nicht durch die Bundesurkunde ausdrücklich aufgehoben worden, sey stehen geblieben; die Reichsgesetze seyen freilich aufgehoben, aber die Territorialgesetze beständen in alter Kraft. Zu Dem, was man wünscht, sucht man zu gelangen, und täuscht sich leicht mit Scheingründen; sonst ist mir nicht recht klar, wie man diese Meinung hegen kann. Der Hauptgrund scheint mir darin zu liegen, daß man eben den Staat ausser den Bürgern sucht. Weil die alten Fürsten guten Theils geblieben sind, so

mehr zugegeben, als man nachher einge-
stehen mag, wenn man die Territo-
rialverfassungen zu retten sucht.

Den

übrigen deutschen Länder der Reichsverband weder durch den Austritt einiger Mitglieder des Reichs, noch durch die Niederlegung der Kaiserwürde von Franz II. aufgelöset worden sey. Denn was ging die übrigen Mitglieder das Verfahren von denen an, die in der Verbindung mit Frankreich und in eigener Souverainität ein Heil zu finden hofften, welches das Reich ihnen nicht gewährt hatte? Und ein solches Austreten war ja nichts Unerhörtes in der Geschichte des deutschen Reichs! Die Kaiserkrone aber war Franzen durch Wahl und Kapitulation übertragen; an Seine Stelle konnte ein Anderer gewählt werden. Das aber, daß das nicht geschah, daß diejenigen Fürsten, über deren Länder und Hoheit disponirt wurde von fremden Mächten, sich weder rührten und an die noch treuen Stände des Reichs wandten, noch daß diese zu einer neuen Kaiserwahl schritten, sondern daß Alle, wie bestürzt und verwirrt durch das

uner-

Den Bund haben die Fürsten geschlossen, ohne die Völker. Diese aber gehörten sowol zum Reiche, wie die Fürsten: es gab Reichsfürsten, aber auch Reichsunterthanen; beide waren durch gemeinschaftliche Gesetze gebunden, und ich konnte mein Recht gegen meinen Fürsten geltend machen. Giebt man nun zu, daß die Fürsten dieses Verhältniß willkührlich aufheben konnten, so unterwirft man die Unterthanen der Willkühr der Fürsten schon zu der Zeit als das deutsche Reich noch bestand. Was will man nachher für Ansprüche machen?

---

unerwartete Ereigniß, unthätig blieben, ruhig abwarteten, was ferner geschehen würde, und das Reich selbst als aufgelöset anzusehen schienen — das hat den Reichsverband aufgelöst.

Anmerk. zur 2. Ausg.

des Widerſpruchs nicht zu gedenken. Durch ſolche Behauptungen arbeitet man den künftigen Fürſten, die ſich ihrem Volk entgegenſtellen dürften, trefflich vor, und ſie werden nicht unterlaſſen, den Wink zu benutzen. Das, was Meinung der Rechtsgelehrten zu der Zeit geweſen iſt, als der Rheinbund geſchloſſen wurde, wird von jenen in der Zukunft gewiß ein großes Gewicht erhalten, wenn es nach Wunſch gefunden wird.

In der Bundesacte werden den deutſchen Fürſten die Länder, die ſie vormals regierten, oder die ſie ſich gegenſeitig abtreten oder aneignen, auf eine ſolche Weiſe beigelegt, daß es ſcheint ſie könnten darüber verfügen. Sie erklären ſich für ſouveraine Fürſten und werden von Napoleon dafür anerkannt. Früher wären ſie das nicht geweſen; es

tritt also ein ganz neues Verhältniß ein. Als Napoleon die Kaiserkrone annahm, da wurde das ganze französische Volk gefragt: ob Er Kaiser seyn solle oder nicht? und ein jeder Bürger konnte seine Stimme geben. Darum nennt sich Napoleon mit Recht: „von Gottes Gnade und durch die Constitution des Reichs Kaiser der Franzosen.“ Die deutschen Fürsten werden nur Gottes Gnade anführen müssen, wenn sie nicht etwa die Bundesacte (vom 12 Juli 1806.) dazu setzen wollen. Darum scheint es auch ganz richtig, daß sie sich nicht wie Napoleon als Könige und Fürsten ihres Volks schreiben, sondern des Landes, in welchem sie gebieten.

Die Souverainetät haben die deutschen Fürsten sich zugeschrieben, und sie ist ihnen von Napoleon be-

willigt und zugesichert *). Der künftige Protector wird die künftigen Fürsten

*) In der Note Bachers an den Reichstag vom 1 August 1806. heißt es: „Seine Majestät, der Kaiser und König sieht sich daher veranlaßt zu erklären, daß Er die Existenz der deutschen Constitution nicht mehr anerkennt, wiewol er nichts destoweniger die volle und absolute Souverainetät eines jeden der Fürsten anerkennt, deren Staaten gegenwärtig Deutschland ausmachen, und mit ihnen dieselben Verhältnisse bewahrt, wie mit den andern unabhängigen Mächten Europa's." — Sa Majesté l'Empereur et roi est donc obligé de declarer, qu'il ne reconnoit plus l'existence de la constitution germanique, en reconnoissant neansmoins la souveraineté entière et absolue de chacun des princes, dont les états composent aujourd'hui l'Allemagne et en conservant avec eux les mêmes relations qu'avec les autres puissances indépendantes de l'Europe. — Nach diesen Worten möchte man offenbar glauben, daß alle

in dieſer Souverainität, in ſoweit ſie dieſelbe aus der Urkunde erklären können

---

Fürſten Deutſchlands von Napoleon für ſouverain erklärt und anerkannt wären. Denn unter Deutſchland (Allemagne) konnte man doch auf dem Reichstage ſchwerlich nur die Mitglieder des Rheinbundes verſtehen. Ohnehin war die Bundesurkunde dem Reichstage ja nicht mitgetheilt und wurde nicht mitgetheilt: alſo machten damals (aujourd'hui) doch wol die Staaten aller deutſchen Fürſten Deutſchland aus. Daß aber die Meinung Napoleons nicht geweſen ſeyn kann, alle deutſche Fürſten für unabhängig und ſouverain zu erklären, dafür ſcheint die Art, mit welcher theils in der Bundesacte, theils nachher über die Länder mancher derſelben verfügt iſt, ein vollgültiger Beweis. Wir führen dieſes an, um diejenigen, welche aus einem Ausdrucke, baar und rein, wie er in ſolchen Erklärungen und Noten ſteht, allein Alles erklären wollen, ohne auf den Sinn Rückſicht zu nehmen, den er durch Handlungen und Thatſachen erhält, auch hier aufmerkſam zu machen auf die Unſicherheit ihres Verfahrens. Worte ſind Zei-

und geltend machen wollen, zu schützen haben, wie der gegenwärtige die gegenwärtigen*). Mich dünkt, es bedarf kaum einer Frage: gegen Wen sie diese Souverainetät erhalten haben? Es giebt eine Meinung, nach welcher Fürst und Volk nach aussen souverain geworden, nach Innen aber der Fürst unsouverain geblieben seyn soll. Diese

---

chen, in welche wir die Bedeutung hineintragen müssen. Winkopp's rheinische Konföderations-Acte u. s. w. S. 30.
Anmerk. zur 2. Ausg.

*) Nous voulons user de la supériorité de notre puissance, non pour restreindre leurs droits de souveraineté, mais pour leur en garantir la plenitude. Napoleons Schreiben an den Fürsten Primas vom 11ten Sept. 1808. Winkopp's R. B. II, S. 243.
Anmerk. zur 2. Ausg.

Meinung scheint mir ganz falsch *). Die Fürsten sind umgekehrt souverain gegen die Unterthanen, und unsouverain nach aussen, und sie wären gar nicht souverain, und das Wort wäre leer, wenn sie es nicht gegen ihr Volk wären. Denn, wenn wir das Wort souverain unabhängig übersetzen dürfen, oder unbeschränkt, so möchte ich doch wissen, wie die Bun-

*) Die Neue Leipziger Literatur-Zeitung sagt in der Recension der ersten Ausgabe dieser Schrift, „Das, was hier über die Souverainetät der deutschen Fürsten gesagt werde, sey mehr witzig als wahr." Es ist uns nicht um den Witz zu thun, sondern um die Wahrheit; daher wäre es uns lieb gewesen, wenn der Recensent seinen Ausspruch bewiesen, und uns belehrt hätte. Da das nicht geschehen ist, so haben wir die Leser auf denselben aufmerksam machen wollen.

Anmerk. zur 2. Ausg.

mehr zugegeben, als man nachher einge-
ſtehen mag, wenn man die Territo-
rialverfaſſungen zu retten ſucht.

Den

übrigen deutſchen Länder der Reichsverband weder durch den Austritt einiger Mitglieder des Reichs, noch durch die Niederlegung der Kaiſerwürde von Franz II. aufgelöſet worden ſey. Denn was ging die übrigen Mitglieder das Verfahren von denen an, die in der Verbindung mit Frankreich und in eigener Souverainität ein Heil zu finden hofften, welches das Reich ihnen nicht gewährt hatte? Und ein ſolches Austreten war ja nichts Unerhörtes in der Geſchichte des deutſchen Reichs! Die Kaiſerkrone aber war Franzen durch Wahl und Kapitulation übertragen; an Seine Stelle konnte ein Anderer gewählt werden. Das aber, daß das nicht geſchah, daß diejenigen Fürſten, über deren Länder und Hoheit diſponirt wurde von fremden Mächten, ſich weder rührten und an die noch treuen Stände des Reichs wandten, noch daß dieſe zu einer neuen Kaiſerwahl ſchritten, ſondern daß Alle, wie beſtürzt und verwirrt durch das

uner-

Den Bund haben die Fürsten geschlossen, ohne die Völker. Diese aber gehörten sowol zum Reiche, wie die Fürsten: es gab Reichsfürsten, aber auch Reichsunterthanen; beide waren durch gemeinschaftliche Gesetze gebunden, und ich konnte mein Recht gegen meinen Fürsten geltend machen. Giebt man nun zu, daß die Fürsten dieses Verhältniß willkührlich aufheben konnten, so unterwirft man die Unterthanen der Willkühr der Fürsten schon zu der Zeit als das deutsche Reich noch bestand. Was will man nachher für Ansprüche machen?

---

unerwartete Ereigniß, unthätig blieben, ruhig abwarteten, was ferner geschehen würde, und das Reich selbst als aufgelöset anzusehen schienen — das hat den Reichsverband aufgelöset.

Anmerk. zur 2. Ausg.

des Widerſpruchs nicht zu gedenken. Durch ſolche Behauptungen arbeitet man den künftigen Fürſten, die ſich ihrem Volk entgegenſtellen dürften, trefflich vor, und ſie werden nicht unterlaſſen, den Wink zu benutzen. Das, was Meinung der Rechtsgelehrten zu der Zeit geweſen iſt, als der Rheinbund geſchloſſen wurde, wird von jenen in der Zukunft gewiß ein großes Gewicht erhalten, wenn es nach Wunſch gefunden wird.

In der Bundesacte werden den deutſchen Fürſten die Länder, die ſie vormals regierten, oder die ſie ſich gegenſeitig abtreten oder aneignen, auf eine ſolche Weiſe beigelegt, daß es ſcheint ſie könnten darüber verfügen. Sie erklären ſich für ſouveraine Fürſten und werden von Napoleon dafür anerkannt. Früher wären ſie das nicht geweſen; es

tritt also ein ganz neues Verhältniß ein. Als Napoleon die Kaiserkrone annahm, da wurde das ganze französische Volk gefragt: ob Er Kaiser seyn solle oder nicht? und ein jeder Bürger konnte seine Stimme geben. Darum nennt sich Napoleon mit Recht: „von Gottes Gnade und durch die Constitution des Reichs Kaiser der Franzosen.“ Die deutschen Fürsten werden nur Gottes Gnade anführen müssen, wenn sie nicht etwa die Bundesacte (vom 12 Juli 1806.) dazu setzen wollen. Darum scheint es auch ganz richtig, daß sie sich nicht wie Napoleon als Könige und Fürsten ihres Volks schreiben, sondern des Landes, in welchem sie gebieten.

Die Souverainetät haben die deutschen Fürsten sich zugeschrieben, und sie ist ihnen von Napoleon be-

willigt und zugesichert *). Der künftige Protector wird die künftigen Fürsten

*) In der Note Bachers an den Reichstag vom 1 August 1806. heißt es: „Seine Majestät, der Kaiser und König sieht sich daher veranlaßt zu erklären, daß Er die Existenz der deutschen Constitution nicht mehr anerkennt, wiewol er nichts destoweniger die volle und absolute Souverainetät eines jeden der Fürsten anerkennt, deren Staaten gegenwärtig Deutschland ausmachen, und mit ihnen dieselben Verhältnisse bewahrt, wie mit den andern unabhängigen Mächten Europa's." — Sa Majesté l'Empereur et roi est donc obligé de declarer, qu'il ne reconnoit plus l'existence de la constitution germanique, en reconnoissant neansmoins la souveraineté entière et absolue de chacun des princes, dont les états composent aujourd'hui l'Allemagne et en conservant avec eux les mêmes relations qu'avec les autres puissances indépendantes de l'Europe. — Nach diesen Worten möchte man offenbar glauben, daß alle

in dieſer Souverainität, in ſoweit ſie dieſelbe aus der Urkunde erklären können

---

Fürſten Deutſchlands von Napoleon für ſouverain erklärt und anerkannt wären. Denn unter Deutſchland (Allemagne) konnte man doch auf dem Reichstage ſchwerlich nur die Mitglieder des Rheinbundes verſtehen. Ohnehin war die Bundesurkunde dem Reichstage ja nicht mitgetheilt und wurde nicht mitgetheilt: alſo machten damals (aujourd'hui) doch wol die Staaten aller deutſchen Fürſten Deutſchland aus. Daß aber die Meinung Napoleons nicht geweſen ſeyn kann, alle deutſche Fürſten für unabhängig und ſouverain zu erklären, dafür ſcheint die Art, mit welcher theils in der Bundesacte, theils nachher über die Länder mancher derſelben verfügt iſt, ein vollgültiger Beweis. Wir führen dieſes an, um diejenigen, welche aus einem Ausdrucke, baar und rein, wie er in ſolchen Erklärungen und Noten ſteht, allein Alles erklären wollen, ohne auf den Sinn Rückſicht zu nehmen, den er durch Handlungen und Thatſachen erhält, auch hier aufmerkſam zu machen auf die Unſicherheit ihres Verfahrens. Worte ſind Zei-

und geltend machen wollen, zu schützen haben, wie der gegenwärtige die gegenwärtigen*). Mich dünkt, es bedarf kaum einer Frage: gegen Wen sie diese Souverainetät erhalten haben? Es giebt eine Meinung, nach welcher Fürst und Volk nach aussen souverain geworden, nach Innen aber der Fürst unsouverain geblieben seyn soll. Diese

---

chen, in welche wir die Bedeutung hineintragen müssen. Winkopp's rheinische Konföderations-Acte u. s. w. S. 30.
Anmerk. zur 2. Ausg.

*) Nous voulons user de la supériorité de notre puissance, non pour restreindre leurs droits de souveraineté, mais pour leur en garantir la plenitude. Napoleons Schreiben an den Fürsten Primas vom 11ten Sept. 1808. Winkopp's R. B. II, S. 243.
Anmerk. zur 2. Ausg.

Meinung scheint mir ganz falsch *). Die Fürsten sind umgekehrt souverain gegen die Unterthanen, und unsouverain nach aussen, und sie wären gar nicht souverain, und das Wort wäre leer, wenn sie es nicht gegen ihr Volk wären. Denn, wenn wir das Wort souverain unabhängig übersetzen dürfen, oder unbeschränkt, so möchte ich doch wissen, wie die Bun-

*) Die Neue Leipziger Literatur-Zeitung sagt in der Recension der ersten Ausgabe dieser Schrift, „Das, was hier über die Souverainetät der deutschen Fürsten gesagt werde, sey mehr witzig als wahr." Es ist uns nicht um den Witz zu thun, sondern um die Wahrheit; daher wäre es uns lieb gewesen, wenn der Recensent seinen Ausspruch bewiesen, und uns belehrt hätte. Da das nicht geschehen ist, so haben wir die Leser auf denselben aufmerksam machen wollen.

Anmerk. zur 2. Ausg.

desfürsten das nach aussen wären? Unabhängig und unbeschränkt von Frankreich sind sie zuverlässig nicht; zwischen dem Protector des Bundes und den Bundesfürsten findet für diese ein bindendes Verhältniß Statt. Die Selbstständigkeit ist verloren! Gegen den Bund sind sie eben so wenig souverain, und mithin auch nicht gegen die einzelnen Fürsten desselben; zwischen diesen wird ja ein rechtliches, also ein bindendes, Verhältniß statt finden. Wie liesse sich sonst ein Bund auch nur denken! Aber vielleicht sind sie souverain gegen fremde, d. h. nicht Bundesstaaten? Allein man kann nicht annehmen, daß etwas in der Urkunde ausdrücklich bestimmt sey, welches sich von selbst versteht; eben so wenig, daß etwas Widersinniges bestimmt sey. Nun darf ja, der Natur der Sache nach, jeder

Staat von einem andern fremden Staat eben so wenig Befehle empfangen, als er sie ihm geben darf. Sollte daher das Wort souverain, in Beziehung auf einen Nichtbundesstaat unabhängig heissen, so wäre etwas bestimmt, welches sich von selbst versteht; sollte es aber unbeschränkt heissen, so wäre etwas bestimmt, welches widersinnig wäre. Alle Staaten beschränken sich gegenseitig, und fremden Staaten haben die Bundesfürsten nichts zu befehlen. Ausserdem: Wenn Einer Krieg führen will gegen einen fremden Staat, so ist ja jeder Bundesfürst, wie gern er auch mit diesem Staate in Freundschaft bliebe, zum Kriege verbunden. Dagegen darf aber zuverläßig kein Mitglied des Bundes eine Verbindung für sich mit einem fremden Fürsten schliessen, wie bekanntlich den Mitgliedern des deutschen Reichs durch den westphälischen Frieden

ausdrücklich zugestanden war. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, die Souverainetät der Fürsten erstrecke sich über ihre Völker *).

Daher werden die künftig möglichen Fürsten Deutschlands, die sich von ihrem Volke trennen, und ihr Interesse unabhängig vom Interesse des Volks für

*) Vielleicht könnte es scheinen, als seyen einige Ausdrücke in dem angeführten Schreiben Napoleons an den Fürsten Primas gegen die hier gegebene Meinung; aber, wie uns dünkt, scheint es nur so. Nous ne pouvons reconnoitre quiqne ce soit comme leur (der Bundesfürsten) suzerain a. a. O. dann folgen bald die Worte voriger Note. S. 214. Das scheint gegen einen fremden Oberherrn. Aber offenbar will Napoleon nur von sich den Verdacht entfernen, als wolle Er Oberherr seyn; und sich etwa gegen den alten Kaiser erklären. Wer hätte sonst nur Ansprüche gemacht?

Anmerk. zur 2. Ausg.

chen, aus der Urkunde beweisen, daß die Völker durch sie der Willkühr der Fürsten unterworfen seyen. In der That, wenn diese bisher Manches von den alten Einrichtungen und Rechten haben bestehen lassen, so ist es geschehen, weil sie es für gut fanden, nicht, weil sie es mußten. Jedes Einzelne bedarf aber der Bestätigung; wenigstens bedarf es im Allgemeinen einer Erklärung der Fürsten, daß das bleiben solle, welches nicht ausdrücklich aufgehoben wird. Dann aber wird es fortbestehen, nicht vermöge des alten Verhältnisses, sondern vermöge eines Actes des Souverains, und es wird so lange fortbestehen, als es diesem gut scheinen wird. Und spricht nicht die Handlungsweise der Bundesfürsten dafür, daß sie die Sache selbst so ansehen? Werden nicht in der Folge der Zeit solche

Fürsten, denen an absoluter Willkühr liegt, sey es zu guten, sey es zu schlechten Zwecken, Handlungen der gegenwärtigen genug anführen können, aus welchen hervorgeht, daß jeder Fürst, gegen sein Land thun kann, was er will? Widersprechen sich nicht die Handlungen unserer Fürsten geradezu? Werden die künftigen nicht daraus schlieſſen, daß sie nicht nöthig gehabt, nach einer andern Maxime zu handeln, als ihrem Willen? Müssen sie das nicht schlieſſen? Und werden sie daraus nicht folgern, der Sinn und Zweck der Urkunde von Seiten der Fürsten sey kein anderer gewesen, als absolute Willkühr? Was sollen viele Beispiele, wo Eins ausreicht! Der Großherzog von Hessen hebt die Stände seines Landes unbedenklich auf, vermöge der Ihm zu Theil gewordenen Souverainetät; der König von Sachsen will die seinigen er-

halten, vermöge eben dieſer Souverainetät. — Und haben ſich nicht alle losgeſagt vom Deutſchen Reiche, ohne ihre Völker befragt zu haben? —

Es iſt ein fürchterlicher Gedanke: Millionen hingegeben an die Willkühr Eines Einzigen! ganze Länder und Völker unterwürfig eines Einzigen Weisheit oder Thorheit! Daher kommt wol das Widerſtreben gegen dieſe Souverainetät; dieſe Bemühung, mit der man die Spitze abzubrechen, oder gar das ganze Schwert zu verhüllen ſucht. Die Publiciſten möchten die Fürſten, wie uns, ſo gern überreden, daß es mit dieſer Souverainetät nichts ſey oder nicht viel. Aber wozu? Daß die Fürſten wiſſen, was Souverainetät heißt? das zeigen ſie; ihre Handlungen ſind der Commentar zu dem dunkeln Worte. Und warum will man uns

den Abgrund verbergen? Jetzt ist es Zeit, ehe wir hineingestürzt sind, uns zu wenden, und auch die Fürsten hineinschauen zu lassen, damit sie selbst, bange vor dem Schwindel, zurückbeben.

Der Begriff fürstlicher Souverainetät kann freilich nicht a priori bestimmt werden; Souverainetät eines Fürsten ist keine Vernunftidee; mithin muß der Begriff, als ein historisch gegebener, auch nur historisch-exegetisch erklärt werden *). Aber ist es in

*) Herr Hofrath von Berg setzt in seinen Abhandlungen zur Erläuterung der rheinischen Bundesacte das Wesen der Souverainetät in das Recht, die Mittel zur Erreichung des Staatszwecks unabhängig von jeder andern Gewalt zu wählen und anzuwenden. — Aber was in der Theorie, über welche hier nicht gestritten

der Urkunde (Art. 26.) nicht deutlich genug bestimmt? „Die Rechte der Souve-

---

werden kann, gut seyn mag, bewährt sich oft schlecht in der Wirklichkeit. Diese Definition von Souverainetät ist in einem gewissen Sinn eben so wahr, als die Worte: daß nur der Mensch frei sey, wenn er gut handelt. Denn wir fragen: wird dem Fürsten der Staatszweck gesezt, oder sezt er denselben selbst so gut er will oder kann? Gewiß das Lezztere. Gesezt nun: er irrte sich im Zwecke, und wählte Mittel und wendete sie an zur Erreichung eines Zwecks, den er für den Staatszweck hielte, der aber ganz und gar nicht der Staatszweck wäre: wäre er nun nicht souverain? Eben so gut könnte man auch sagen: Kein Mensch sey wahrhaftig ein Fürst, der nicht stets die Seele des Staats ist. Warum will man aber einen Begriff, der nur in der Erfahrung vorkommt, zur Vernunftidee machen? — Der Recensent des angeführten Buchs in der neuen Leipziger Literatur-Zeitung (132. 1808.) unterscheidet zwischen der Souverainetät eines Staats, einer Regierung im Allgemeinen und eines Fürsten in monarchischen Staaten.

rainetät ſind die der Geſetzgebung, der höchſten Gerichtsbarkeit, der Oberpolicei, der

---

Ganz gut; aber wenn er glaubt, damit viel erreicht zu haben, ſo ſcheint er uns ſehr zu irren. Das Weſen der Souverainetät bleibt ſich immer gleich: es iſt unumſchränkte Willkühr in der Sphäre des Staats, und nur das Subject, welches dieſe Willkühr verüben darf, ändert ſich. Man könnte daher die Unterſcheidung noch weiter treiben, ohne weiter zu kommen. — „Bei ſouverainen Fürſten monarchiſcher Staaten, meint er, beſtehe das Kriterium der Souverainetät keineswegs in der Unabhängigkeit, Uneingeſchränktheit und Vollſtändigkeit der Regentenrechte überhaupt; in ihren Beziehungen nach Innen und nach Auſſen; ſondern blos in ihrer Beziehung nach Auſſen. Der Regent eines Staats ſey und bleibe ſouverain, wenn er nur keinen äuſſern Oberherrn unterworfen ſey, er möge übrigens durch Staatsgrundgeſetze und Staatsverfaſſung noch ſo beſchränkt ſeyn; er möge die Rechte der höchſten Gewalt vollſtändig zu üben haben oder nicht." Nein; Alsdann iſt der Staat ſouverain, d. h. unabhängig und ſelbſtſtändig,

nach

der Militärconſcription, und das Recht der Auflagen." Was fehlt an der Willkühr? Und wenn alle Willkühr deſpotiſch iſt, was an der Deſpotie *)? Ich mache mich anheiſchig, aus dieſen Worten,

---

nach Geſetzen lebend, die er ſich ſelbſt gegeben, aber der Fürſt iſt es nicht. Soviel uns bekannt, iſt dies nie Sprachgebrauch geweſen, Oder ſoll etwa ein neuer Sinn eingeſchwärzt werden, um die Souverainetät, welche die Bundesacte gegeben hat, zu ſchwächen und zu limitiren? In dieſem Fall müſſen wir allerdings die gute Meinung loben, aber das Beginnen hört nicht auf als verkehrt zu erſcheinen, da die Bundesacte den Beweis in ſich enthält, daß es unnütz ſeyn wird.

Anmerk. zur 2. Ausg.

*) Welche, wie ſchon erinnert iſt, ſowol zum Glücke der Völker angewendet werden kann, als zum Unglück. Aber freilich iſt das Glück, welches der Deſpot gewährt, darum ſo unglückſelig, weil es ſo ungewiß iſt, und eben ſo leicht von ihm genommen werden kann, als gegeben.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Alles zu rechtfertigen, wenn ich sie deuten darf *), und wer wird in der Folge die Deutung hindern?

*) „Napoleon erhob die deutschen Landesherren zu souverainen Fürsten. Schöpfer ihrer neuen Macht, konstituirte er sich zugleich zum Beschützer derselben. Von konstitutioneller Limitation war nicht die Rede. Und doch hatte Napoleon selbst seinen Kaiserthron nicht als unumschränkter Monarch bestiegen. In dem Augenblick, in welchem er volle Souverainetät in die Hände deutscher Fürsten niederlegte, bestand in seinem Reiche eine Nationalrepräsentation, ein Tribunat, Wahlkollegien und ein über alle Institute der Monarchie wachender Erhaltungssenat." Allg. Bibl. für Staatsk. Rechtsw. u. Critik. 2tes H. S. 165. Es scheint wunderbar; und wir sagen nichts, weil wir nicht wagen einzudringen in den ungeheuern Geist. Aber was in der Folge der Zeit von dem Staate Frankreich gesagt werden wird, das glauben wir zu wissen; es ist aber, des Folgenden wegen unnöthig, es auszusprechen. — Indeß können wir nicht unterlassen eine Aeusserung des Moniteur mitzutheilen über Frankreichs Verfassung. Einige Zeitungen hatten erzählt:

Es ist seltsam, daß ich gerade meine Hoffnung darauf gründe, wovon Andere Alles fürchten, nämlich eben auf die Souveränetät, die unsere Fürsten angenommen haben, die Napoleon ihnen

---

Der Kaiserin Majestät habe zu dem Corps législatif gesagt: „Dieses Corps repräsentire die Nation!" Darauf antwortet der Moniteur: „Sa M. l'Impératrice n'a point dit cela; Elle connoit trop bien nos constitutions; Elle sait trop bien, que le premier représentant de la nation c'est l'Empereur; car tout pouvoir vient de Dieu et de la nation. — Dans l'Ordre de nos constitutions, après l'Empereur est le Sénat; après le Sénat, est le Conseil d'Etat; après le Conseil d'Etat est le Corps législatif; après le Corps législatif viennent chaque tribunal et fonctionnaire public dans l'ordre de ses attributions; car s'il y avoit dans nos constitutions un corps représentant la nation, ce corps seroit souverain; les autres corps ne seroient rien et ses volontés seroient tout, u. s. w. Vortrefflich! Der Monarch muß Eins seyn mit seinem Volke!

Anmerk. zur 2. Aufl.

zugestanden hat. Wie schrecklich diese Souverainetät gemißbraucht, oder vielmehr, wie verderblich für Land und Volk sie gebraucht werden mag, wie könnte mir das entgehen? Ich weiß ja, zu welcher Raserei die menschliche Natur entarten kann; weiß ja auch, daß Fürsten Menschen sind, und daß wir unter den ererbten Leben sollen. Aber Napoleon und die deutschen Fürsten wissen das eben so gut; und Jener ist zu groß und diese sind zu gut, als daß sie die ganze Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes von den tollen Entwürfen blödsinniger, unkluger oder nichtswürdiger Fürsten (die möglich sind) hätten abhängig machen mögen. Hier ist der Punkt, wo der Werth und der Charakter der gegenwärtigen Deutschen Fürsten Alles entscheidet, und darum muß hier unsere Hoffnung liegen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die

Deutschen Fürsten sich die Souverainetät zugeschrieben haben würden, wenn sie die Absicht gehabt hätten, das gefährliche Kleinod zu vererben. Von Sich wußten sie, daß sie es anwenden wollten zum Besten ihres Landes und Volkes; aber das wußten sie nicht von ihren Nachfolgern. Sie nahmen gewiß die Souverainetät nur an, damit diese sie nicht an sich reissen sollten; im hohen Eifer für Deutschlands Wohlfahrt machten sie sich freie Hände, um die ihrer Nachfolger zu binden durch vortreffliche Gesetze *). Napoleons große

*) Vortrefflich: „Der künftige Geschichtschreiber wird einst Gedankenvoll an dem Abgrund verweilen, in welchen der Pariser Vertrag vom 12ten Juli 1806. Deutschlands Völker zu führen schien. Wenn' er aber seit der nämlichen Epoche im Innern der Staats

Seele gab, ſo ſcheint mir, dieſen Fürſten das gefährliche Geſchenk, um zu ſehen,

---

haushaltungen ſo wenig Züge von Willkühr und Ungerechtigkeit wahrnimmt, wenn ihr aus den Regierungshandlungen der nämlichen Deutſchen Fürſten ein Geiſt von Edelmuth, Mäßigung und Schonung anſpricht — dann wird die Menſchheit dankbare Trophäen auf ihr Grab pflanzen! Sie wird den jetzigen Fürſten nicht bloß das Gute, was ſie würkten, ſondern noch mehr das unterlaſſene Böſe, die beſiegte Verſuchung, zum Verdienſt anrechnen. Aber" — und das iſt das Schlimme — „ihre Gewalt iſt erblich, ihre Tugenden ſind es nicht!" Allgem. Biblioth. für Staatskunſt, Rechtswiſſenſchaft und Critik, 2 H. S. 167. — Indeß hat jetzo ſchon Baierns edelgeſinnter König ſeinem Reiche eine Conſtitution gegeben, durch welche Er ſelbſt freiwillig Seine ſouveraine Macht gebunden hat. Durch die Conſtitutionen von Baiern und Weſtphalen ſind viele Beſorgniſſe jetzt ſchon niedergeſchlagen, die damals, als dieſer Brief geſchrieben wurde, noch in vielen Menſchen leben mußten. Sollten nicht alle verſchwinden nach und nach? Sollten die Beiſpiele, welche Max Joſeph

was sie werth wären. Er hat es ihnen gewiß nicht gegeben, um die Wohlfahrt der Völker abhängig zu machen von den Capricen der Fürsten; gewiß nicht, um das gräßliche Schauspiel einer Menge kleiner Tyrannen um sich zu haben. Er hat Sich zuverläßig nicht zum Protector solcher Fürsten machen wollen, welche glauben könnten, unter Seinem Schutze zu Allem berechtigt zu seyn. Er hat, als er ihnen sagte: Ihr könnt thun, was Ihr wollt! — gewiß nicht gewollt, daß sie etwas Verderbliches thun sollten für Land und Volk; Was aber könnte verderblicher seyn, als das Vererben der Willkühr? Napoleon hat

---

und Napoleons kaiserlicher Bruder den Deutschen gegeben haben, nicht überall nachgeahmt werden? „Wer giebt die Hoffnung anders als gezwungen auf?"

Anmerk. zur 2. Ausg

zuverlässig, als Er bei dem Rheinischen Bunde „den innern und äussern Frieden des südlichen Deutschlands" beabsichtigte, nicht die Ruhe des Kirchhofes erstrebt. Nein, Er wollte unsern Fürsten nur die Hände frei machen, damit sie Sein großes Beispiel desto ungehinderter für Land und Volk benutzen könnten, wohl wissend, daß die Menge wetterwendisch ist, und nur zu oft, wo sie kann, große Plane vereitelt. Er wollte die deutsche Fürstengröße erprüfen; vielleicht auch die Tugend des deutschen Volks. Anders freilich wird Frankreich, als Staat, denken; anders Napoleon's Nachfolger, deren Geist groß genug ist, das Wesen des Staats zu begreifen, aber nicht groß genug, über ihren Staat hinauszugehen. Frankreich und seine künftigen Kaiser werden (folgend der ewigen Natur des Staats) wollen, daß die Souveraine in

Deutschland von ihrer Gewalt einen solchen Gebrauch machten, daß alle deutsche Kraft dadurch vernichtet werde. Darum ist für die gegenwärtigen nöthig, vorzubauen.

Mir scheint die Sache, nach dem Gedanken, den ich über Napoleon und Sein großes Streben habe, also: Durch die rheinische Bundesacte war das alte Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern durchaus aufgelöset. Fürsten und Völker standen in dem Augenblicke frei da, und einander fremd; nur das war bestimmt durch die Bundesacte, und Napoleon hatte dafür Gewähr geleistet, daß es den Völkern nicht frei stehen sollte, zu entscheiden: ob sie diese Fürsten zu ihren Regenten behalten wollten, oder nicht? sondern diese Fürsten sollten sie, (war doch die Herrschertugend vieler eben so erprüft, als die Anhänglichkeit und Treue der Völker an ihnen und gegen sie!)

als ihre Fürsten anerkennen. Napoleon weiß wol die alte Wahrheit, daß ein Volk leichter einen Fürsten annimmt, als einen Mann zu finden weiß, den es wählen möchte *). Im Uebrigen mußte das ganze Verhältniß neu gegründet, der ganze Staat von neuem organisirt werden. Der alte Zustand der Dinge hatte nicht mehr getaugt, so schien es, für diese Zeiten; dies hatte sich dadurch bewiesen, daß er eben nicht hatte fortbestehen können. Sollte aber ein neuer organisirt werden, so mußte diese Organisation den Völkern bekannt gemacht und vorgelegt werden, damit sie einwilligten, und diese

*) Si concordia et pax placeat, faciendum imperatorem, et minori discrimine sumi principem, quam quaeri.

Tacitus.

Organisation annahmen. Nur dadurch war ein neues rechtliches Verhältniß möglich. Wer aber sollte die Vorschläge thun, zu neuen Gesetzen? Wer könnte es besser, als Sie, welche die alten verwaltet, und einen Ueberblick über das Ganze erlangt hatten, den kein Privatmann haben kann, und kein Fremder? Als Sie, die dastanden, in angestammtem Ansehen, in alter Autorität, geliebt wie gefürchtet, in bewährter Weisheit, nicht ohne allgemeines Zutrauen? Wer besser, als die alten Fürsten und ihre Räthe? Unter dem Rechte der Legislation, wurde ihnen daher das Recht von Napoleon zugesichert, Gesetze vorläufig zu geben, d. h. in Vorschlag zu bringen, um die Stimme ihres Volks zu vernehmen; es wurde ihnen aber nicht zur Pflicht gemacht, diese Stimme zu verachten, und das

einmal gegebene Gesetz, auch wenn es die Stimme des Volks gegen sich hat, durchzusetzen, und seine Befolgung zu erzwingen. Zur Zeit Napoleons kann keiner behaupten wollen, das Volk solle blind gehorchen, und brauche nicht den Werth der Gesetze anzuerkennen, nach welchen es leben soll. Freilich ist die Stimme des Volks nicht die Stimme von Einigen vorlauten Wortführern; auch ist sie nicht die Stimme solcher unruhigen Köpfe, die, weil sie nichts zu verlieren haben, nach Anarchie streben, nach allgemeiner Verwirrung und Noth, um auf den Trümmern alter Ordnung ihr Glück zu gründen und ihre Herrschaft; sondern es ist die ruhige Stimme der Geschichte und lan-

ger Erfahrung. Daher war gewiß nicht die Absicht der Bundesacte, dasjenige zu vernichten, was sich durch die Erfahrung bewährt, die Stimme des Volks für sich hatte, vielleicht der Stolz und die Freude des Volks war, sondern dieses Alte sollte neu werden, neu bestätigt durch gemeinsame Uebereinkunft zwischen Fürsten und Volk. Dadurch sollte es, wiewol alt und erfahren, das frische Leben der Jugend erhalten. Nur das Verwitterte sollte gänzlich umgestürzt, und durch etwas Neues und Festes ersetzt werden, gebildet aus dem Geiste dermaliger Zeit und von ihm, und angepaßt dem Bleibenden. Dem Volke wurde sein Stimmrecht nicht genommen; es ist ja das zweyte Glied in der neuen Verbindung zwischen dem Fürsten und ihm selbst. Aber es wurde den Für-

ſten überlaſſen (damit ſie ihren Werth zeigen könnten), zu beſtimmen, wie weit es geübt werden ſollte. Wenn die Fürſten in einem rechtlichen Verhältniſſe mit dem Volk leben, wenn ſie einen Staat gründen wollen, ſo durften ſie dem Volke die Stimme nicht nehmen. Aber der Fürſten waren doch viele, verſchieden an Einſicht, Geiſt und Streben; Wenn auch Allen gleicher Eifer für ihre Völker gemein ſeyn mag; (wer kann es wiſſen, wer dafür ſtehen?) würden ſie alle gleiche Weisheit und Mäßigung bei dieſem Eifer gezeigt haben? Das Volk aber hätte fürchten mögen, ſeine Stimme zu erheben. Denn, was konnte es dem Willen der Fürſten (Falls dieſer wider Erwartung eine verkehrte Richtung genommen hätte) entgegen ſetzen, die eines ſo mächtigen Protectors ſich rühmten? Es war

zu erwarten, daß es, aus Furcht, noch mehr zu erleiden, lieber erdulden würde, was die Fürsten verfügten, und somit die Zukunft, der Kinder und Enkel uneingedenk, verkaufte. Da gab Napoleon jene merkwürdige Erklärung dem Fürsten Primas vor den Ohren von ganz Europa: „daß die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten (also die Staatsorganisation, das neu zu bestimmende Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen) Ihn nichts angingen.“ Damit war den Völkern eine große Hoffnung verliehen; sie standen nun nicht mehr unter dem Zwang einer unvermeidlichen Nothwendigkeit; sie brauchten nicht mehr die Gewalt zu fürchten, sondern sie durften sich frei äussern und ihrem Fürsten als ein eignes freies Glied gegenüber stellen. Ich weiß nicht, ob sie den Wink Napoleons benutzt haben oder benutzen werden. Vielleicht

ist es auch gar nicht nöthig, weil Alles, was die Fürsten thun, die Stimme des Volks für sich haben kann. Ist es aber nöthig und sie thun es nicht, so liegt es an ihnen. Denn Wie kann der Fürst jetzo seinen Willen durchsetzen, wenn er dem Volke nicht genehm ist? oder wenn er dieses nicht von der Vortrefflichkeit seiner Gesetze und Anordnungen zu überzeugen vermag? Fehlt es dem Volke freilich an Einheit, Festigkeit, männlichem Muth und Tugend; zeigt es nicht die alte Treue, den hohen Sinn, der fromm gehorchend aber geachtet seyn will; giebt ein Theil sich knechtisch hin, verführt durch Ehrsucht oder Habgierde, während ein anderer durch Uebermuth, Halsstarrigkeit, und Verläumdung den falschen Schein der Freiheit vor Welt und Nachwelt zu erlangen glaubt: so besiegt es sich selbst, und verdient der Willkühr unterworfen zu werden.

den. Dieſes Geſchlecht wäre ſeines Schickſals werth; an die Zukunft denkend, müßte der Fühlende weinen; aber das iſt der Gang der Welt, daß die Kinder die Folgen der Sünde ihrer Väter tragen müſſen.

Der Moment iſt wichtig und groß; es ſteht Alles in Gefahr. Die Unabhängigkeit des ganzen Vaterlandes, iſt dahin, wol nicht auf immer, aber (ich wiederhole es), wenn Napoleon ſie uns nicht zurückgiebt, gewiß auf lange Zeit. Was im Innern, ſoviel es bei verlohrener Unabhängigkeit möglich iſt, werden ſoll, das hängt von der Benutzung des Augenbliks ab. Zieht man von dieſem den Vortheil, den er darbietet, ſo kann die künftige Souverainetät dahin beſtimmt werden, wie

sie allein erfreulich und vernünftig ist, daß der Fürst ungehindert Alles Gute stiften kann, welches Zeit und Umstände erlauben, aber gehindert ist, irgend etwas zu vollbringen, welches nachtheilig wäre für Land und Volk. Sie könnte so beschränkt werden, daß ein guter Fürst frei, ein schlechter durchaus gebunden wäre. Unsere jetzigen Fürsten müßten, in Uebereinstimmung mit ihren Völkern, sich binden und ihre Nachfolger durch weise Gesetze, die weder sie selbst ändern könnten, noch diese ohne Zuziehung des Volks. Napoleon würde solch' ein Verfahren gewiß billigen, denn nur Sein Beispiel würde nachgeahmt (Napoleon ist durch die Constitution des Volks Kaiser, und der Erhaltungssenat wird unter

seinen Nachfolgern die Despotie vernichten); und die Welt würde es segnen *).

Ich weiß und wiederhole es, das Streben der Menschen geht darauf hin, hervorzuragen über Alle; und nichts vermag mächtiger zu reitzen, als der Gedanke: seinen Willen andern zum Gesetz zu machen. Dadurch glaubt der Mensch den Göttern nahe zu kommen, weil er leicht zwischen diesen und sich den Unterschied vergißt, daß der Götter Wille immer rein und gut ist, der seinige aber nicht selten verworren und verkehrt; daß die Weisheit der Götter immer unfehlbar, der menschliche Verstand hingegen sich leicht

*) Wohl uns, daß schon mehrere deutsche Fürsten diese Segnungen verdient haben; Heil den Edlen, die sie erwarben!

Anmerk. für 2. Ausg.

irren mag und täuſchen. Aber eben deſs wegen iſt Noth, vorſichtig zu ſeyn, damit keinem zu Theil werde, was Alle erſtreben. Erwächſet, was in den Worten der Bundesacte liegen kann, und was durch einzelne willkührliche (wenn auch an ſich vielleicht vortreffliche) Handlungen deutſcher Fürſten noch deutlicher ausgeſprochen ſcheinen könnte, zum Rechte, dadurch, daß die deutſchen Völker dieſe Handlungen geſchehen laſſen, ſich ihnen unterwerfen und ſie ſomit als Recht anerkennen, und dürfen ſich in der Folge der Zeit die (möglichen) ſchlechten, herrſchſüchtigen, blödſinnigen Fürſten darauf berufen, um ihre Willen und Grillen den deutſchen Völkern zum Geſetz zu machen: ſo ſteht dem armen Vaterlande eine ſchreckliche Zukunft bevor. Denn Frankreich wird Deutſchland nicht ſchützen gegen ſeine Fürſten; ein frem-

der Staat als ſolcher muß in Deutſchland die Ruhe des Kirchhofs wollen *).

Aber ich will ſchlieſſen, damit ich nicht anfange zu klagen. —

Ich muß eine Nachſchrift hinzufügen.

Das Verhältniß der Bundesfürſten zu den ehemaligen Mit-Reichsfürſten,

---

*) Wenn man bloß auf die Gegenwart ſieht, und Napoleon: ſo iſt möglich, ſich vorzuſtellen, daß Frankreich den Deutſchen Heil und Wohl aufdringen möge; daß Napoleon nur Protector geliebter Fürſten von beglükten Völkern zu ſeyn wollen könne; und zu fragen: wozu ſoll ein Protektor, wo nichts zu ſchützen iſt? ſonſt nicht. Freilich iſt vor der Hütte des Armen keine Schildwache nöthig,

die jetzt ihrer Souverainetät unterworfen sind, ist durch die Bundesacte, wenigstens im Ganzen, bestimmt. Darüber zu reden, werden Sie mir erlassen. Daß aber diese Bestimmungen meinem Räsonnement nicht widerstreiten, wäre leicht darzuthun. Deutschland hat dadurch eben so viel zu fürchten als zu hoffen.

5.

Präsident M. an den Hofrath B.

Ich habe zwei Posttage auf eine Antwort von Ihnen gewartet, lieber Herr

---

aber wenn Ein Staat die Protection des andern übernimmt, so ist es auch nicht eben in der Absicht, um den Reichthum dieses andern Staats zu Rathe zu halten und zu mehren.

Anmerk. zur 2. Ausg.

Hofrath, um zu erfahren, ob sie noch so geneigt sind zu glauben, durch die Bundesacte, wie sie da liegt, wie sie erklärt werden kann, sey Deutschland zu so grossen Hoffnungen berechtigt, als Sie zu glauben schienen, und was Sie zu meiner individuellen Ansicht der Dinge sagen. Ich widerhole es Ihnen, daß ich Sie nicht stören will in der Hoffnung, die Sie auf den Charakter Napoleons und der deutschen Bundesfürsten bauen; ich selbst baue, wie Sie gesehen Alles darauf, und wiederhole es, daß ich selbst überzeugt bin, die Sache Deutschlands wird bald näher bestimmt und fester gegründet werden; ich rede nur davon, was zu erwarten seyn möchte, wenn die Bundesacte, so wie sie da ist, und wie sie bisher durch einzelne Handlungen der Fürsten erklärt scheinen kann, zum Recht erwüchse. Sie schweigen; ich weiß aber nicht, ob mir morgen noch

die Muße seyn wird, die ich heute habe; darum kann ich nicht unterlassen, Ihnen noch einige meiner Gedanken, wie Sie gewünscht haben, mitzutheilen, um so mehr, da ich mich kurz werde fassen können; Es sind nur einige Nachträge, die ich zu machen habe.

Die erste Frage: Wer hat den Bund geschlossen? ist nach meiner Ansicht beantwortet, und zugleich der Sinn der Bundesurkunde angegeben, wie er in dieser Beziehung seyn könne; nicht überall, nicht von jedem Ausdrucke, sondern im Ganzen; das schien mir genug. Die zweite Frage, auf welche es mir anzukommen scheint, betrift das Wie? und ist zum Theil schon mit jener gelöset. Wie haben sie den Bund geschlossen? unter welchen Umständen? Verhältnissen, Veranlassungen? Durch dieses Wie? wird das was vorher

ausgemacht schien, erst in der Zukunft seine Bestätigung bekommen. Da wurde gefunden: der Regent eines fremden Staats könne, so gewiß er mit dem fremden Staate Eins, und nur das Organ dieses fremden Staats sey, nur dieses und dieses wollen; es fragt sich aber doch, ob das Verhältniß dieses Staats zu den übrigen, in dem Augenblick, als der Bund geschloffen wurde, auch von der Art war, daß er das Ausgemachte wollen konnte? Ob er nicht der eignen Unabhängigkeit wegen den übrigen Unabhängigkeit zugestehen mußte? Wäre jenes nicht der Fall, so würde man in der Bundesurkunde nie den Sinn finden können, den wir darin gefunden haben. Daher scheint mir von großer Bedeutung, zu untersuchen; ob die deutschen Bundesfürsten, als das zweite Glied der Verbindung, wol schon unter sich einig waren und ein Ganz

ges bildeten, alſo einen Bund geſchloſſen hatten, vor der bekannten Urkunde, die ſie mit Napoleon abgeſchloſſen haben? ob ſie alſo in eigner Kräftigkeit da ſtanden, und Ihn nur baten, daß Er, zu deſto größerer Sicherheit, ihnen Seinen Schutz verſprechen, ihr Protector werden und eine Verbindung mit ihnen eingehen möchte? Oder, ob ſie erſt durch Ihn verbunden wurden? ob Er alſo einzeln mit ihnen unterhandelte und ſie durch die Verbindung mit Ihm zur Verbindung unter ſich brachte?

Es ſcheint, als fühlte man die Wichtigkeit dieſes Unterſchiedes. Die deutſchen Publiciſten möchten uns gern überreden, der Rheiniſche Bund ſey eine Verbindung der deutſchen Fürſten unter einander, die ſie freiwillig

und aus reiner Einsicht der Zweckmäßigkeit unter sich lab. geschlossen hätten *). Ich weiß nicht, ob sie vielleicht geheime Nachrichten haben, oder ob das widerstrebende Gefühl, unsere Schwäche und Erbärmlichkeit zu bekennen, sie dazu verleitet. Aber was hülfe es, wenn wir die Geschichte unserer Tage mit einem Schleier zu bedecken suchten? Höchstens könnte es uns bei einigen unseren Zeitgenossen gelingen, und die dürften den Trost davon haben, daß sie nicht den ganzen Umfang unseres Zustandes sähen; aber der Nachwelt werden wir nichts entziehen; und den künftigen Erklärern der Urkunde wird es nicht an Nachrichten feh-

*) Selbst von Zachariä, in seinem Staatsrechte des rheinischen Bundes, ist der Bund eine „lex, genannt, quam Principes sibi scripserunt."

len. Ich glaube daher, daß wir es wol gestehen dürfen: die deutschen Fürsten hatten sich nicht unter einander verbunden; wenigstens ist nichts davon bekannt geworden. Wenn auch der Gedanke eines gemeinsamen Vaterlandes ihnen nicht fremd blieb; wenn auch die Nothwendigkeit der Einheit ihnen fühlbar geworden seyn mag: so haben sie sich wenigstens nicht dadurch zu Entschluß und That bestimmen lassen. Es mag wahr seyn, daß die Zeitbegebenheiten, daß die Lage des Vaterlandes, und der Drang der Umstände, solch einen Versuch unmöglich machten; das rechtfertigt die Fürsten gewiß für ihre Person, für ihre Zeit: aber die Sache bleibt darum dieselbe, und nur um diese wird es zu thun seyn im Verfolg der Zeit. Eine solche Vereinigung wäre Achtungswerth gewesen; sie hätte dem Kaiser Napo-

Leon nicht ohne Selbstgefühl mit der Bitte um Seinen Schutz entgegen treten mögen, gewiß Seinen Schutz zu verdienen. Es läßt sich von dem großen Mann erwarten, daß Er nicht ungern in ein solches Verhältniß mit ihnen getreten wäre; und es hätte ein Bündniß werden können, in welchem die Rechte und Pflichten gegenseitig und gleichmäßig gewesen wären. Das Ganze mußte schlechterdings anders werden, da der Gedanke der Verbindung wahrscheinlich von Frankreich ausgegangen ist, und die deutschen Fürsten nur unter sich vereint sind durch ihr allerseitiges Bündniß mit Frankreich. Dadurch ist nicht nur das Verhältniß aller Bundesstaaten zu Frankreich verändert, sondern auch das der deutschen Bundesfürsten zu einander.

Napoleons Heere, (so mögen Seine Nachfolger sagen) aus einem glor-

reichen Kriege zurückgekehrt, ſtanden im ſüdlichen Deutſchland; Er ſelbſt konnte befehlen und herrſchen, wie er wollte: was hatte Er zu fürchten? Da ſahen die deutſchen Fürſten, daß weder das Reich noch der Kaiſer ſie würde ſchützen können vor Napoleons Macht, und daß die einzige Gewißheit ihrer Fortdauer nur geſucht werden könne in Seiner Gnade. Baiern und Würtenberg und Baden hatten ſchon erfahren, daß eine Hingebung an Ihn nur allein vortheilhaft ſey; die Belohnungen, die dieſe für treue Dienſte erhalten hatten, waren gar zu einladend für andere. Und wie hätten ſie ſelbſt nicht die Bande feſter zu knüpfen verſuchen ſollen? Wenn alſo auch nicht die Bundesfürſten beſiegt waren, in jenem Augenblick, von Napoleons Waffen, ſo waren ſie doch kraftlos und ſchwach; ſie konnten Ihm und Seiner Macht nicht den minde-

sten, Widerstand entgegensetzen. Auch gab es keine andere Macht, die sie zu schützen vermochte. Sie hingen ganz von Seiner Gnade ab, und gaben sich darum ganz Seiner Gnade hin. Dieser Hingabe setzte Napoleon Seine Großmuth entgegen; Wer Seine Existenz früh genug bei Ihm suchte, dem wurde sie zum Geschenk gegeben; und nicht nur dies, sondern auch die wurden vertheilt, die, weniger besorgt um ihre Fortdauer, sich weniger beeilt hatten. Und in der That: welches Princip könnte ein Privatman anders finden, das bei der Aufnahme der einzelnen Fürsten geleitet hätte? Was hatten, ausser den drei genannten Staaten, die übrigen für Verdienste um Frankreich? Und muß nicht selbst die Freigebigkeit des Kaisers, mit welcher den Bundesfürsten die Länder anderer deutschen Reichsfürsten, die eben so wenig

überwunden waren als sie, und eben so wenig verschuldet hatten, zugetheilt wurden, in ihnen das Gefühl erwecken, daß sie, was sie sind, nur durch Napoleon sind? Oder hätten die deutschen Bundesfürsten etwa selbst über diese Länder das Loos unter sich geworfen, und darnach nur Napoleon gebeten, ihre Vertheilung gut zu heissen *)? So wenig

*) Wenn der Satz des Salustius: imperium facile his artibus retinetur, quibus initio partum est, richtig ist: so könnte man bei obiger Voraussetzung fragen: ob der würdige Winkopp wol an diesem Ausspruche ein gutes Motto für seine, in so vielfacher Rücksicht höchstverdienstlichen Zeitschrift: Der rheinische Bund, gewählt habe? Die folgenden Worte sind bekanntlich diese: Verum ubi pro labore desidia, pro continentia et aequitate lubido et superbia invasere, fortuna simul cum moribus

wenig als dies zu vermuthen iſt, ſo wenig wünſchen die deutſchen Bundesfürſten wahrſcheinlich ſelbſt, daß es von Deutſchland geglaubt werde. Denn ſo natürlich auch jeder Staat nach Vergrößerung ſtrebt, und ein Fürſt nach Ausbreitung ſeiner Macht, ſo gewiß wünſchen doch, ſeit die öffentliche Meinung ſich äuſſerte und darum Achtung verdiente, die Fürſten den Schein des Rechts für ſich zu haben; ein Geſchenk anzunehmen, hat aber noch keinem Unrecht geſchienen. Wenn daher von der einen Seite zu wünſchen wäre, die deutſchen Fürſten hätten ſich zuvor unter ſich verbunden, ſo iſt von der an

---

bus immutatur. Ita imperium ſemper ad optumum quemque a minus bono transfertur. Wolle aber keiner an den Optumus den Maaßſtab unſerer Moralcompendien legen!

Anmerk. zur 2. Ausg.

dern vielleicht kaum zu wünschen, sie hätten sich so verbunden *).

---

*) Indem ich dieses in die Druckerei schicken will, lese ich im allgemeinen Anzeiger der Deutschen (1808. Num. 25.) eine Bemerkung, in welcher geäussert wird, daß der Gedanke des Rheinischen Bundes in Deutschland und nicht in Frankreich entstanden seyn möchte. „Im Jahre 1799 (wird da erzählt) sprach ich in einem Bade einen reichsständischen Minister. Dieser ergoß sich in laute Klagen, welche große Gefahr die überwiegend gewordene Macht zweier Reichsstände, die ganz offenbar den Plan hätten, das übrige Deutschland unter sich zu theilen, dem ganzen Bunde drohe. Was Kaiser Joseph II. 1769 bei der Zusammenkunft in Neisse König Friedrich II. angetragen habe, sey bekannt. Oesterreich verfolge unverrückt seine Plane auf Baiern; was Preussen in Franken thue, liege vor Augen. Die deutsche Verfassung sey ohne Kraft; gebe minder mächtigen Gliedern keinen Schutz. In dem letzten Revolutionskriege wären mittlere und kleine Staaten von Freund und Feind durchzogen, verheert worden, und dabey so ohne Schutz gewesen,

Man kann also annehmen, daß jeder einzelne deutsche Bundesfürst zuerst bei

---

als ob sie in der Mitte von Africa gelegen. — Es sey für die kleineren Staaten Deutschlands keine Rettung, als sich, unter Schutz und Garantie Frankreichs, gemeinschaftlich zu verbinden. Der Minister versicherte, dieser Gedanke sey schon an mehreren Deutschen Höfen erregt und angenommen; werde auch gewiß bald ausgeführt seyn." — Es wird noch dabei bemerkt, daß Deutsche Männer auch wol sonst schon Ausländern Gedanken mitgetheilt hätten, die entscheidend wichtig auf unser Vaterland gewirkt hätten; z. B. beim westphälischen Frieden; und als die für Deutschland nachtheiligen Basler und Aschaffenburger Concordate mit dem römischen Stuhle verhandelt wurden, waren es vorzüglich Deutsche, die durch Rath und Hülfe ihrem eigenen Vaterlande — (hier scheint etwas zu fehlen) — auf Jahrhunderte folgenreich wurden."

Uns scheint, der Gedanke, sich an Frankreich zu schließen, mag an vielen Höfen Deutschlands seit längerer Zeit gelebt haben,

Frankreich um ſeine Exiſtenz, und Vergrößerung vielleicht, nachgeſucht und um

---

und mag von Deutſchen ausgegangen ſeyn. Aber ob der Gedanke: die deutſchen Fürſten müßten ſich unabhängig von Frankreich unter ſich verbinden, und, alſo verbunden, ſich an Frankreich, durch gemeinſame Uebereinkunft, ſchließen? — an Deutſchlands Fürſtenhöfen gelebt hat, und: ob etwas für die Ausführung deſſelben geſchehen iſt? — Das ſind andere, und, wie uns dünkt, wichtigere Fragen, von welchen wenigſtens die letzte mit Recht bezweifelt werden kann. Jener erſte Gedanke zeigt freilich von dem Streben nach eigener Rettung, aber nicht von Gefühl für das gemeinſame Vaterland. Wir können nicht entſcheiden; aber wenn wir mit dem Einſender jener Bemerkung wohlunterrichtete Männer bitten, uns zu belehren, „ob der Entwurf des Rheiniſchen Bundes von Deutſchen ſelbſt erſonnen, angegeben und betrieben worden?" ſo bitten wir zugleich den Unterſchied nicht zu überſehen: ob die Deutſchen, die etwas dabei gewollt und gethan haben, eine Verbindung der Einzelnen deutſchen Staaten mit Frankreich und dadurch unter ſich? oder ob ſie

terhandelt habe; und daß bei diesen Unterhandlungen im Einzelnen erst die Idee eines gemeinschaftlichen Bundes in Frankreich entstanden sey. Denn zur Zeit des Presburger Friedens war der Gedanke wahrscheinlich noch nicht gefaßt, weil Baiern und Wirtenberg u. s. w., obwol sie mit Frankreich verbündet waren und zu Königreichen erhoben wurden, noch beim deutschen Reiche verbleiben wollten.

---

eine gemeinsame freie Verbindung unter sich, und darnach mit Frankreich erstrebt haben? Wir sind der Meinung, daß das Urtheil der Nachwelt über diese Deutschen ganz anders ausfallen müsse, je nachdem jenes oder dieses der Fall war. Es scheint aber auch darauf anzukommen, falls sie die gemeinsame freie Verbindung erstrebt, ob sie dieselbe nach solchen Grundsätzen, wie die Rheinische Bundesacte enthält, gewollt? oder nach welchen?

Anmerk. des Herausgebers zur ersten Ausgabe.

und gelaſſen wurden *). Bei dieſer Unterhandlung hing der einzelne deutſche Fürſt ganz von Frankreich ab, und daher iſt nicht zu erwarten, daß dieſes jenem im Mindeſten ein Recht zugeſtehen wollen konnte, wodurch es ſich zu Pflichten ver-

*) In der Note Bachers an den Reichstag (Auguſt 1, 1806) heißt es freilich: „Frankreich habe in der Conföderation nur eine natürliche Folge und die nothwendige Ergänzung des Preßburger Friedenstractats ſehen können — la France n'a pu voir dans la confédération, qu'ils ont formé, qu'une ſuite naturelle et le complement néceſſaire de ce traité de Presbourg." Aber daraus folgt nicht, daß der Gedanke des Bundes ſchon gefaßt geweſen. Kaiſer Franz II. ſpricht in der Erklärung, durch welche Er die Kaiſerkrone niederlegte (vom 6. Aug. 1806) von „Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gegeben worden." — Winkopp's rheiniſche Conföderationsacte. S. 23. u. 105.

Anmerk. zur 2. Ausg.

bindlich gemacht hätte. Was von Pflichten bestimmt wurde, das konnte nur dem deutschen Fürsten zur Last fallen, der sich und sein Land als Geschenk erhielt. Wenn dies, mehr oder minder, von allen einzelnen Bundesfürsten gilt, so gilt es auch von dem ganzen Bunde, da ja das Ganze nur aus den Theilen besteht: Napoleon hat gegen den Bund keine andern Pflichten übernommen, als die des Protectorats. Diese Pflichten sind in der Bundesacte bestimmt; aber ziemlich unbestimmt erscheinen, wie gezeigt ist, die Rechte des Protectors. Den Grund dieser Unbestimmtheit wird man in der Folge darin suchen, daß der Protector sich weder selbst eine Beschränkung vorschreiben, noch vorschreiben lassen wollte. Er wollte handeln mit dem Bunde, im Ganzen und Einzelnen, wie es Ihm gefiel d. h. nach eigener Erkenntniß des Besten

ſten und Nothwendigen; denn der Bund iſt ja Sein Geſchöpf, nur von Seiner Hand gehalten, und nicht mehr, wenn Er den jüngſten Tag deſſelben erſcheinen zu laſſen für gut findet.

Und in der That: kann man nicht dieſes, wenigſtens ſcheinbar genug, durch Napoleons Handlungsweiſe gegen den Bund beſtätigen? Scheinen nicht die folgenden Begebenheiten das Eine und das Andere bewieſen zu haben? Iſt nicht über den ganzen Bund, iſt nicht über einzelne Mitglieder von Napoleon allein, Seinem Zwecke gemäß, verfügt? Ja, ſcheint nicht der Buchſtabe der Bundesurkunde ſo unbeſtimmt geſtellt, daß man deutlich zu ſehen glauben wird, ſie ſolle den Protector nicht beſchränken? wenigſtens behalte Er ſich die Erklärung vor? Und was Napoleon darf, werden das die künftigen

französischen Kaiser, gegen den Bund, als Protectoren des Bundes, nicht verlangen? und mit Recht?

Frankreich und der Rheinische Bund führten einen gemeinschaftlichen Krieg gegen Preussen und Rußland. Der Krieg wurde in Tilsit geendigt. Aber wer schloß den Frieden? Napoleon und Alexander und Friedrich Wilhelm. Es ist mir wenigstens nicht bekannt geworden, daß der Bund oder irgend ein Bundesfürst gefragt worden wäre: ob auch er mit dem Frieden und mit solch' einem Frieden zufrieden wäre? Es scheint, Napoleon habe vorausgesetzt (mit Recht), der Bund werde sich schon fügen; es scheint, Napoleon achte (mit Recht) gar nicht für nöthig, dem Bunde von Seiner Verfah-

rungsweise, als Protector, auch nur (vor dem Handeln) eine Anzeige zu machen, viel weniger ihn zur Berathung zu ziehen. Der Bund hat sich nicht gegen den Frieden, nicht gegen Napoleons Handlungsweise erhoben; sie ist also Recht. Freilich wäre möglich, daß Napoleon von den Bundesfürsten zu diesem Friedensschluß auch in ihrem Namen speciell berechtigt wäre, aber bekannt ist mir das nicht geworden, und Napoleon hat, so viel ich weiß, nichts davon gesagt. Es würde mir lieb seyn, wenn Sie mir Aufschluß gäben. Im Allgemeinen aber ist dem Protector in der Bundesacte das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schliessen ohne den Bund zu befragen, auch nicht ausdrücklich zugestanden.

Die Fürsten von Anhalt Dessau, von Waldeck, von Schwarzburg wurden später in den Bund aufgenommen und also für souverain erklärt. Späterhin ist ihr Land mit dem Königreich Westphalen verknüpft. Freilich sollen die Fürsten dadurch nicht die Souverainetät und die übrigen Vortheile des Rheinbundes verlieren; aber es ist mir noch unbegreiflich, wie Eins mit dem Andern wird bestehen können. Wenn aber die Fürsten mediatisirt sind — was ich nicht entscheiden will, — so wäre klar, daß die einzelnen Fürsten im Bunde so ganz sicher doch nicht wären, wie sie etwa geglaubt haben; und wie die nun mittelbar gewordenen Reichs-Fürsten der Wohlfahrt des Ganzen ihre Reichsunmittelbarkeit zum gezwungenen Opfer bringen mußten, so bleibt möglich, daß auch die einzelnen Bundesfürsten ihr Bundessouverainetät zum Besten des Ganzen

eben ſo unverſchuldet wieder hingeben müſſen, wie ſie ſie unverdient empfangen haben *).

---

*) Was hier geſagt iſt, wurde geſchrieben, ehe der Herr Präſident die erſte Nummer des Moniteur Weſtphalien erhalten hatte. Er hat ſich auf Napoleons Conſtitutionsdecret des Königreichs Weſtphalen verlaſſen, wie es von deutſchen Zeitſchriften z. B. von der Baireuther Zeitung (Extrablatt Nro. XXXVII. vom 17 Septemb. 1807, S. 849.) bekannt gemacht iſt. Es war in jenem Decrete der ſechſte Artikel, auf welchen ſich dieſe Stelle bezieht. Darinn war geſagt, daß die, im Briefe genannten, Fürſten nebſt denen von Lippe-Detmold und Schaumburg, obgleich Mitglieder des Rheinbundes durch ganz beſondere und innigere Verhältniſſe mit dem Königreiche Weſtphalen verbunden werden ſollten, unbeſchadet jedoch der Rechte, die ihnen die Bundesacte zuſichere. Dann folgten noch einige Beſtimmungen, z. B. daß die Contingente dieſer Fürſten mit dem Weſtphäliſchen vereinigt werden ſollten u. ſ. w. Dieſer Artikel aber fehlt

Der neun und dreiſſigſte Artikel der Bundesurkunde iſt folgender: „Die hohen

---

in der Conſtitution des Königreichs, wie ſie durch das Königlich Weſtphäliſche Decret vom 7ten Dec. 1807 verordnet, und durch das erſte Stück des Moniteur Weſtphalien bekannt gemacht iſt. Ob dieſe Abweichung davon herkommt, daß die deutſchen Zeitungsſchreiber damals nicht recht unterrichtet waren, oder ob eine Veränderung in Napoleons Willen, und folglich eine Veränderung in Seiner Anſicht vorgegangen iſt? können wir natürlich nicht entſcheiden. Ein dritter Fall, etwa der, daß im Moniteur Weſtphalien dieſer Artikel vergeſſen wäre, läßt ſich nicht wohl annehmen. Eben ſo wenig iſt uns bekannt: ob Verhandlungen über dieſen Artikel, entweder zwiſchen Napoleon und dem ganzen Bunde, oder zwiſchen Napoleon und den einzelnen genannten Fürſten Statt gehabt haben, oder nicht? Auch iſt uns nicht möglich, Alle Zeitſchriften hierüber nachzuſchlagen. Wir müſſen daher dieſen Punct unbeſtimmt laſſen, und haben dies wenigſtens bemerklich machen wollen. Es war dort in der Baireuther Zeitung geſagt: der Entwurf der Conſtitution

ſich verbindenden Theile behalten ſich vor, in der Folge zu dem neuen Bunde auch andere Fürſten und Staaten Deutſchlands zuzulaſſen, deren Zulaſſung dem gemeinſamen Intereſſe gemäß gefunden werden wird." — Es fragt ſich: wer ſoll das gemeinſame Intereſſe und

---

des Königreichs Weſtphalen ſey den in Paris anweſenden Deputirten der weſtphäliſchen Länder mit der Weiſung zugeſtellt worden, im Falle ſie Verbeſſerungen anzubringen wüßten, ſolche zu äuſſern. Es iſt möglich, daß einige andere Abänderungen dieſer Erlaubniß zugeſchrieben werden könnten. Ob aber auch die Weglaſſung des ſechſten Artikels, iſt zu bezweifeln.

Anmerk. des Herausgebers zur erſten Ausgabe.

Man muß dieſe Anmerkung verzeihen. Als ſie geſchrieben wurde, ſtanden die Sachen noch unſicherer, als jetzt. Die genannten Fürſten ſind noch in voller Souverainetät Mitglieder des R. B. Wer freut ſich nicht deſſen? wem giebt es nicht Hoffnung!

Anmerk. zur 2. Ausg.

folglich die Zulassungsfähigkeit beurtheilen? Man möchte glauben, über das gemeinsame Interesse werde am besten der ganze Bund ein Urtheil haben; und es ist wahrscheinlich, daß die Abgeordneten der deutschen Fürsten und diese selbst, wenn anders die Frage nicht speciell erörtert ist, geglaubt haben, daß „die hohen sich verbindenden Theile" (also sie selbst mit eingeschlossen) ihr gemeinsames Interesse zu berathen haben sollten. Aber nach der Ansicht der Dinge, die ich Ihnen bisher ausgesprochen habe, konnte das nicht von dem Monarchen eines fremden Staats bewilligt werden, so gewiß die ganze Bestimmung von Ihm abhing: Und diese Consequenz wird man in der Folge nicht übersehen von französischer Seite. Er mußte sich vorbehalten, allein zu entscheiden, was dem gemeinsamen Interesse gemäß

seyn würde, was nicht; und
Seinen Planen und Zwecken den
dienstbar zu finden. Und so schei
Worte durch die That erklärt.
sachsen ist in den Bund aufgeno
die Herzoge von Sachsen sin
genommen, mehrere andere; aber
Wen? Durch Napoleon allein
deutschen Bundesfürsten sind nic
fragt; Napoleon ernannte eine
nister, und gab diesen die Vollmach
den Ministern der Fürsten, die i
Bund eintreten wollten, die Urkun
Aufnahme abzuschliessen. Mir ist
stens kein Aetenstück vor die Augen
men, in welchem auch nur erklärt
daß der Bevollmächtigte des Kaiser
Protectors auch zugleich bevoll
tigt wäre von den deutsc
Bundesfürsten. Der Protec
als solcher, scheint also durch

That das Recht erhalten zu haben, über Krieg und Frieden, wie über die Veränderungen des Bundes allein zu entscheiden.

Aus diesem Allen scheint sonach hervorzugehen, daß der Bund im Ganzen, wie im Einzelnen gegen den Protector keine Rechte habe, als auf Schutz, d. h. der Ganze Bund hat das Recht gegen den Protector auf Vertheidigung gegen äussere Feinde und jedes einzelne Glied des Bundes auf Vertheidigung gegen die übrigen Glieder *). Im übri-

*) Dies hat Napoleon auch noch ausdrüklich erklärt in Seinem Schreiben an den Fürsten Primas vom 11ten Sept. 1806. (Winkopps Rh. Bund II, S. 241.): En l'acceptant (nämlich le titre de Protecteur de la Confédération du Rhin) nous avons contracté la double obliga-

gen wird von Zeit und Umſtänden abhangen, in wieweit der Protector befehlen will, und der Bund im Ganzen, wie im Einzelnen zu gehorchen hat. Bei dem Schutz aber hat Frankreich eben ſo viel Intereſſe als Deutſchland *).

---

tion, de garantir le territoire de la confédération contre les troupes étrangères, et le territoire de chaque confédéré contre les entreprises des autres. — Mais là ſe bornent nos devoirs envers la confédération. — Ce ſont des rapports de ſimple protection, qui nous lient à la confédération du Rhin.

Anmerk. zur 2. Ausg.

*) Wer es liebt, Behauptungen, die aus der Natur der Sache fließen, noch durch Urkunden verſtärkt zu ſehen: dem könnte auch hier Bacher's mehrerwähnte Note vorgehalten werden, worin geſagt wird: „daß Frankreich weſentlich bei der Erhaltung des Friedens im ſüdlichen Deutſchland — (das ſüdliche iſt genannt in Beziehung auf die Umſtände) — intereſſirt ſey — la France ſi

Dieſes Verhältniß zwiſchen Protector und Bund iſt gewiß ſehr gut, ſo lange Napoleon das Protectorat führt. Deutſchlands Fürſten und Völker werden nichts ſehnlicher wünſchen, als den Entwürfen Seiner Weisheit zu leben. Er, der das Wohl Seines Volks ſo hoch erwogen und befördert, wird auch für Deutſchland nichts thun, was nicht zweckmäßig und heilbringend wäre. Aber, wenn Seine Nachfolger ſich zu gleichem Verfahren, welches bei Ihm ſo herrlich iſt, berechtigt halten ſollten, ohne daß ihre Seele groß genug wäre, über das Wohl ihres Staats, Frankreichs, hinauszuge-

---

eſſentiellement intereſſée au maintien de la paix dans le midi de l'Allemagne." Winkopp's Rhein.-Konföd. Acte. S. 28.

Anmerk. zur 2. Ausg.

hen; wenn ſie ſich bloß von dem Staats-princip, welches ich in einem meiner vorigen Briefe ausgeſprochen habe, leiten lieſſen: was würde aus Deutſchland? Deutſchland würde ſich zu Frankreich verhalten, wie der Sclave zum Herrn, welcher jenem zwar das Leben läßt und gern läßt, aber nur, um deſſelben ganze Lebenskraft an ſich zu ziehen und zu verzehren, damit er ſelbſt ſeines Lebens deſto froher werde. —

Aber auch unter den deutſchen Fürſten ſelbſt iſt, fürchte ich, das Verhältniß ganz anders, da ſie durch eine äuſſere Kraft zuſammen vereinigt ſind, als es ſeyn würde, wenn dieſe Verbindung aus ihnen ſelbſt hervorgegangen wäre. In dieſem Fall möchte die Einheit organiſch ſeyn; in jenem iſt ſie nur mechaniſch. Nur

Gott vermag organiſche Weſen auſſer ſich darzuſtellen; den Menſchen iſt zu ſeinen Geſchöpfen nur der Mechanismus geblieben; Sie können vereinigen, aber keine Einheit ſchaffen. Wenn eine Seele im Körper ſeyn ſoll, ſo muß ſie dieſen ſelbſt bilden; entſteht er durch einen andern, ſo iſt er todt, und kann ſich nur durch fremde Kraft bewegen. Zweifelhaft bleibt es wenigſtens und ungewiß, ob die deutſchen Fürſten ein Bundesgemüth haben. Mit Frankreich haben ſie eine Vereinigung geſucht, aber auch unter ſich? Möglich, daß ſie Feinde ſind; und wenn ſie auch nicht feindlich gegen einander geſinnt ſind, iſt das genug für ein ſolches Weſen und für eine ſolche Zeit? Wenn jetzo die innige Liebe zur Genoſſenſchaft fehlt, ſo wird dieſe in Ewigkeit nur den Namen nach exiſtiren, nie

in der That und Wahrheit. Das Ganze wird nie etwas anders seyn, als einzelne neben einander bestehende Theile. Wenn dem Wolfe der Rachen zugeknebelt ist, so mag eine Mauer ihn mit dem Schaaf zum ruhigen Zusammmenwohnen zwingen, aber Eintracht und Harmonie wird nicht unter ihnen seyn. Und — wir brauchen nicht so weit zu gehen — wenn die Glieder auch noch so künstlich an einander gefugt, und dem ganzen Körper solch' eine lebendige Stellung, solch' eine Lebensfarbe gegeben ist, daß der Hereintretende nicht umhin kann, den Hut abzunehmen: so ist es doch nichts und wird nichts, als ein Wachsbild. Es ist vorauszusehen, unter dieser Generation wird unter den deutschen Fürsten und Völkern keine Bundesgenossenschaft seyn, weil (vor der Verbindung mit Frankreich) keine gewesen ist, und in der Zukunft — —

Aber ich breche ab. Ich habe Ihnen meine Ansicht der Sache dargelegt; mein Hauptwunsch ist, daß Sie Alles, was ich gesagt habe, prüfen, das, worauf ich meine Hoffnung gründe, mit neuen Gründen unterstützen, das aber, weßwegen ich besorgt bin, widerlegen mögen. Ich wollte, Sie könnten mein, und Aller Gemüther, die dem meinigen gleich seyn möchten, gänzlich beruhigen. Ich gestehe es, ich habe wegen der Zukunft mit herzzerschneidendem Schmerze die Unabhängigkeit unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes untergehen sehen; der größte Theil meines Geistes und Herzens liegt begraben unter Deutschlands Trümmern. Denn von der Freiheit eines Volks hängt seine ganze Cultur ab; diese — Wissenschaft, Kunst, wie man ihre Zweige sonst nennen mag — ist unmöglich bei einem Volk, welches abhängig ist von einem Andern, und knechtisch in

ſich ſelbſt. Sclaverei im Ganzen, im Einzelnen: welches Gute, Große, Schöne könnte keimen, wachſen, gedeihen? Nur die Freiheit giebt Eigenthümlichkeit, und ohne Eigenthümlichkeit iſt die Cultur eines Volks von geringer Bedeutung. Aber ich faſſe mich, ich ſuche mich zu faſſen, und weiß wohl, daß es eben ſo traurig als umſonſt iſt, ein verlohrenes Gut zu bejammern. Darum möchte ich noch gern einige Hoffnung hegen für mein Vaterland, für unſere Kinder und Enkel. Ich möchte mich ſo gern überzeugen, daß Wahrſcheinlichkeit da ſey, dieſe werden, ich will nicht ſagen ein ehrenwerthes, glückliches, ſondern nur ein erträgliches Leben führen können. Ich habe nämlich den Glauben, und hege ihn, daß ſie Menſchen ſeyn werden, in welchen noch eine Seele lebt, denen folglich nicht jedes Leben genügen wird, ſondern die über

ſich und ihre Familie hinaus zu denken vermögen, um zu fühlen, wie viel es werth iſt, ein Vaterland zu haben.

6.

Präſident M. an den Hofrath B.

(Januar 1808.)

Schon als ich Ihren erſten Brief erhalten hatte, Verehrteſter, wurde meine Anſicht der Dinge etwas anders. Ich kann nicht ſagen, daß er mir gerade viel Neues geſagt hätte; Sie werden mir glauben, daß ich ſelbſt verſucht hatte, die Schattenſeite ſo gut hervor zu kehren, als die Seite des Lichts. Aber weil ich mein Vaterland ſo unendlich liebe, weil ich es

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

Paragraphen zerschneiden, und einander selig preisen oder verdammen: — wie Alles seyn und werden wird, das liegt noch im Schooße der Götter, und keiner ist sicher, daß nicht morgen ein Federstrich das schöne Gebäude zu Boden stürzt, welches er heute mühselig aufgebauet hatte. Der Kalendermacher bestimmt Wind und Wetter, und vertheilt Sonnenschein und Regen, vielleicht mit großer Ernsthaftigkeit; aber da oben, über den Wolken, sitzen die Götter, trinken den ewigen Nektar, und achten weder des Kalendermachers noch seiner Wetterregel.

O, ihr Völker Deutschlands — jetzo zeigt Tugend und Männlichkeit. Die Zeit ist wichtig; sie kehrt nie zurück, und schnell ist der Augenblick verlohren. Der Ausgang der gegenwärtigen Krisis bestimmt Eure, Eurer Kinder, Eurer Enkel

Zukunft. Wenn die Entscheidung gefallen ist, so wird sie nur durch schreckliche Unternehmungen geändert; jetzo mag viel Vortreffliches geschehen für Deutschland und Europa. Nahet Euch den Thronen Eurer Fürsten mit festem Schritt, voll Vertrauens; Erhebet Eure Stimme mit Anstand und Kraft, mit Bescheidenheit und Würde; Zeigt ihnen Eure Furcht, legt Eure Wünsche dar und beweiset ihnen, daß ihr werth seyd Eurer Fürsten Vertrauen und einer ehrenvollen Existenz. Treue und Gehorsam hat den Deutschen immer ausgezeichnet; zeigt, daß sie noch Eure Tugenden sind. Euch erwartet unter den Geschlechtern der Zukunft ein schweres Gericht; nur Eins kann Euch retten von der Verdammung, nur Eins Euch schützen vor gänzlicher Verwerfung: das, daß Ihr unerschütterlich festhaltet an der altangestammten Treue, an der alteins

hen; wenn sie sich bloß von dem Staatsprincip, welches ich in einem meiner vorigen Briefe ausgesprochen habe, leiten liessen: was würde aus Deutschland? Deutschland würde sich zu Frankreich verhalten, wie der Sclave zum Herrn, welcher jenem zwar das Leben läßt und gern läßt, aber nur, um desselben ganze Lebenskraft an sich zu ziehen und zu verzehren, damit er selbst seines Lebens desto froher werde. —

Aber auch unter den deutschen Fürsten selbst ist, fürchte ich, das Verhältniß ganz anders, da sie durch eine äussere Kraft zusammen vereinigt sind, als es seyn würde, wenn diese Verbindung aus ihnen selbst hervorgegangen wäre. In diesem Fall möchte die Einheit organisch seyn; in jenem ist sie nur mechanisch. Nur

Gott vermag organiſche Weſen auſſer ſich darzuſtellen; den Menſchen iſt zu ſeinen Geſchöpfen nur der Mechanismus geblieben; Sie können vereinigen, aber keine Einheit ſchaffen. Wenn eine Seele im Körper ſeyn ſoll, ſo muß ſie dieſen ſelbſt bilden; entſteht er durch einen andern, ſo iſt er todt, und kann ſich nur durch fremde Kraft bewegen. Zweifelhaft bleibt es wenigſtens und ungewiß, ob die deutſchen Fürſten ein Bundesgemüth haben. Mit Frankreich haben ſie eine Vereinigung geſucht, aber auch unter ſich? Möglich, daß ſie Feinde ſind; und wenn ſie auch nicht feindlich gegen einander geſinnt ſind, iſt das genug für ein ſolches Weſen und für eine ſolche Zeit? Wenn jetzo die innige Liebe zur Genoſſenſchaft fehlt, ſo wird dieſe in Ewigkeit nur den Namen nach exiſtiren, nie

in der That und Wahrheit. Das Ganze wird nie etwas anders seyn, als einzelne neben einander bestehende Theile. Wenn dem Wolfe der Rachen zugeknebelt ist, so mag eine Mauer ihn mit dem Schaaf zum ruhigen Zusammmenwohnen zwingen, aber Eintracht und Harmonie wird nicht unter ihnen seyn. Und — wir brauchen nicht so weit zu gehen — wenn die Glieder auch noch so künstlich an einander gefugt, und dem ganzen Körper solch' eine lebendige Stellung, solch' eine Lebensfarbe gegeben ist, daß der Hereintretende nicht umhin kann, den Hut abzunehmen: so ist es doch nichts und wird nichts, als ein Wachsbild. Es ist vorauszusehen, unter dieser Generation wird unter den deutschen Fürsten und Völkern keine Bundesgenossenschaft seyn, weil (vor der Verbindung mit Frankreich) keine gewesen ist, und in der Zukunft — —

Aber ich breche ab. Ich habe Ihnen meine Ansicht der Sache dargelegt; mein Hauptwunsch ist, daß Sie Alles, was ich gesagt habe, prüfen, das, worauf ich meine Hoffnung gründe, mit neuen Gründen unterstützen, das aber, weßwegen ich besorgt bin, widerlegen mögen. Ich wollte, Sie könnten mein, und Aller Gemüther, die dem meinigen gleich seyn möchten, gänzlich beruhigen. Ich gestehe es, ich habe wegen der Zukunft mit herzzerschneidendem Schmerze die Unabhängigkeit unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes untergehen sehen; der größte Theil meines Geistes und Herzens liegt begraben unter Deutschlands Trümmern. Denn von der Freiheit eines Volks hängt seine ganze Cultur ab; diese — Wissenschaft, Kunst, wie man ihre Zweige sonst nennen mag — ist unmöglich bei einem Volk, welches abhängig ist von einem Andern, und knechtisch in

ſich ſelbſt. Sclaverei im Ganzen, im Einzelnen: welches Gute, Große, Schöne könnte keimen, wachſen, gedeihen? Nur die Freiheit giebt Eigenthümlichkeit, und ohne Eigenthümlichkeit iſt die Cultur eines Volks von geringer Bedeutung. Aber ich faſſe mich, ich ſuche mich zu faſſen, und weiß wohl, daß es eben ſo traurig als umſonſt iſt, ein verlohrenes Gut zu bejammern. Darum möchte ich noch gern einige Hoffnung hegen für mein Vaterland, für unſere Kinder und Enkel. Ich möchte mich ſo gern überzeugen, daß Wahrſcheinlichkeit da ſey, dieſe werden, ich will nicht ſagen ein ehrenwerthes, glückliches, ſondern nur ein erträgliches Leben führen können. Ich habe nämlich den Glauben, und hege ihn, daß ſie Menſchen ſeyn werden, in welchen noch eine Seele lebt, denen folglich nicht jedes Leben genügen wird, ſondern die über

ſich und ihre Familie hinaus zu denken vermögen, um zu fühlen, wie viel es werth iſt, ein Vaterland zu haben.

6.

Präſident M. an den Hofrath B.

(März 1808.)

Schon als ich Ihren erſten Brief erhalten hatte, Verehrteſter, wurde meine Anſicht der Dinge etwas anders. Ich kann nicht ſagen, daß er mir gerade viel Neues geſagt hätte; Sie werden mir glauben, daß ich ſelbſt verſucht hatte, die Schattenſeite ſo gut hervor zu kehren, als die Seite des Lichts. Aber weil ich mein Vaterland ſo unendlich liebe, weil ich es

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

Paragraphen zerschneiden, und einander selig preisen oder verdammen: — wie Alles seyn und werden wird, das liegt noch im Schooße der Götter, und keiner ist sicher, daß nicht morgen ein Federstrich das schöne Gebäude zu Boden stürzt, welches er heute mühselig aufgebauet hatte. Der Kalendermacher bestimmt Wind und Wetter, und vertheilt Sonnenschein und Regen, vielleicht mit großer Ernsthaftigkeit; aber da oben, über den Wolken, sitzen die Götter, trinken den ewigen Nektar, und achten weder des Kalendermachers noch seiner Wetterregel.

O, ihr Völker Deutschlands — jetzo zeigt Tugend und Männlichkeit. Die Zeit ist wichtig; sie kehrt nie zurück, und schnell ist der Augenblick verlohren. Der Ausgang der gegenwärtigen Krisis bestimmt Eure, Eurer Kinder, Eurer Enkel

Zukunft. Wenn die Entſcheidung gefallen iſt, ſo wird ſie nur durch ſchreckliche Unternehmungen geändert; jetzo mag viel Vortreffliches geſchehen für Deutſchland und Europa. Nahet Euch den Thronen Eurer Fürſten mit feſtem Schritt, voll Vertrauens; Erhebet Eure Stimme mit Anſtand und Kraft, mit Beſcheidenheit und Würde; Zeigt ihnen Eure Furcht, legt Eure Wünſche dar und beweiſet ihnen, daß ihr werth ſeyd Eurer Fürſten Vertrauen und einer ehrenvollen Exiſtenz. Treue und Gehorſam hat den Deutſchen immer ausgezeichnet; zeigt, daß ſie noch Eure Tugenden ſind. Euch erwartet unter den Geſchlechtern der Zukunft ein ſchweres Gericht; nur Eins kann Euch retten von der Verdammung, nur Eins Euch ſchützen vor gänzlicher Verwerfung: das, daß Ihr unerſchütterlich feſthaltet an der altangeſtammten Treue, an der alteins

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

Paragraphen zerschneiden, und einander selig preisen oder verdammen: — wie Alles seyn und werden wird, das liegt noch im Schooße der Götter, und keiner ist sicher, daß nicht morgen ein Federstrich das schöne Gebäude zu Boden stürzt, welches er heute mühselig aufgebauet hatte. Der Kalendermacher bestimmt Wind und Wetter, und vertheilt Sonnenschein und Regen, vielleicht mit großer Ernsthaftigkeit; aber da oben, über den Wolken, sitzen die Götter, trinken den ewigen Nektar, und achten weder des Kalendermachers noch seiner Wetterregel.

O, ihr Völker Deutschlands — jetzo zeigt Tugend und Männlichkeit. Die Zeit ist wichtig; sie kehrt nie zurück, und schnell ist der Augenblick verlohren. Der Ausgang der gegenwärtigen Krisis bestimmt Eure, Eurer Kinder, Eurer Enkel

Zukunft. Wenn die Entscheidung gefallen ist, so wird sie nur durch schreckliche Unternehmungen geändert; jetzo mag viel Vortreffliches geschehen für Deutschland und Europa. Nahet Euch den Thronen Eurer Fürsten mit festem Schritt, voll Vertrauens; Erhebet Eure Stimme mit Anstand und Kraft, mit Bescheidenheit und Würde; Zeigt ihnen Eure Furcht, legt Eure Wünsche dar und beweiset ihnen, daß ihr werth seyd Eurer Fürsten Vertrauen und einer ehrenvollen Existenz. Treue und Gehorsam hat den Deutschen immer ausgezeichnet; zeigt, daß sie noch Eure Tugenden sind. Euch erwartet unter den Geschlechtern der Zukunft ein schweres Gericht; nur Eins kann Euch retten von der Verdammung, nur Eins Euch schützen vor gänzlicher Verwerfung: das, daß Ihr unerschütterlich festhaltet an der altangestammten Treue, an der alten

hen; wenn ſie ſich bloß von dem Staats-principp, welches ich in einem meiner vorigen Briefe ausgeſprochen habe, leiten lieſſen: was würde aus Deutſchland? Deutſchland würde ſich zu Frankreich verhalten, wie der Sclave zum Herrn, welcher jenem zwar das Leben läßt und gern läßt, aber nur, um deſſelben ganze Lebenskraft an ſich zu ziehen und zu verzehren, damit er ſelbſt ſeines Lebens deſto froher werde. —

Aber auch unter den deutſchen Fürſten ſelbſt iſt, fürchte ich, das Verhältniß ganz anders, da ſie durch eine äuſſere Kraft zuſammen vereinigt ſind, als es ſeyn würde, wenn dieſe Verbindung aus ihnen ſelbſt hervorgegangen wäre. In dieſem Fall möchte die Einheit organiſch ſeyn; in jenem iſt ſie nur mechaniſch. Nur

Gott vermag organiſche Weſen auſſer ſich darzuſtellen; den Menſchen iſt zu ſeinen Geſchöpfen nur der Mechanismus geblieben; Sie können vereinigen, aber keine Einheit ſchaffen. Wenn eine Seele im Körper ſeyn ſoll, ſo muß ſie dieſen ſelbſt bilden; entſteht er durch einen andern, ſo iſt er todt, und kann ſich nur durch fremde Kraft bewegen. Zweifelhaft bleibt es wenigſtens und ungewiß, ob die deutſchen Fürſten ein Bundesgemüth haben. Mit Frankreich haben ſie eine Vereinigung geſucht, aber auch unter ſich? Möglich, daß ſie Feinde ſind; und wenn ſie auch nicht feindlich gegen einander geſinnt ſind, iſt das genug für ein ſolches Weſen und für eine ſolche Zeit? Wenn jetzo die innige Liebe zur Genoſſenſchaft fehlt, ſo wird dieſe in Ewigkeit nur den Namen nach exiſtiren, nie

in der That und Wahrheit. Das Ganze wird nie etwas anders seyn, als einzelne neben einander bestehende Theile. Wenn dem Wolfe der Rachen zugeknebelt ist, so mag eine Mauer ihn mit dem Schaaf zum ruhigen Zusammmenwohnen zwingen, aber Eintracht und Harmonie wird nicht unter ihnen seyn. Und — wir brauchen nicht so weit zu gehen — wenn die Glieder auch noch so künstlich an einander gefugt, und dem ganzen Körper solch' eine lebendige Stellung, solch' eine Lebensfarbe gegeben ist, daß der Hereintretende nicht umhin kann, den Hut abzunehmen: so ist es doch nichts und wird nichts, als ein Wachsbild. Es ist vorauszusehen, unter dieser Generation wird unter den deutschen Fürsten und Völkern keine Bundesgenossenschaft seyn, weil (vor der Verbindung mit Frankreich) keine gewesen ist, und in der Zukunft — —

Aber ich breche ab. Ich habe Ihnen meine Ansicht der Sache dargelegt; mein Hauptwunsch ist, daß Sie Alles, was ich gesagt habe, prüfen, das, worauf ich meine Hoffnung gründe, mit neuen Gründen unterstützen, das aber, weßwegen ich besorgt bin, widerlegen mögen. Ich wollte, Sie könnten mein, und Aller Gemüther, die dem meinigen gleich seyn möchten, gänzlich beruhigen. Ich gestehe es, ich habe wegen der Zukunft mit herzzerschneidendem Schmerze die Unabhängigkeit unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes untergehen sehen; der größte Theil meines Geistes und Herzens liegt begraben unter Deutschlands Trümmern. Denn von der Freiheit eines Volks hängt seine ganze Cultur ab; diese — Wissenschaft, Kunst, wie man ihre Zweige sonst nennen mag — ist unmöglich bei einem Volk, welches abhängig ist von einem Andern, und knechtisch in

ſich ſelbſt. Sclaverei im Ganzen, im Einzelnen: welches Gute, Große, Schöne könnte keimen, wachſen, gedeihen? Nur die Freiheit giebt Eigenthümlichkeit, und ohne Eigenthümlichkeit iſt die Cultur eines Volks von geringer Bedeutung. Aber ich faſſe mich, ich ſuche mich zu faſſen, und weiß wohl, daß es eben ſo traurig als umſonſt iſt, ein verlohrenes Gut zu bejammern. Darum möchte ich noch gern einige Hoffnung hegen für mein Vaterland, für unſere Kinder und Enkel. Ich möchte mich ſo gern überzeugen, daß Wahrſcheinlichkeit da ſey, dieſe werden, ich will nicht ſagen ein ehrenwerthes, glückliches, ſondern nur ein erträgliches Leben führen können. Ich habe nämlich den Glauben, und hege ihn, daß ſie Menſchen ſeyn werden, in welchen noch eine Seele lebt, denen folglich nicht jedes Leben genügen wird, ſondern die über

ſich und ihre Familie hinaus zu denken vermögen, um zu fühlen, wie viel es werth iſt, ein Vaterland zu haben.

6.

Präſident M. an den Hofrath B.

(Januar 1808.)

Schon als ich Ihren erſten Brief erhalten hatte, Verehrteſter, wurde meine Anſicht der Dinge etwas anders. Ich kann nicht ſagen, daß er mir gerade viel Neues geſagt hätte; Sie werden mir glauben, daß ich ſelbſt verſucht hatte, die Schattenſeite ſo gut hervor zu kehren, als die Seite des Lichts. Aber weil ich mein Vaterland ſo unendlich liebe, weil ich es

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

Paragraphen zerschneiden, und einander selig preisen oder verdammen: — wie Alles seyn und werden wird, das liegt noch im Schooße der Götter, und keiner ist sicher, daß nicht morgen ein Federstrich das schöne Gebäude zu Boden stürzt, welches er heute mühselig aufgebauet hatte. Der Kalendermacher bestimmt Wind und Wetter, und vertheilt Sonnenschein und Regen, vielleicht mit großer Ernsthaftigkeit; aber da oben, über den Wolken, sitzen die Götter, trinken den ewigen Nektar, und achten weder des Kalendermachers noch seiner Wetterregel.

O, ihr Völker Deutschlands — jetzo zeigt Tugend und Männlichkeit. Die Zeit ist wichtig; sie kehrt nie zurück, und schnell ist der Augenblick verlohren. Der Ausgang der gegenwärtigen Krisis bestimmt Eure, Eurer Kinder, Eurer Enkel

Zukunft. Wenn die Entſcheidung gefallen iſt, ſo wird ſie nur durch ſchreckliche Unternehmungen geändert; jetzo mag viel Vortreffliches geſchehen für Deutſchland und Europa. Nahet Euch den Thronen Eurer Fürſten mit feſtem Schritt, voll Vertrauens; Erhebet Eure Stimme mit Anſtand und Kraft, mit Beſcheidenheit und Würde; Zeigt ihnen Eure Furcht, legt Eure Wünſche dar und beweiſet ihnen, daß ihr werth ſeyd Eurer Fürſten Vertrauen und einer ehrenvollen Exiſtenz. Treue und Gehorſam hat den Deutſchen immer ausgezeichnet; zeigt, daß ſie noch Eure Tugenden ſind. Euch erwartet unter den Geſchlechtern der Zukunft ein ſchweres Gericht; nur Eins kann Euch retten von der Verdammung, nur Eins Euch ſchützen vor gänzlicher Verwerfung: das, daß Ihr unerſchütterlich feſthaltet an der altangeſtammten Treue, an der alten

hen; wenn sie sich bloß von dem Staatsprincip, welches ich in einem meiner vorigen Briefe ausgesprochen habe, leiten liessen: was würde aus Deutschland? Deutschland würde sich zu Frankreich verhalten, wie der Sclave zum Herrn, welcher jenem zwar das Leben läßt und gern läßt, aber nur, um desselben ganze Lebenskraft an sich zu ziehen und zu verzehren, damit er selbst seines Lebens desto froher werde. —

Aber auch unter den deutschen Fürsten selbst ist, fürchte ich, das Verhältniß ganz anders, da sie durch eine äussere Kraft zusammen vereinigt sind, als es seyn würde, wenn diese Verbindung aus ihnen selbst hervorgegangen wäre. In diesem Fall möchte die Einheit organisch seyn; in jenem ist sie nur mechanisch. Nur

Gott vermag organiſche Weſen auſſer ſich darzuſtellen; den Menſchen iſt zu ſeinen Geſchöpfen nur der Mechanismus geblieben; Sie können vereinigen, aber keine Einheit ſchaffen. Wenn eine Seele im Körper ſeyn ſoll, ſo muß ſie dieſen ſelbſt bilden; entſteht er durch einen andern, ſo iſt er todt, und kann ſich nur durch fremde Kraft bewegen. Zweifelhaft bleibt es wenigſtens und ungewiß, ob die deutſchen Fürſten ein Bundesgemüth haben. Mit Frankreich haben ſie eine Vereinigung geſucht, aber auch unter ſich? Möglich, daß ſie Feinde ſind; und wenn ſie auch nicht feindlich gegen einander geſinnt ſind, iſt das genug für ein ſolches Weſen und für eine ſolche Zeit? Wenn jetzo die innige Liebe zur Genoſſenſchaft fehlt, ſo wird dieſe in Ewigkeit nur den Namen nach exiſtiren, nie

in der That und Wahrheit. Das Ganze wird nie etwas anders seyn, als einzelne neben einander bestehende Theile. Wenn dem Wolfe der Rachen zugeknebelt ist, so mag eine Mauer ihn mit dem Schaaf zum ruhigen Zusammmenwohnen zwingen, aber Eintracht und Harmonie wird nicht unter ihnen seyn. Und — wir brauchen nicht so weit zu gehen — wenn die Glieder auch noch so künstlich an einander gefugt, und dem ganzen Körper solch' eine lebendige Stellung, solch' eine Lebensfarbe gegeben ist, daß der Hereintretende nicht umhin kann, den Hut abzunehmen: so ist es doch nichts und wird nichts, als ein Wachsbild. Es ist vorauszusehen, unter dieser Generation wird unter den deutschen Fürsten und Völkern keine Bundesgenossenschaft seyn, weil (vor der Verbindung mit Frankreich) keine gewesen ist, und in der Zukunft — —

Aber ich breche ab. Ich habe Ihnen meine Ansicht der Sache dargelegt; mein Hauptwunsch ist, daß Sie Alles, was ich gesagt habe, prüfen, das, worauf ich meine Hoffnung gründe, mit neuen Gründen unterstützen, das aber, weßwegen ich besorgt bin, widerlegen mögen. Ich wollte, Sie könnten mein, und Aller Gemüther, die dem meinigen gleich seyn möchten, gänzlich beruhigen. Ich gestehe es, ich habe wegen der Zukunft mit herzzerschneidendem Schmerze die Unabhängigkeit unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes untergehen sehen; der größte Theil meines Geistes und Herzens liegt begraben unter Deutschlands Trümmern. Denn von der Freiheit eines Volks hängt seine ganze Cultur ab; diese — Wissenschaft, Kunst, wie man ihre Zweige sonst nennen mag — ist unmöglich bei einem Volk, welches abhängig ist von einem Andern, und knechtisch in

sich selbst. Sclaverei im Ganzen, im Einzelnen: welches Gute, Große, Schöne könnte keimen, wachsen, gedeihen? Nur die Freiheit giebt Eigenthümlichkeit, und ohne Eigenthümlichkeit ist die Cultur eines Volks von geringer Bedeutung. Aber ich fasse mich, ich suche mich zu fassen, und weiß wohl, daß es eben so traurig als umsonst ist, ein verlohrenes Gut zu bejammern. Darum möchte ich noch gern einige Hoffnung hegen für mein Vaterland, für unsere Kinder und Enkel. Ich möchte mich so gern überzeugen, daß Wahrscheinlichkeit da sey, diese werden, ich will nicht sagen ein ehrenwerthes, glückliches, sondern nur ein erträgliches Leben führen können. Ich habe nämlich den Glauben, und hege ihn, daß sie Menschen seyn werden, in welchen noch eine Seele lebt, denen folglich nicht jedes Leben genügen wird, sondern die über

ſich und ihre Familie hinaus zu denken vermögen, um zu fühlen, wie viel es werth iſt, ein Vaterland zu haben.

6.

Präſident M. an den Hofrath B.

(Januar 1808.)

Schon als ich Ihren erſten Brief erhalten hatte, Verehrteſter, wurde meine Anſicht der Dinge etwas anders. Ich kann nicht ſagen, daß er mir gerade viel Neues geſagt hätte; Sie werden mir glauben, daß ich ſelbſt verſucht hatte, die Schattenſeite ſo gut hervor zu kehren, als die Seite des Lichts. Aber weil ich mein Vaterland ſo unendlich liebe, weil ich es

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

Paragraphen zerschneiden, und einander selig preisen oder verdammen: — wie Alles seyn und werden wird, das liegt noch im Schooße der Götter, und keiner ist sicher, daß nicht morgen ein Federstrich das schöne Gebäude zu Boden stürzt, welches er heute mühselig aufgebauet hatte. Der Kalendermacher bestimmt Wind und Wetter, und vertheilt Sonnenschein und Regen, vielleicht mit großer Ernsthaftigkeit; aber da oben, über den Wolken, sitzen die Götter, trinken den ewigen Nektar, und achten weder des Kalendermachers noch seiner Wetterregel.

O, ihr Völker Deutschlands — jetzo zeigt Tugend und Männlichkeit. Die Zeit ist wichtig; sie kehrt nie zurück, und schnell ist der Augenblick verlohren. Der Ausgang der gegenwärtigen Krisis bestimmt Eure, Eurer Kinder, Eurer Enkel

Zukunft. Wenn die Entſcheidung gefallen iſt, ſo wird ſie nur durch ſchreckliche Unternehmungen geändert; jetzo mag viel Vortreffliches geſchehen für Deutſchland und Europa. Nahet Euch den Thronen Eurer Fürſten mit feſtem Schritt, voll Vertrauens; Erhebet Eure Stimme mit Anſtand und Kraft, mit Beſcheidenheit und Würde; Zeigt ihnen Eure Furcht, legt Eure Wünſche dar und beweiſet ihnen, daß ihr werth ſeyd Eurer Fürſten Vertrauen und einer ehrenvollen Exiſtenz. Treue und Gehorſam hat den Deutſchen immer ausgezeichnet; zeigt, daß ſie noch Eure Tugenden ſind. Euch erwartet unter den Geſchlechtern der Zukunft ein ſchweres Gericht; nur Eins kann Euch retten von der Verdammung, nur Eins Euch ſchützen vor gänzlicher Verwerfung: das, daß Ihr unerſchütterlich feſthaltet an der altangeſtammten Treue, an der alten

gern glücklich und herrlich erblicken, und die Kräfte, die ich ihm widmen kann, Alle meine Kräfte, seinem Gedeihen, dem Heil und der Wohlfahrt seiner Völker widmen möchte: so suchte ich mich selbst zu überreden, daß der Schatten von meinem eigenen Stande käme, weil ich mich ins Licht gestellt. Daß Sie dasselbe sehen, daß Sie die Dunkelheit noch düsterer sehen — das war mir schrecklich, und ich fing an zu wanken. Ihre folgenden Briefe haben mich mehr und mehr überzeugt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen. Alles schwankt und zittert; Wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauensvoll flehend meinen Blick zu ihnen

hinauf; — wann werden Sie Erhörung winken?

Das Getreibe der Publiciſten, um Rechte zu deduciren, welches mir vorher kaum erfreulich war, iſt mir jetzt in tiefſter Seele zuwider. Das Recht iſt ja nichts anders, als das Reſultat des Streits; ſo lange dieſer dauert, iſt an kein Recht zu denken. Und iſt der Bund nicht noch in der Geneſis? und iſt er ſchon über die erſte Station dieſer Geneſis hinaus? und wird es nicht, nach dem bisherigen zu ſchlieſſen, noch lange dauern, ehe das Kind zur Welt kommen wird? und muß es dann nicht erſt gewiegt und gepflegt, und gebildet werden, ehe von ſeinem Charakter geſprochen werden mag? In der That, ſie mögen ihr Staatsrecht des Rheiniſchen Bundes noch ſo ſchulgerecht anordnen und eintheilen, und in

Paragraphen zerschneiden, und einander selig preisen oder verdammen: — wie Alles seyn und werden wird, das liegt noch im Schooße der Götter, und keiner ist sicher, daß nicht morgen ein Federstrich das schöne Gebäude zu Boden stürzt, welches er heute mühselig aufgebauet hatte. Der Kalendermacher bestimmt Wind und Wetter, und vertheilt Sonnenschein und Regen, vielleicht mit großer Ernsthaftigkeit; aber da oben, über den Wolken, sitzen die Götter, trinken den ewigen Nektar, und achten weder des Kalendermachers noch seiner Wetterregel.

O, ihr Völker Deutschlands — jetzo zeigt Tugend und Männlichkeit. Die Zeit ist wichtig; sie kehrt nie zurück, und schnell ist der Augenblick verlohren. Der Ausgang der gegenwärtigen Krisis bestimmt Eure, Eurer Kinder, Eurer Enkel

Zukunft. Wenn die Entſcheidung gefallen iſt, ſo wird ſie nur durch ſchreckliche Unternehmungen geändert; jetzo mag viel Vortreffliches geſchehen für Deutſchland und Europa. Nahet Euch den Thronen Eurer Fürſten mit feſtem Schritt, voll Vertrauens; Erhebet Eure Stimme mit Anſtand und Kraft, mit Beſcheidenheit und Würde; Zeigt ihnen Eure Furcht, legt Eure Wünſche dar und beweiſet ihnen, daß ihr werth ſeyd Eurer Fürſten Vertrauen und einer ehrenvollen Exiſtenz. Treue und Gehorſam hat den Deutſchen immer ausgezeichnet; zeigt, daß ſie noch Eure Tugenden ſind. Euch erwartet unter den Geſchlechtern der Zukunft ein ſchweres Gericht; nur Eins kann Euch retten von der Verdammung, nur Eins Euch ſchützen vor gänzlicher Verwerfung: das, daß Ihr unerſchütterlich feſthaltet an der altangeſtammten Treue, an der alten

heimischen Redlichkeit! Lange haben Eure Vorfahren im Schatten dieses ächtdeutschen Baums wacker gelebt, kräftig, geachtet; Jetzo ist der Boden aufgelockert, aber seine Wurzeln sind weit verbreitet. Es steht bei Euch, was aus ihm werden soll; Er ist bewegt, erschüttert, aber nicht umgeworfen. Das wird Euer Ruhm seyn, wenn er durch Euch neue Festigkeit gewinnt, wenn Ihr mit Verachtung diejenigen bestraft, die Euch Mißtrauen in die Seele gießen, und Euch bewegen möchten für Ihre Zwecke, die Neid, Rachsucht und Unverstand geschmiedet haben. Liebe des Volks zum angestammten Fürsten ist sein schönster Schmuck, Ergebenheit gegen den neuen, das sicherste Mittel, ihn zu gewinnen. Nahet Euch Euren Fürsten: Bietet Ihnen die altgewohnte Treue, den altgewohnten Gehorsam von Neuem an. Und — dann, Ihr, Fürsten

Deutschlands, weiset sie nicht zurück, diese freie herrliche Gabe. Bedenkt, daß das Vaterland Euer und des Volks ist, und daß die Erde nichts ist, ohne den Menschen. Was kann Euch der Boden seyn, ohne die Bewohner? Mögen Euch Sklaven beglücken? oder Knechte erfreuen? Seht: in der ganzen Geschichte vergangener Zeit, hat sich wenigen Fürsten eine schönere Gelegenheit angeboten, ewigen Ruhm zu erwerben, als sich Euch Allen aufdringt. Manche Eurer Vorfahren haben das Licht der Sonne verlassen müssen, ohne einen Moment zu finden, der ihnen erlaubt hätte, ihre Vortreflichkeit zu offenbaren, den ganzen Sinn eines thätigen Lebens glänzend darzulegen. Vieler Fürsten großes Wollen ist untergegangen in ewige Vergessenheit, weil das Glück ihnen keine Gelegenheit darbot, es einzuführen

in die Welt. Keine Zeit war reicher an großen Gelegenheiten als die unsrige. Euere Schuld wird es seyn, wenn Ihr sie nicht benutzt; und darum wird Euch, wenn Ihr versäumt das ewige Leben in der Geschichte zu erlangen, ein schreckliches Urtheil verfolgen. Was in frühern Zeiten geschehen ist, ging meistens aus der Natur der Dinge hervor, und wurde nicht eher von jemand beachtet, als bis es vollendet, oft erst, wenn es schon wieder untergegangen war. Unsere Zeit hat das Eigene, daß die Menschen über ihrem Thun stehen; und daß nichts im Stande ist, die Geschichte zu täuschen. Ihr werdet scharf bewacht. Alle gebildete Menschen nehmen Theil an Eurem Thun. Nichts von Allem, was durch Euch geschieht, wird unbemerkt bleiben vor der Mitwelt, und die Geschichte

wird

wird es herabführen zu den spätesten Geschlechtern. Seht: wir fodern, mit Bescheidenheit und Vertrauen, nichts als Gerechtigkeit und Vorsicht. Weiset uns nicht ab. Erinnert Euch, daß kein Thron fest steht, den nicht das Volk selbst gegründet hat; daß jeder Herrscherstuhl früher oder später zusammenbricht, (habt Ihr das nicht selbst gesehen?) der nicht von des Volkes Glück und Wohlfahrt getragen wird. Messet nicht Eure Nachkommen nach dem, was Ihr wollt und erstrebt. Wenn Ihr in Euch den hohen Herrschersinn gewahrt, der nichts will, als das Glück der Völker; wenn Ihr Euch berufen fühlt, ganz der Wohlfahrt Eurer Unterthanen zu leben; wenn Ihr einseht, daß Ihr als unbeschränkte Fürsten am wenigsten gehindert werdet, Eurer Völker Heil zu berathen und zu be-

wirken: so glaubt nicht, daß Ihr durch Vererbung dieser Unbeschränktheit auf Eure Nachfolger das Glück unserer Nachkommen befestigen werdet. Ihr seyd gewiß, daß Ihr die Macht vererben könnt, aber nicht, daß Ihr den Sinn vererben werdet, sie, wie Ihr gethan, gebrauchen zu wollen oder den Geist, es zu können. Vernehmt die Stimme Eures Volks und verachtet sie nicht; der Löwe schlummert nicht bloß, er ist verwundet, gebrochen; Aber wißt, daß die Zeit Alles heilt. Bindet Euch und Eure Nachfolger durch weise Gesetze, und beruhiget uns. Sondert Euch nicht ab von uns; schließt Euch uns an, mit Zutrauen und solcher Liebe, wie unsere Liebe verdient. So laßt uns vereint dem Throne des großen Kaisers nahen; Ein Fürst, in der Mitte seines Volks, verbunden und vereint durch ge-

genseitige Liebe, wird Ihm würdig einer groſsen Gabe scheinen. Er, der groſse, unvergleichliche Mensch, könnte Deutschland geben, was Seine Nachfolger, was Frankreich ihm schwerlich geben werden, die Unabhängigkeit. Er könnte Fürsten und Volk die Besorgniß um die Zukunft entreissen, wenn das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland genau bestimmt würde, so, daß weder jenes von diesem Angriffe, noch dieses von jenem Unterdrückungen zu befürchten brauchte. Dadurch könnten Wir Alle der Gegenwart froh werden, und des Glücks ganz geniessen, welches Er über uns auszuströmen vermocht.

Aber mit wem rede ich? Verzeihen Sie, Verehrtester. Wir sind Eins; In Gottes Hand liegen die Loose der Reiche

wie der Menſchen; Unſer iſt würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns ſind, das kann uns keine Macht entreiſſen; Und wenn den Göttern ausſchlieſſend die Seligkeit zukommt, ſo bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß sich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einsicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerksam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben ist. Der Heidelberger Recensent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausstellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wissen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verstanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieser Auflage schon hingewiesen haben, oder die von selbst hinwegfallen. Aus der Göttingischen Recension jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recensenten keineswegs zu beschweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschliessen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreissen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlassen müssen." — Gewiß! frustra enim niti, neque aliud fatigando nisi odium, quaerere, extremae dementiae est *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfasser der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlössen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Salustius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

heimischen Redlichkeit! Lange haben E
Vorfahren im Schatten dieses ächtd
schen Baums wacker gelebt, kräftig, ge
tet; Jetzo ist der Boden aufgelockert,
seine Wurzeln sind weit verbreitet.
steht bei Euch, was aus ihm werden
Er ist bewegt, erschüttert, aber nicht
geworfen. Das wird Euer Ruhm
wenn er durch Euch neue Festigkeit
winnt, wenn Ihr mit Verachtung d
nigen bestraft, die Euch Mißtrauen in
Seele gießen, und Euch bewegen m
ten für Ihre Zwecke, die Neid, N
sucht und Unverstand geschmiedet ha
Liebe des Volks zum angestammten
sten ist sein schönster Schmuck, Erge
heit gegen den neuen, das sicherste Mi
ihn zu gewinnen. Nahet Euch E
Fürsten: Bietet Ihnen die altgewo
Treue, den altgewohnten Gehorsam
Neuem an. Und — dann, Ihr, Für

Deutſchlands, weiſet ſie nicht zurück, dieſe freie herrliche Gabe. Bedenkt, daß das Vaterland Euer und des Volks iſt, und daß die Erde nichts iſt, ohne den Menſchen. Was kann Euch der Boden ſeyn, ohne die Bewohner? Mögen Euch Sklaven beglücken? oder Knechte erfreuen? Seht: in der ganzen Geſchichte vergangener Zeit, hat ſich wenigen Fürſten eine ſchönere Gelegenheit angeboten, ewigen Ruhm zu erwerben, als ſich Euch Allen aufdringt. Manche Eurer Vorfahren haben das Licht der Sonne verlaſſen müſſen, ohne einen Moment zu finden, der ihnen erlaubt hätte, ihre Vortreflichkeit zu offenbaren, den ganzen Sinn eines thätigen Lebens glänzend darzulegen. Vieler Fürſten großes Wollen iſt untergegangen in ewige Vergeſſenheit, weil das Glück ihnen keine Gelegenheit darbot, es einzuführen

in die Welt. Keine Zeit war reicher an großen Gelegenheiten als die unſrige. Euere Schuld wird es ſeyn, wenn Ihr ſie nicht benutzt; und darum wird Euch, wenn Ihr verſäumt das ewige Leben in der Geſchichte zu erlangen, ein ſchrecklis ches Urtheil verfolgen. Was in frühern Zeiten geſchehen iſt, ging meiſtens aus der Natur der Dinge hervor, und wurde nicht eher von jemand beachtet, als bis es vollendet, oft erſt, wenn es ſchon wieder untergegangen war. Unſere Zeit hat das Eigene, daß die Menſchen über ihrem Thun ſtehen; und daß nichts im Stande iſt, die Geſchichte zu täuſchen. Ihr werdet ſcharf bewacht. Alle gebildete Menſchen nehmen Theil an Eurem Thun. Nichts von Allem, was durch Euch geſchieht, wird unbemerkt bleiben vor der Mitwelt, und die Geſchichte

wird

wird es herabführen zu den spätesten Geschlechtern. Seht: wir fodern, mit Bescheidenheit und Vertrauen, nichts als Gerechtigkeit und Vorsicht. Weiset uns nicht ab. Erinnert Euch, daß kein Thron fest steht, den nicht das Volk selbst gegründet hat; daß jeder Herrscherstuhl früher oder später zusammenbricht, (habt Ihr das nicht selbst gesehen?) der nicht von des Volkes Glück und Wohlfahrt getragen wird. Messet nicht Eure Nachkommen nach dem, was Ihr wollt und erstrebt. Wenn Ihr in Euch den hohen Herrscherſinn gewahrt, der nichts will, als das Glück der Völker; wenn Ihr Euch bereit fühlt, ganz der Wohlfahrt Eurer Unterthanen zu leben; wenn Ihr einseht, daß Ihr als unbeschränkte Fürsten am wenigsten gehindert werdet, Eurer Völker Heil zu berathen und zu be-

wirken: so glaubt nicht, daß Ihr durch Vererbung dieser Unbeschränktheit auf Eure Nachfolger das Glück unserer Nachkommen befestigen werdet. Ihr seyd gewiß, daß Ihr die Macht vererben könnt, aber nicht, daß Ihr den Sinn vererben werdet, sie, wie Ihr gethan, gebrauchen zu wollen oder den Geist, es zu können. Vernehmt die Stimme Eures Volks und verachtet sie nicht; der Löwe schlummert nicht bloß, er ist verwundet, gebrochen; Aber wißt, daß die Zeit Alles heilt. Bindet Euch und Eure Nachfolger durch weise Gesetze, und beruhiget uns. Sondert Euch nicht ab von uns; schließt Euch uns an, mit Zutrauen und solcher Liebe, wie unsere Liebe verdient. So laßt uns vereint dem Throne des großen Kaisers nahen; Ein Fürst, in der Mitte seines Volks, verbunden und vereint durch ge-

genseitige Liebe, wird Ihm würdig einer grossen Gabe scheinen. Er, der grosse, unvergleichliche Mensch, könnte Deutschland geben, was Seine Nachfolger, was Frankreich ihm schwerlich geben werden, die Unabhängigkeit. Er könnte Fürsten und Volk die Besorgniß um die Zukunft entreissen, wenn das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland genau bestimmt würde, so, daß weder jenes von diesem Angriffe, noch dieses von jenem Unterdrückungen zu befürchten brauchte. Dadurch könnten Wir Alle der Gegenwart froh werden, und des Glücks ganz geniessen, welches Er über uns auszuströmen vermocht.

Aber mit wem rede ich? Verzeihen Sie, Verehrtester. Wir sind Eins; In Gottes Hand liegen die Loose der Reiche

wie der Menschen; Unser ist würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns sind, das kann uns keine Macht entreissen; Und wenn den Göttern ausschliessend die Seligkeit zukommt, so bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß sich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einsicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerksam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben ist. Der Heidelberger Recensent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausstellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wissen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verstanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieser Auflage schon hingewiesen haben, oder die von selbst hinwegfallen. Aus der Göttingischen Recension jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recensenten keineswegs zu beschweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschlieſſen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreiſſen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlaſſen müſſen." — Gewiß! fruſtra enim niti, neque aliud fatigando niſi odium, quaerere, extremae dementiae eſt *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfaſſer der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlöſſen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewiſſen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Saluſtius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

in die Welt. Keine Zeit war reicher an großen Gelegenheiten als die unſrige. Euere Schuld wird es ſeyn, wenn Ihr ſie nicht benutzt; und darum wird Euch, wenn Ihr verſäumt das ewige Leben in der Geſchichte zu erlangen, ein ſchrecklis ches Urtheil verfolgen. Was in frühern Zeiten geſchehen iſt, ging meiſtens aus der Natur der Dinge hervor, und wurde nicht eher von jemand beachtet, als bis es vollendet, oft erſt, wenn es ſchon wieder untergegangen war. Unſere Zeit hat das Eigene, daß die Menſchen über ihrem Thun ſtehen; und daß nichts im Stande iſt, die Geſchichte zu täuſchen. Ihr werdet ſcharf bewacht. Alle gebildete Menſchen nehmen Theil an Eurem Thun. Nichts von Allem, was durch Euch geſchieht, wird unbemerkt bleiben vor der Mitwelt, und die Geſchichte

wird

wird es herabführen zu den spätesten Geschlechtern. Seht: wir fodern, mit Bescheidenheit und Vertrauen, nichts als Gerechtigkeit und Vorsicht. Weiset uns nicht ab. Erinnert Euch, daß kein Thron fest steht, den nicht das Volk selbst gegründet hat; daß jeder Herrscherstiz früher oder später zusammenbricht, (habt Ihr das nicht selbst gesehen?) der nicht von des Volkes Glück und Wohlfahrt getragen wird. Messet nicht Eure Nachkommen nach dem, was Ihr wollt und erstrebt. Wenn Ihr in Euch den hohen Herrschersinn gewahrt, der nichts will, als das Glück der Völker; wenn Ihr Euch berett fühlt, ganz der Wohlfahrt Eurer Unterthanen zu leben; wenn Ihr einsehet, daß Ihr als unbeschränkte Fürsten am wenigsten gehindert werdet, Eurer Völker Heil zu berathen und zu be-

wirken: so glaubt nicht, daß Ihr durch Vererbung dieser Unbeschränktheit auf Eure Nachfolger das Glück unserer Nachkommen befestigen werdet. Ihr seyd gewiß, daß Ihr die Macht vererben könnt, aber nicht, daß Ihr den Sinn vererben werdet, sie, wie Ihr gethan, gebrauchen zu wollen oder den Geist, es zu können. Vernehmt die Stimme Eures Volks und verachtet sie nicht; der Löwe schlummert nicht bloß, er ist verwundet, gebrochen; Aber wißt, daß die Zeit Alles heilt. Bindet Euch und Eure Nachfolger durch weise Gesetze, und beruhiget uns. Sondert Euch nicht ab von uns; schließt Euch uns an, mit Zutrauen und solcher Liebe, wie unsere Liebe verdient. So laßt uns vereint dem Throne des großen Kaisers nahen; Ein Fürst, in der Mitte seines Volks, verbunden und vereint durch ge

genseitige Liebe, wird Ihm würdig einer grossen Gabe scheinen. Er, der grosse, unvergleichliche Mensch, könnte Deutschland geben, was Seine Nachfolger, was Frankreich ihm schwerlich geben werden, die Unabhängigkeit. Er könnte Fürsten und Volk die Besorgniß um die Zukunft entreissen, wenn das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland genau bestimmt würde, so, daß weder jenes von diesem Angriffe, noch dieses von jenem Unterdrückungen zu befürchten brauchte. Dadurch könnten Wir Alle der Gegenwart froh werden, und des Glücks ganz geniessen, welches Er über uns auszuströmen vermocht.

Aber mit wem rede ich? Verzeihen Sie, Verehrtester. Wir sind Eins; In Gottes Hand liegen die Loose der Reiche

wie der Menſchen; Unſer iſt würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns ſind, das kann uns keine Macht entreiſſen; Und wenn den Göttern ausſchlieſſend die Seligkeit zukommt, ſo bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß
die Hoffnung aufdringt, etwas
Kraft und Einsicht, mitgewirkt z
für das künftige Wohl unsers ge
men Vaterlandes, dadurch, daß
merksam gemacht auf künftige
Uebel, denen vorzubauen in die
der gegenwärtigen Generation gege
Der Heidelberger Recensent (Jah
der Lit. 1808, Heft 8, S. 24
auch nicht Eine Ausstellung an den
lein gemacht, wiewol wir recht gut
daß er es vermocht hätte; er hat u
verstanden. Der Leipziger hat ein
merkungen gemacht, auf welche
dieser Auflage schon hingewiesen
oder die von selbst hinwegfallen.
der Göttingischen Recension
(Anzeigen St. 90. 1808) wiew
uns über den achtungswürdigen
senten keineswegs zu beschweren

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschlieſſen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreiſſen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlaſſen müſſen." — Gewiß! fruſtra enim niti, neque aliud fatigando niſi odium, quaerere, extremae dementiae eſt *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfaſſer der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlöſſen? Es iſt freilich wiederholt geſagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es iſt geſagt, daß wir vor einer höchſt ungewiſſen Zukunft stehen; es iſt die Meinung

*) Saluſtius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

wie der Menschen; Unser ist würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns sind, das kann uns keine Macht entreissen; Und wenn den Göttern ausschliessend die Seligkeit zukommt, so bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß sich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einsicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerksam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben ist. Der Heidelberger Recensent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausstellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wissen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verstanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieser Auflage schon hingewiesen haben, oder die von selbst hinwegfallen. Aus der Göttingischen Recension jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recensenten keineswegs zu beschweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschlieſſen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreiſſen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlaſſen müſſen." — Gewiß! frustra enim niti, neque aliud fatigando nisi odium, quaerere, extremae dementiae est *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfasser der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlöſſen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Sallustius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

wie der Menschen; Unser ist würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns sind, das kann uns keine Macht entreissen; Und wenn den Göttern ausschliessend die Seligkeit zukommt, so bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß sich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einsicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerksam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben ist. Der Heidelberger Recensent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausstellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wissen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verstanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieser Auflage schon hingewiesen haben, oder die von selbst hinwegfallen. Aus der Göttingischen Recension jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recensenten keineswegs zu beschweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschlieſſen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreiſſen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlaſſen müſſen." — Gewiß! frustra enim niti, neque aliud fatigando nisi odium, quaerere, extremae dementiae est *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfasser der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlöſſen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Salustius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

wie der Menschen; Unser ist würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns sind, das kann uns keine Macht entreissen; Und wenn den Göttern ausschliessend die Seligkeit zukommt, so bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß sich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einsicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerksam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben ist. Der Heidelberger Recensent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausstellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wissen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verstanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieser Auflage schon hingewiesen haben, oder die von selbst hinwegfallen. Aus der Göttingischen Recension jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recensenten keineswegs zu beschweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschlieſſen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreiſſen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlassen müssen." — Gewiß! frustra enim niti, neque aliud fatigando nisi odium, quaerere, extremae dementiae est *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfasser der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlössen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Sallustius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

in die Welt. Keine Zeit war reicher an großen Begebenheiten als die unsrige. Euere Schuld wird es seyn, wenn Ihr sie nicht benutzt; und darum wird Euch, wenn Ihr versäumt das ewige Leben in der Geschichte zu erlangen, ein schreckliches Urtheil verfolgen. Was in frühern Zeiten geschehen ist, ging meistens aus der Natur der Dinge hervor, und wurde nicht eher von jemand beachtet, als bis es vollendet, oft erst, wenn es schon wieder untergegangen war. Unsere Zeit hat das Eigene, daß die Menschen über ihrem Thun stehen; und daß nichts im Stande ist, die Geschichte zu täuschen. Ihr werdet scharf bewacht. Alle gebildete Menschen nehmen Theil an Eurem Thun. Nichts von Allem, was durch Euch geschieht, wird unbemerkt bleiben vor der Mitwelt, und die Geschichte

wird

wird es herabführen zu den spätesten Geschlechtern. Seht: wir fodern, mit Bescheidenheit und Vertrauen, nichts als Gerechtigkeit und Vorsicht. Weiset uns nicht ab. Erinnert Euch, daß kein Thron fest steht, den nicht das Volk selbst gegründet hat; daß jeder Herrscher sich früher oder später zusammenbricht, (habt Ihr das nicht selbst gesehen?) der nicht von des Volkes Glück und Wohlfahrt getragen wird. Messet nicht Eure Nachkommen nach dem, was Ihr wollt und erstrebt. Wenn Ihr in Euch den hohen Herrscherſinn gewahrt, der nichts will, als das Glück der Völker; wenn Ihr Euch bereit fühlt, ganz der Wohlfahrt Eurer Unterthanen zu leben; wenn Ihr einsehet, daß Ihr als unbeschränkte Fürsten am wenigsten gehindert werdet, Eurer Völker Heil zu berathen und zu be-

wirken: ſo glaubt nicht, daß Ihr durch Vererbung dieſer Unbeſchränktheit auf Eure Nachfolger das Glück unſerer Nachkommen befeſtigen werdet. Ihr ſeyd gewiß, daß Ihr die Macht vererben könnt, aber nicht, daß Ihr den Sinn vererben werdet, ſie, wie Ihr gethan, gebrauchen zu wollen oder den Geiſt, es zu können. Vernehmt die Stimme Eures Volks und verachtet ſie nicht; der Löwe ſchlummert nicht bloß, er iſt verwundet, gebrochen; Aber wißt, daß die Zeit Alles heilt. Bindet Euch und Eure Nachfolger durch weiſe Geſetze, und beruhiget uns. Sondert Euch nicht ab von uns; ſchließt Euch uns an, mit Zutrauen und ſolcher Liebe, wie unſere Liebe verdient. So laßt uns vereint dem Throne des großen Kaiſers nahen; Ein Fürſt, in der Mitte ſeines Volks, verbunden und vereint durch ge-

genseitige Liebe, wird Ihm würdig einer groſsen Gabe scheinen. Er, der groſse, unvergleichliche Mensch, könnte Deutschland geben, was Seine Nachfolger, was Frankreich ihm schwerlich geben werden, die Unabhängigkeit. Er könnte Fürsten und Volk die Besorgniß um die Zukunft entreissen, wenn das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland genau bestimmt würde, so, daß weder jenes von diesem Angriffe, noch dieses von jenem Unterdrückungen zu befürchten brauchte. Dadurch könnten Wir Alle der Gegenwart froh werden, und des Glücks ganz geniessen, welches Er über uns auszuströmen vermocht.

Aber mit wem rede ich? Verzeihen Sie, Verehrtester. Wir sind Eins; In Gottes Hand liegen die Loose der Reiche

in die Welt. Keine Zeit war reicher an großen Gelegenheiten als die unſrige. Euere Schuld wird es ſeyn, wenn Ihr ſie nicht benutzt; und darum wird Euch, wenn Ihr verſäumt das ewige Leben in der Geſchichte zu erlangen, ein ſchreckliches Urtheil verfolgen. Was in frühern Zeiten geſchehen iſt, ging meiſtens aus der Natur der Dinge hervor, und wurde nicht eher von jemand beachtet, als bis es vollendet, oft erſt, wenn es ſchon wieder untergegangen war. Unſere Zeit hat das Eigene, daß die Menſchen über ihrem Thun ſtehen; und daß nichts im Stande iſt, die Geſchichte zu täuſchen. Ihr werdet ſcharf bewacht. Alle gebildete Menſchen nehmen Theil an Eurem Thun. Nichts von Allem, was durch Euch geſchieht, wird unbemerkt bleiben vor der Mitwelt, und die Geſchichte

wird

wird es herabführen zu den spätesten Geschlechtern. Seht: wir fodern, mit Bescheidenheit und Vertrauen, nichts als Gerechtigkeit und Vorsicht. Weiset uns nicht ab. Erinnert Euch, daß kein Thron fest steht, den nicht das Volk selbst gegründet hat; daß jeder Herrschersitz früher oder später zusammenbricht, (habt Ihr das nicht selbst gesehen?) der nicht von des Volkes Glück und Wohlfahrt getragen wird. Messet nicht Eure Nachkommen nach dem, was Ihr wollt und erstrebt. Wenn Ihr in Euch den hohen Herrscherſinn gewahrt, der nichts will, als das Glück der Völker; wenn Ihr Euch bereit fühlt, ganz der Wohlfahrt Eurer Unterthanen zu leben; wenn Ihr einseht, daß Ihr als unbeschränkte Fürsten am wenigsten gehindert werdet, Eurer Völker Heil zu berathen und zu be-

wirken: so glaubt nicht, daß Ihr durch Vererbung dieser Unbeschränktheit auf Eure Nachfolger das Glück unserer Nachkommen befestigen werdet. Ihr seyd gewiß, daß Ihr die Macht vererben könnt, aber nicht, daß Ihr den Sinn vererben werdet, sie, wie Ihr gethan, gebrauchen zu wollen oder den Geist, es zu können. Vernehmt die Stimme Eures Volks und verachtet sie nicht; der Löwe schlummert nicht bloß, er ist verwundet, gebrochen; Aber wißt, daß die Zeit Alles heilt. Bindet Euch und Eure Nachfolger durch weise Gesetze, und beruhiget uns. Sondert Euch nicht ab von uns; schließt Euch uns an, mit Zutrauen und solcher Liebe, wie unsere Liebe verdient. So laßt uns vereint dem Throne des großen Kaisers nahen; Ein Fürst, in der Mitte seines Volks, verbunden und vereint durch ge-

genseitige Liebe, wird Ihm würdig einer groſsen Gabe scheinen. Er, der groſse, unvergleichliche Mensch, könnte Deutschland geben, was Seine Nachfolger, was Frankreich ihm schwerlich geben werden, die Unabhängigkeit. Er könnte Fürsten und Volk die Besorgniß um die Zukunft entreissen, wenn das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland genau bestimmt würde, so, daß weder jenes von diesem Angriffe, noch dieses von jenem Unterdrückungen zu befürchten brauchte. Dadurch könnten Wir Alle der Gegenwart froh werden, und des Glücks ganz geniessen, welches Er über uns auszuströmen vermocht.

Aber mit wem rede ich? Verzeihen Sie, Verehrtester. Wir sind Eins; In Gottes Hand liegen die Loose der Reiche

wie der Menschen; Unser ist würdig, mit Muth, Vertrauen und männlichen Sinn auszuharren. Das, was wir in uns sind, das kann uns keine Macht entreissen; Und wenn den Göttern ausschliessend die Seligkeit zukommt, so bleibt doch uns die Tugend.

Nachschrift.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen sind. Ueberall, wo sie angezeigt ist (wie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, in der neuen Leipziger L. Z.), oder wo man ihrer erwähnt hat (im Rheinischen Bund, in der Pallas u. s. w.), da ist dieses mit so vielem Lobe und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen, daß wir nicht umhin können zu glauben, etwas Gutes

unternommen zu haben, und daß ſich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einſicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unſers gemeinſamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerkſam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben iſt. Der Heidelberger Recenſent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausſtellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wiſſen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verſtanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieſer Auflage ſchon hingewieſen haben, oder die von ſelbſt hinwegfallen. Aus der Göttingiſchen Recenſion jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recenſenten keineswegs zu beſchweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschlieſſen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreiſſen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlaſſen müſſen." — Gewiß! fruſtra enim niti, neque aliud fatigando niſi odium, quaerere, extremae dementiae eſt *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfaſſer der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlöſſen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewiſſen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Salluſtius.

geäuſſert, daß man in ſolcher Zeit ſich ſelbſt genügen müſſe, damit man gewiß ſeyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber iſt nicht auch wiederholt geſagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß ſey? daß Alles davon abhange, wie man dieſen Moment benutze? Hätte das geſagt werden können, wenn der Verfaſſer Alles ſchon für verlohren hielte? Iſt nicht zugegeben, iſt nicht ſelbſt die Hoffnung ausgeſprochen, daß Deutſchland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutſchen Fürſten Unabhängigkeit von Auſſen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutſchlands Zukunft beſtimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Iſt nicht geſagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren ſey, habe jeder das Recht ſeine Meinung zu ſagen,

unternommen zu haben, und daß sich uns die Hoffnung aufdringt, etwas, nach Kraft und Einsicht, mitgewirkt zu haben für das künftige Wohl unsers gemeinsamen Vaterlandes, dadurch, daß wir aufmerksam gemacht auf künftige mögliche Uebel, denen vorzubauen in die Hand der gegenwärtigen Generation gegeben ist. Der Heidelberger Recensent (Jahrbücher der Lit. 1808, Heft 8, S. 242) hat auch nicht Eine Ausstellung an dem Büchlein gemacht, wiewol wir recht gut wissen, daß er es vermocht hätte; er hat uns ganz verstanden. Der Leipziger hat einige Bemerkungen gemacht, auf welche wir in dieser Auflage schon hingewiesen haben, oder die von selbst hinwegfallen. Aus der Göttingischen Recension jedoch, (Anzeigen St. 90. 1808) wiewol wir uns über den achtungswürdigen Recensenten keineswegs zu beschweren haben,

ist uns klar geworden, daß es möglich sey, den eigentlichen Zweck und Sinn unserer Briefe zu verfehlen. Um daher allem Mißverstand und aller Mißdeutung soviel als möglich vorzubeugen, sey uns erlaubt, uns noch einmal bestimmt darüber zu erklären, obgleich wir kaum glauben, daß es jetzo noch möglich sey, die kleine Schrift unrecht zu verstehen. Wir wollen unsere Bemerkungen an die Aeusserungen des Recensenten anknüpfen, nicht weil sie gegen Ihn seyn sollen, sondern weil er dazu Veranlassung gegeben hat. Wir fangen an mit dem Schlusse der Recension.

„Man lasse sich ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart ertragen hilft! Auch der Verfasser dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben;

das verzweiflungsvolle Einschliessen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und was uns keine Macht entreissen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum Voraus überzeugt, gänzlich unterlassen müssen." — Gewiß! frustra enim niti, neque aliud fatigando nisi odium, quaerere, extremae dementiae est *). Aber woraus erhellte denn auch, daß der Verfasser der Ansichten geglaubt habe, es sey nichts mehr übrig, als daß wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschlössen? Es ist freilich wiederholt gesagt, daß Alles in diesem Augenblicke schwanke und zittere; es ist gesagt, daß wir vor einer höchst ungewissen Zukunft stehen; es ist die Meinung

*) Sallustius.

geäussert, daß man in solcher Zeit sich selbst genügen müsse, damit man gewiß seyn könne, nicht Alles zu verlieren: Aber ist nicht auch wiederholt gesagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt wichtig und groß sey? daß Alles davon abhange, wie man diesen Moment benutze? Hätte das gesagt werden können, wenn der Verfasser Alles schon für verlohren hielte? Ist nicht zugegeben, ist nicht selbst die Hoffnung ausgesprochen, daß Deutschland durch Napoleon und die gegenwärtigen deutschen Fürsten Unabhängigkeit von Aussen und Freiheit im Innern erhalten möge? Sind nicht alle aufgefodert, welche durch ihr Thun Deutschlands Zukunft bestimmen helfen, die Wichtigkeit des Augenblicks zu bedenken? Ist nicht gesagt, in Zeiten, in welchen Einiges zu retten und Alles zu verlieren sey, habe jeder das Recht seine Meinung zu sagen,

und die Pflicht, wenn man sie hören wolle? Hat der Herausgeber nicht damit sein Unternehmen entschuldigt, und nicht eben darum gewünscht, daß seine Schrift doch auch von deutschen Fürsten und ihren Räthen gelesen werden möchte? Würde nicht Alles dieses grade im Widerspruch stehen mit der Meinung: Alles sey verloren, und uns bleibe nichts als das, was wir in uns sind? Wir leben freilich in einer Zeit, in welcher wir nur deßwegen Ruhe finden, und mit welcher wir deßwegen nur den Frieden bewahren können, weil wir wissen und fühlen, daß uns die Einkehr in uns selbst nie versperrt werden mag, und daß wir allezeit dort einen heitern Aufenthalt haben werden. Aber, was auch die Zeit gebähren mag: niemals würden wir uns verzweifelungsvoll in uns selbst einschliessen. Das Leben für das Vaterland kann der gute Mensch nicht aufgeben. Er kann unter-

liegen, aber sich nicht unterwerfen: Die Seele strebt über Alles hinaus. So lange Wir sind, so lange ist nicht Alles verloren. Nur das Ende des Lebens vernichtet die Aussicht. Eine günstige Wendung unglücklicher Zeiten abzuwarten, ist Nothwendigkeit, ist Weisheit; an keine zu glauben ist Verstandlosigkeit oder Feigheit. Die Gottheit giebt das Leben: uns Menschen gebührt, es zu gebrauchen, zu prüfen, was nöthig ist, zu erstreben, was geschehen kann. — Und wäre es denn möglich, den Sinn der Wendung zu übersehen, der S. 122. der alten und S. 227. der neuen Ausgabe genommen ist *)? Ist nicht, im Aeussern und Innern, die ganze Zukunft von der gegenwärtigen

*) Von dem Heidelberger Recensenten ist sie nicht übersehen. Es freuet uns, daß er ausdrücklich darauf hinweiset.

Fürsten und Völker Thun oder Lassen vielfältig abhängig gemacht, und darauf eine große Hoffnung gegründet? Das ist nothwendig, und dahin ist zu arbeiten, daß es lebendig eingesehen, und recht zum durchdachten Gefühl Aller werde, daß es auf Uns, Fürsten und Volk, die wir jetzo leben, ankommt, was unser Vaterland in der Zukunft seyn soll, damit wir nicht wähnen, wenn wir nur durchkommen, so werde sich Alles schon geben! Damit keiner sich einbilde, die gegenwärtige Noth werde schon mit der Zeit von selbst aufhören, wenn nur erst gewisse Dinge, die wir einmal nicht ändern könnten, aufgehört hätten zu seyn! Das Ganze gedeihet nur im menschlichen Leben, wenn ein jeder Einzelne in tiefster Seele überzeugt ist, daß es auf Ihn, auf sein Thun und Lassen ankomme! Aufregen ist nothwendig; zum Ruhen sind die Menschen geneigt

genug, und der Genuß ist das Letzte, was sie verlieren. Was fehlt dem, der keiner Labung und Erquickung bedarf? Eine Philosophie des Schlafs zu verkündigen, ist nie gut; und am wenigsten in solchen Zeiten, wie die unsrigen.

Zwischen Hoffen und Wissen ist, wie uns scheint, ein groſser Unterschied. Hoffen mögen wir, was wir wünschen, wenn nur die Möglichkeit der Erfüllung unsers Wunsches einzusehen ist; und wir mögen um so fester hoffen, je weniger diese Möglichkeit bedingt ist, je mehr Gründe die Erfüllung wahrscheinlich machen. In Rücksicht auf die künftige Unabhängigkeit, Freiheit und Cultur unsers Vaterlandes dürfen wir wegen vieler Umstände unstreitig (wir haben das nicht geleugnet, und werden es nicht leugnen) die schönsten Hoffnungen hegen: wegen des hohen Pro-

rectors hochherzigen Sinns, vortrefflichen Herzens, einzig großen Geistes; wegen der hohen oftbewährten Fürstentugend unserer deutschen Herrscher, und des Volks alteingebohrener Kraft und Treue und Männlichkeit. Aber weil die Fürsten Menschen sind und sterblich, und unterworfen mit ihrem Wollen und ihrer Einsicht höheren Gesetzen: so ist eben so möglich, daß grade das Gegentheil von dem erfolgt, welches gehofft wird, als daß die Hoffnung in Erfüllung geht; und darum geht der Hoffnung allemal die Furcht zur Seite. Anders ist es mit dem Wissen. Aber wissen, mit voller Ueberzeugung, können wir über die Zukunft nichts. Wenn wir auch mit den unwiderleglichsten Gründen über das Ganze der Zukunft bestimmen könnten, so können wir es nie über das Einzelne. Es mag möglich seyn, darzuthun, daß, so gewiß Vernunft in uns

lebt, die Cultur nicht untergehen könne; aber nie wird es möglich seyn mit Vernunftgründen zu beweisen, daß sie nicht aus Deutschland, daß sie nicht aus Europa verschwinden, und daß nicht Deutschland, daß nicht Europa in schmachvolle Knechtschaft, in Barbarei und Wildheit versinken möge. Die Menschheit wird nicht untergehn: aber die Menschheit ist nicht auf Deutschland, nicht auf Europa beschränkt. So in Allem. Dennoch können wir Menschen nicht unterlassen, Gewißheit über die Zukunft zu erstreben. Wir denken und handeln mit Verstand; darum wollen wir einsehen, und wissen, was bei unserm Handeln herauskommen wird, sey es im Kleinen, sey es im Großen. Wir wollen nicht blindlings in den Tag hinein leben und wirken, sondern wir wollen eine Gewißheit, welche uns die Hoffnung nicht geben kann. Darum

unterwerfen wir, im Kleinen wie im Großen, die Zukunft der Berechnung, und versuchen herauszubringen, was möglicher Weise geschehen wird unter gegebenen Verhältnissen. Aber diese Berechnung muß sich im Allgemeinen halten; sie muß von einem unleugbaren Satz ausgehen, damit sie auf einem festen Grunde ruhen, und nach Gesetzen vorwärts schreiten kann. Daher kann sie nur das umfassen, welches aus der Regel heraus ist, aber nichts Anderes. Ist der Grundsatz falsch, von welchem sie ausgeht: so ist die ganze Rechnung nichts werth; ist hingegen der Grundsatz richtig, und ist richtig aus ihm gerechnet, so wird auch die berechnete Zukunft mit dem Resultat der Rechnung zusammen treffen, in sofern die Zeit ihren regelmäßigen Gang fortgeht; aber in sofern unregelmäßige Zufälligkeiten auf die Entwickelung einwirken, wird das Pro-

duct

dact modificirt werden, und nur zum Theil mit dem Reſultat der Rechnung zuſammenfallen. Daher kann eine Berechnung der Zukunft niemals völlig gewiß ſeyn, ſondern nur wahrſcheinlich; und deßwegen wird der verſtändige Rechner ſeinen Ausſpruch nur Bedingungsweiſe für gewiß geben. Alles Regelloſe, alle Zufälligkeiten, mögen ſie im menſchlichen Willen, und menſchlicher Einſicht, oder in der Natur ihren Grund haben, ſind keine Gegenſtände des Calcüls. Sie mögen nach einem höheren Geſetz in der Ordnung ſeyn: aber dieſes Geſetz liegt über den Kreis des menſchlichen Verſtandes hinaus, und nur dieſer unternimmt die Rechnung. So rechnet, im Kleinen, der Landmann auf einen beſtimmten Gewinn, wenn er dieſen Acker, von ſolcher Güte und ſolcher Größe, um einen beſtimmten Preis pachtet: Die Einſaat, die

Bearbeitung, den Schaden, welchen die Vögel u. a. anrichten, bringt er in Anschlag. Das ist in der Ordnung; Aber daß Wolkenbrüche, Hagelschläge und Kriegsgetümmel grade sein Feld treffen sollten, kann er nicht voraussetzen, und nicht in die Rechnung bringen, oder er würde nie die Bearbeitung des Feldes unternehmen: Dergleichen Zufälle halten die Hoffnung rege, wie die Furcht. So, im Größern, rechnet der Feldherr, daß der Feind gegen diese wohlverwahrte, reichversehene Festung, wenigstens eine bestimmte Anzahl Soldaten, und eine bestimmte Menge Geschütz gebrauchen, und dennoch einen Monat oder zwölf davor liegen müsse: wenn indeß der Commandant ein Verräther ist, oder ein Feiger, und die Festung am dritten Tage übergiebt, so hat sich freilich der Feldherr betrogen, aber seine Rechnung mag sehr

richtig gewesen seyn. Eben so mag sein vollendeter Schlachtplan gestört, und seine Gewißheit des Siegs getäuscht werden, weil er darauf bauete, daß Alle Kämpfer mit Muth und Verstand nach Regeln der Kriegskunst verfahren würden, während das Gegentheil geschah. Auf gleiche Weise muß der Politiker rechnen, welcher das künftige Schicksal der Reiche und Völker voraus zu bestimmen versucht. Er muß ausgehen von dem, was gewiß und bleibend ist, und voraussetzen, daß in den Ereignissen der künftigen Zeit Ordnung und Regel seyn, und zwar, daß das, von welchem er ausgeht, das Gesetz seyn werde, welchem gemäß die Zukunft sich entwickeln wird. Und wovon könnte er dabei anders ausgehen als von dem Wesen des Staats, in sofern er das künftige Verhältniß gegebener Staaten zu einander berechnen will? oder von der menschlichen Natur, in so-

fern er einen Staat in Rückſicht ſeiner innern Entwickelung ins Auge faßt? Iſt ſeine Anſicht von der Natur und dem Streben des Staats unter Staaten falſch, ſo iſt auch ſeine ganze Rechnung falſch. Iſt aber ſeine Anſicht richtig, und hat er aus ihr und den gegebenen Umſtänden für die Zukunft richtig geſchloſſen: ſo folgt noch gar nicht, daß nun die künftige Lage der Staaten ſo ſeyn werde, wie ſie, nach ſeiner Berechnung ſeyn müßte. Denn diejenigen, welchen die Lenkung der Staaten anvertrauet iſt, welche ſie verwalten ſollen, und von welchen er vorausſetzen muß, daß ſie ganz der Natur des Staats gemäß leben und ſtreben werden, mögen, weil ſie doch zugleich Menſchen bleiben, die für ſich etwas wollen und erſtreben, Etwas ergreifen, welches ganz dem Weſen ihres beſtimmten Staats und deſſen höchſtem Intereſſe zuwider iſt. Dadurch wird

die Rechnung des Politikers verwirrt, und wird ſich nur in ſofern und in den Punkten beſtätigen, in wiefern die Vorausſetzungen deſſelben ſich bewähren. Daraus folgt aber ganz und gar nicht, daß ſeine Rechnung falſch geweſen ſey; ſie war vielleicht vortrefflich: nur traten Dinge ein, welche kein menſchlicher Verſtand als gewiß vorausſetzen, und darum nicht dem Calcül unterwerfen konnte. Die Möglichkeit ſolcher Zufälligkeiten ſieht er wol ein, aber die Gewißheit darf er nicht vorausſetzen, weil er ſich damit alle Berechnung gradezu unmöglich machen würde. Auf ſie mögen Hoffnungen und Wünſche gebauet werden.

Dieſe kleine Schrift hat ſolche Hoffnungen und Wünſche keineswegs ſtören wollen; ſie hat ſie ſelbſt, wie gezeigt iſt, vielfältig ausgeſprochen. Aber ſie ſelbſt

hat nicht darauf gebauet werden ſollen, eingedenk, daß es ſchon deutſche Schriftſteller genug giebt, welche, wie der Hofrath B. im erſten Briefe, ihre Hoffnungen kaum hoch genug zu ſpannen wiſſen. Sie ſollte ein Verſuch ſeyn, Deutſchlands Zukunft nach gewiſſen Regeln zu berechnen. Darum konnte ſie natürlich nicht von etwas ausgehen, welches möglich, aber nur zufällig iſt, ſondern ſie mußte ausgehen von etwas Gewiſſem und Bleibendem. Auf das, was Napoleon thun wird oder die deutſchen Fürſten, in ſofern man ſie als Einzelne, als Menſchen betrachtet, konnte keine Rückſicht genommen werden: denn das wird, weil es nicht aus dem Geſetze iſt, nicht bleiben. Oder braucht man daran zu erinnern, wie gewaltig und oft ſich unſere politiſchen Schriftſteller ſeit 10 Jahren über das getäuſcht haben, was der große Kaiſer

thun würde? Sein Plan im Ganzen ist nicht zweifelhaft; Er will das Gute, das Glück der Völker; aber im Einzelnen ist er uns verborgen, und wird erst in der Folge, wenn er Seine ungeheuere Kraft ganz erschöpft hat in Seinen Thaten, und nun nicht mehr unter den Lebendigen wandelt, von Seinem künftigen Geschichtschreiber entworfen werden können, wenn Er anders einen Geschichtschreiber fände, dessen Geist groß genug wäre, Seinen Geist zu begreifen. Dasselbe gilt von den deutschen Fürsten. Napoleon mußte genommen werden bloß als der Regent Frankreichs und als Eins mit dem Staate Frankreich, die deutschen Fürsten, als nicht Eins mit ihrem Volke. Sollte sich in der Zukunft zeigen, daß Napoleon nicht allein im Wesen Seines Staats habe handeln, sondern daß Er mehr habe seyn und andere Staaten, die Menschheit habe um-

faſſen wollen; ſollte ſich finden, daß die deutſchen Fürſten nur die Erſten ihres Volks, erſte Bürger des Staats nicht aber unumſchränkte Herrſcher zu ſeyn ſtreben, und ſollten ſich Napoleon und die Fürſten dadurch zur Beſtimmung eines andern Geſetzes bewegen laſſen, dem die künftigen Regenten unterworfen ſeyn werden: ſo wird natürlich die Zukunft anders ausfallen, als wenn geſchieht was angenommen iſt. Das iſt, wie wir glauben, in den Briefen deutlich genug ausgeſprochen. Iſt aber die Anſicht von dem Weſen des Staats und ſeinem natürlichen Streben falſch, ſo iſt das ganze Räſonnement falſch; iſt die Anwendung auf Frankreich und Deutſchland unrichtig: ſo iſt wenigſtens das Reſultat unrichtig, welches in Bezug auf Frankreich und Deutſchland aufgeſtellt oder angedeutet iſt.

Damit ist zugleich eine zweite Bemerkung des Recensenten beantwortet: „Wenn nun auch gegen des Verfassers Theorie (vom Wesen des Staats, seiner Natur, seinem Streben) im Allgemeinen, nach den Erscheinungen, welche die Geschichte aller Zeiten und aller Völker uns vorhält, wenig einzuwenden seyn dürfte: so scheinen doch bei deren Anwendung auf die jetzige Lage der Dinge die Eigenthümlichkeiten unserer Zeit nicht genug beachtet zu seyn. Das große Genie, welches die Idee des Europäischen Föderativ-Systems erzeugt hat, und schon so weit in der Ausführung fortgeschritten ist, wird gewiß die Pflichten eines Monarchen Frankreichs, und eines Haupts des riesenhaften Bundes, dessen Dauer nur durch wesentliche Vortheile aller Verbündeten garantirt werden kann, zu vereinigen wissen."

Auf die Eigenthümlichkeiten unserer Zeit ist allerdings nicht Rücksicht genommen, und zwar deßwegen, weil wir glaubten, daß sie nicht in Betracht gezogen werden dürfen. Es ist ja wiederholt gesagt, daß auf die gegenwärtige Zeit nicht geachtet werden solle, und es sind Gründe angegeben, warum es nicht geschehen könne. Aber, fragen wir doch einmal: worinn denn diese Eigenthümlichkeiten unserer Zeit bestehen? Jede Zeit hat gewiß etwas ganz Eigenthümliches; etwas, welches nie gewesen ist, und auch niemals wiederum seyn wird. Aber für den menschlichen Verstand ist es schwer, dieses Eigenthümliche der Zeiten aufzufassen. Schon

Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Denn, was man so den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eignet Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Was aber von der Vergangenheit gilt, das gilt dreimal und viermal von der Gegenwart. Es ſcheint uns unmöglich, daß die Zeitgenoſſen, die befangen ſind in dem, was wird und geſchieht, darüber ein richtiges Urtheil auszuſprechen im Stande wären. Der Geiſt der Zeit wohnt nicht an Einem Ort, ſondern er lebt in Allen denen, welche auf irgend eine Weiſe thätig eingreifen in die Ereigniſſe und und Begebenheiten. Ein jeder von dieſen aber hört nicht auf, etwas für ſich zu ſeyn, und einen eigenen Geiſt zu haben. Den Theil vom Geiſte, der in ihnen iſt, ſtrömen ſie aus in Thaten, welche dieſer Zeit eigen ſind. Daher aber iſt es für keinen Menſchen möglich, dieſen Geiſt anders zu ergreifen, als in den Thaten; und folglich nicht eher möglich, als bis er ſich vollendet enthüllt hat, oder bis die Thaten, die zu dem Ganzen dieſer Zeit

gehören, vorbei sind. Nach unserer Meinung läßt sich nur das Eigenthümliche einer Periode der Vergangenheit auffassen, die vollendet ist, über welcher wir stehen, und die wir nachzeichnen können. Da mögen wir in den einzelnen Ereignissen, (Handlungen, Thaten, Begebenheiten) ein Princip aufsuchen, aus welchem Alles hervorgegangen seyn, aus welchem Alles erklärt werden kann. Dieses Princip ist das Eigenthümliche der Zeit, von welcher die Rede ist. So lange aber die Entwickelung der Zeit noch dauert; so lange die Menschen, welche den Gang der Zeit zu bestimmen scheinen, noch leben und wirken: so lange muß nothwendig ungewiß bleiben, was in ihnen lebt, wirkt, treibt. Deßwegen ist es immer eine gefährliche Sache, wenn die Zeitgenossen das Eigenthümliche dessen, welches sie erleben, beurtheilen wollen, und es ist viel

fältig geſehen, wie ſie ſich getäuſcht haben in dieſem Urtheile. Wenn es nöthig wäre, und wenn wir nicht vorausſetzen dürften, es ſey einem jeden bekannt, ſo könnten wir leicht mehrere Männer namentlich anführen, die vor einem Jahr oder vor zehen und zwanzig Jahren aus dem Eigenthümlichen unſerer Zeit die Unmöglichkeit gewiſſer Dinge behauptet haben, die jetzo ſchon wirklich ſind: warnende Beiſpiele für Alle die Verſtand haben! Wenn die Zeitgenoſſen über die Begebenheiten ihrer Tage, über das, was ſie ſelbſt thun, leiden, ſehen, urtheilen wollen, ſo werden ſie wohl thun, wenn ſie ſich am Allgemeinen halten, an dem, welches ihre Zeit mit allen Zeiten gemein hat; das Eigenthümliche aber mag der Nachwelt zu beurtheilen überlaſſen bleiben, die nicht nur überſehen kann, was dieſe Zeit in der ganzen Linie der Zeiten war, ſondern die auch im Stande ſeyn

wird, ſie mit andern Zeiten zu vergleichen.

Was den Punct betrifft, daß das große Genie, welches die Idee des Europäiſchen Föderativ-Syſtems erzeugt hat, gewiß die Pflichten eines Monarchen Frankreichs und eines Hauptes des Rieſenhaften Bundes zu vereinigen wiſſen werde: ſo ſind wir mit dem Recenſenten durchaus gleicher Meinung, und, wenn wir nicht irren, ſo iſt auch das in den Briefen mehr als einmal geſagt. So lange Napoleon die Angelegenheiten Europa's lenkt, iſt möglich, daß die Staaten des Rheinbundes (wie die übrigen Völker des Bundes) eines größeren Glücks genieſſen, als ſie bisher genoſſen haben: daran iſt kein Zweifel. Ja, wenn wie das Europäiſche Föderativ-Syſtem, welches uns zu weit führen würde, vergeſſen,

und uns auf den Rheinbund beschränken wollen, so ist selbst kein Zweifel, daß Napoleons Nachfolger allesammt die Pflicht eines Monarchen Frankreichs und eines Protectors des Rheinbundes zu vereinigen wissen werden. Denn diese Pflichten, wodurch könnten sie ihnen anders aufgelegt seyn, als durch die Bundesacte? Nach der Urkunde des Bundes aber hat der Protector keine andere Pflicht gegen den Bund, als die des Schutzes *). Dieser Pflicht Erfüllung aber wird sehr leicht mit der eines Monarchen Frankreichs verbunden werden können. Sie ist nothwendig mit ihr eins und geht aus ihr hervor. Ein Regent Frankreichs kann nicht seine Pflicht erfüllen, das heißt: er kann nicht im Geist seines Landes und

*) Vergl. die angeführten Worte Napoleons S. 273.

Volks handeln, wenn er jemals die Staaten des Rheinbundes durch eine fremde Macht angreifen lassen könnte, ohne ihnen zu Hülfe zu eilen; und eben so wenig würde er seine Pflicht erfüllen, wenn er nicht jeden einzelnen Bundesfürsten gegen einen Mitbundesfürsten vertheidigte. Denn im ersten Fall gäbe der Monarch Frankreichs das Bollwerk seines Landes hin, „die Thüre seines Hauses;" Im zweiten aber: wenn Ein großer Bundesfürst einen andern ungerecht verschlänge: würde er nicht den Reitz fühlen, auch noch den dritten zu bezwingen und den vierten? Und wo würde er endigen? Daher ist die Beschützung der deutschen Bundesstaaten für alle Zukunft natürliche Politik Frankreichs, von welcher sich kein Regent entfernen wird, welcher den Geist seines Staats zu begreifen vermag.

Weniger einleuchtend aber dürfte die Aeusserung des Recensenten seyn, wiewol sie jetzo allgemein zu werden scheint und noch allgemeiner werden dürfte: daß nämlich die Dauer des riesenhaften Bundes nur durch wesentliche Vortheile aller Verbündeten garantirt werden könne. Es kommt freilich darauf an, was man für den Vortheil Aller hält! Wenn bloß Ruhe und Frieden oder Nicht-Krieg der wesentliche Vortheil Aller wäre, so mag die Behauptung wahr seyn; wenn aber Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Gleichheit der Staaten in Rechten und Pflichten darunter verstanden wird (und da die Bemerkung gegen uns gemacht ist, so müssen wir sie in diesem Sinn nehmen): so könnte man vielleicht grade das Gegentheil behaupten: daß der Bund nur so lange dauern werde, als Ein Staat in unwiderstehlicher Uebermacht dastehe, im Stande

jeden zu zwingen, der ſich des Gehorchens weigern möchte? Sind nicht alle Bündniſſe der Vergangenheit untergegangen? Haben ſich nicht alle in ſich ſelbſt aufgelöſet? Und laſſen ſich nicht Verbindungen genug anführen, bei welchen die Verbündeten alleſammt unleugbare Vortheile hatten? Sollen wir an die Staatenbünde des Alterthums erinnern, als noch der Republicanismus in jedem Gliede des Bundes mehr Bundesſinn erhielt, weil die Gleichheit der Bürger im Staat eher gleiche Vortheile im Bunde gönnte? Verlohren ſie nicht ihr Leben in ſich ſelbſt, ohne gewaltſame Erſchütterungen von auſſen? Und doch waren die Staaten meiſtens nur Staaten Eines Volks! So auch die Lombarden; die Schweizer; die Niederländer! Was iſt aber geworden aus den vielfältigen gröſseren Allianzen des neueren Europa? Es liegt in der Natur

der Sache, daß bei fortbestehender Absonderung jeder nur sein eigenes Wohl will, und besorgt ist, daß der andere zu viel bekommt. Ein Bund ist, wie alles Recht, eine äussere Einheit, keine innere. Darum ist für eine solche Einheit überall, wo sie bestehen soll, ein Zwang nöthig, der jeden, welcher sie verletzt, in seine Gränzen zurücktreibt. Wo der Zwang nicht zu fürchten ist, da wird ein jeder Anspruch auf Alles machen, welches er sich nur aneignen kann, gleichviel ob es dem Andern Schaden bringt oder nicht. Wenn sich eine Anzahl von Individuen zu einer Rechtsgesellschaft verbunden, und, etwa weil alle Glieder sich gestehen mußten, sie hätten durch die Verbindung erreicht, was erreicht werden kann, keine zwingende Gewalt eingeführt hätte: ist wol zu glauben, daß diese Rechtsgesellschaft lange bestehen würde? Freilich, wenn die Menschen nichts als

Vernunft wären, so würde sich ein jeder mit dem Vortheil begnügen, welchen die andern ihm freiwillig eingeräumt hätten; aber sie sind noch etwas mehr, und schreiten nicht gleich fort in der Cultur; auch werden die Verhältnisse mit der Zeit anders. Wenn wir daher auch annehmen, daß sie eine Zeitlang recht gut neben einander lebten, würde das auch geschehen, wenn irgend eine Veränderung durch Zufall vorginge? Schon allein die Besorgniß eines jeden, daß Einer oder der Andere es nicht redlich meinen möge, würde ihn aufregen zum Aufpassen; dann würde er bald Verletzungen sehen, und darum sich zu Verletzungen gereizt fühlen. Darum ist das Bestehen des Rechts nicht möglich, ausgenommen im Staate, wo es durch Zwang erhalten werden kann. Dasselbe gilt von einer größern Rechtsgesellschaft, oder von einem Staatenbunde,

und um so mehr, je weniger ein Staat einem Individuum gleich ist. Auch hier ist nothwendig ein Zwang nöthig. Aber woher soll dieser kommen? Etwa aus allen Staaten, die sich verbünden, gemeinsam, so wie der Zwang im Staat aus den Bürgern? Vielleicht wäre eine solche Zwangsanstalt einzurichten, wenn man voraussetzte, die Staaten seyen bei ihrer Verbindung in gleicher Macht und Würde gewesen. Wir lassen das unausgemacht: gewiß aber ist, daß wenn ein Staatenbund durch einen übermächtigen Staat veranlaßt wird, dieser den Zwang nicht aus den Händen geben kann, ohne aus seiner Natur herauszugehen, oder sich selbst aufzugeben. Er selbst wird ihn üben wollen, d. h. er wird immer der übermächtige Staat bleiben wollen. — Die Anwendung dieser Ansicht auf Frankreich und die verbündeten Staaten ist so

leicht gemacht, daß kein Wort darüber hinzugesetzt werden darf, und noch weniger in Rücksicht auf Frankreich und den Rheinbund. —

Das also ist es, welches in dieser kleinen Schrift hat versucht werden sollen: eine Berechnung der Zukunft unsers Vaterlands nach Gesetz und Regel, und darum nicht achtend die Eigenthümlichkeiten unserer Zeit, ausschliessend alle möglichen Zufälligkeiten. Daß dieser Versuch hätte weiter getrieben werden können, daß Vieles zur Seite liegen gelassen, daß Anderes herbeigezogen ist, welches nicht aus der Voraussetzung folgt — das wissen wir und hoffen, daß es nur der tadeln wird, welcher sich nicht besinnt. Vielleicht aber dürfte Mancher fragen: wozu eine solche Berechnung solle? welchem Werth sie habe? und sich nicht mit der Antwort, die oben im

Allgemeinen gegeben wurde: daß wir denkende Menschen sind, begnügen wollen: er dürfte wol gar glauben, daß es besser sey, die Zukunft unter dem Schleier ruhen zu lassen, durch welchen sie unserm Blick entzogen ist. Dieser Meinung ist freilich der Recensent nicht, aber er fügt doch hinzu: „Diese Art politischer Prophezeihung (welche in den Briefen nach Regeln der Wahrscheinlichkeit, hergenommen aus der menschlichen Natur und dem Wesen des Staats, versucht ist) würde indessen nur geringen Werth haben, wenn sie nicht Resultate gäbe, welche die Fürsten und Völker belehren können, was sie jetzt und in Zukunft thun sollen und müssen. Hier aber treffen die von unsern beiden Staatsmännern hart getadelten Publicisten mit ihnen in Einem Punct zusammen, indem auch ihr Augenmerk darauf gerichtet ist, daß jetzt und in Zukunft aus der Bundes-

urkunde nichts gemacht werde, was den ewigen Gesetzen des Rechts und der Wahrheit entgegen ist. Ein neues Staatsgebäude aufführen, auf einem unvollendeten und schwankenden Fundamente, ist freilich immer zweckwidrig. Aber sind denn Bauriſſe die Gebäude selbst? und sollten nicht die politischen und juristischen Staatsmänner sich gegenseitig ihre Träume gönnen? Auch diese gehen ja von der Hypothese aus, daß die Bundesacte, wie sie da ist, zu Recht erwächse: man erlaube ihnen doch, in diesem Zwischenzustande, „wo Alles schwankt und zittert," an dem Altare, dessen Priester sie sind, das heilige Feuer der Gerechtigkeit zu bewahren! Möchten nur Alle um dieſen Altar sich vereinigen; keiner durch Ehrgeiz oder Eigennutz sich verleiten lassen, falschen Göttern zu opfern!"

Hier ſcheint uns ein Misverſtand obzuwalten, und faſt einige Verwirrung. Der Anfang dieſer Stelle iſt ganz richtig: Fürſten und Völker müſſen aus ſolchen Berechnungen einige Belehrung ſchöpfen können. Und gewiß: bei Bekanntmachung dieſer Schrift iſt es uns nicht darum zu thun geweſen, der Welt eine Meinung mehr zu zeigen; nicht darum zu thun geweſen, eine Anſicht aufzuſtellen, bloß damit ſie gezeigt werde, ſondern wir hatten einen ganz andern Grund. Wir wollen es geſtehen: es war uns ſehr ſchmerzlich, zu bemerken, daß unter Deutſchlands vielen Schriftſtellern auch nicht Einer gefunden ward, der den Untergang des alten Vaterland's bejammert hätte; nicht Einer, der ſich erinnert hätte des vielen Guten und Vortrefflichen, welches in Deutſchland gekeimt, gewachſen, gediehen war; nicht Einer, der Eine

Beſorgniß geäuſſert hätte, wegen der ungewiſſen Zukunft. Wenigſtens wäre ſeine Stimme verhallt in der Ferne; wir haben keine Klage gehört! Eine dumpfe Stille herrſchte überall; ſie, die nie geſchwiegen hatten, lieſſen keinen Laut hören; ſie, die keinen Stein fallen geſehen, ohne die Urſachen weitläuftig aufzuſuchen, und die Folgen ängſtlich zu überlegen, ſchienen die ungeheuere Zertrümmerung gar nicht zu bemerken. Das Gewaltigſte, was Deutſchland betroffen hat ſchienen ſie nicht zu achten; uneingedenk des Ruhms unſerer Vorfahren, vergeſſend des Schickſals unſerer Kinder, ſahen ſie zerſtören und bauen, vergehen und werden, und weder zurück zu denken noch voraus. Aber wie viele lieſſen ſich vernehmen, der Welt zu ſagen, wie der Zuſtand der Dinge jetzo ſey? Mit unausſprechlicher Gleichgültigkeit (ſo

schien es) sahen diese Allem zu, unbekümmert, was sey und werde, wenn sie nur sagen durften, daß es werde und sey? Andere sangen fast höhnische Triumphlieder über dem Sarge des alten Vaterlandes, schmäheten auf die vergangene Zeit, und geriethen in Entzückung über das Glück der Zukunft. Deutschland, unglückliche Mutter, Du hattest ja so viele Kinder geboren, und gepflegt mit Zärtlichkeit und Liebe: wo waren denn deine Söhne? Sie hatten dich nicht geschützt, weinte auch keiner um dich? War in Aller Brust die Erinnerung erstorben an deine Schöne? Kannte nicht Einer deine Geschichte? Lebtest du, in deinem alten Glanz, in deiner Kraft, nicht wenigstens in der Brust derer, die deinen Herzen so nahe lagen? und wuchs nicht in ihnen die Liebe zu dir, als sie die Kälte bemerkten in den entfernten Gliedern? War keiner,

der dich noch ganz in ſich bewahrte, als du immer ſchwächer und kleiner wardſt? Standeſt du da verwaiſet, verlaſſen, ohne Kinder, umarmend deine Kinder? — Ach nein! man war nur betäubt, und ſtarrte dumpf hin auf die Trümmer. Angſtvoll ſtand man neben einander, flüſterte ſich leiſe Worte der Beſorgniß, des Jammers in die Ohren; und die Furcht hatte ſich Aller Gemüther bemächtigt. Schmerz über das Schreiben von der einen Seite, Schmerz über das Schweigen von der andern, durchdrang uns. Wir wollten das Schweigen brechen. Es kam uns vor, daß wir den vollkommenſten Preßzwang verdienen würden, wenn wir die Preßfreiheit, die uns noch keiner genommen hatte, nicht zu gebrauchen wagten. Es ſchien uns, daß wir ſie verlieren müßten, dieſe Freiheit, auch ohne Unterdrückung von oben herab,

wenn wir, aus Furcht, ſie nicht üben zu dürfen, ſie wirklich nicht übten, und alles Urtheil über die Ereigniſſe der Zeit unterdrückten, falls es nicht zuſammenzufallen ſchien mit den Ereigniſſen, wenn wir keine Klage, keine Beſorgniß laut werden zu laſſen Muth genug hätten, ſondern nur immer erzählten, was geſchehe, und höchſtens prieſen, wie herrlich das ſey. Wir hielten es aber für ein großes Unglück, wenn die Deutſchen auch noch dieſes Gut: öffentlich zu ſagen, was ſie im Innerſten für wahr halten, verlieren ſollten. Wenn uns nicht einmal das Recht übrig bliebe, auszuſprechen, was wir leiden: Welcher Troſt bliebe uns dann? Wie dürften wir hoffen, unſern Jammer und unſere Noth vor den Thron unſerer Fürſten zu bringen. Wie ſollte unſern Kindern ein Gefühl bleiben für das gemeinſame Vaterland; wenn wir es in

gänzlich uns unterdrückten und erstickten! In Zeiten, wie die unsrigen, schien uns selbst viel an den Worten zu liegen, die wir sonst nicht lieben. Darum wollten wir etwas versuchen, um Einen und den Andern zur Besinnung zu bringen; hier das Schreiben zu wehren, dort das Schweigen zu brechen; an Vergangenheit und Zukunft erinnern! Und was hatten wir zu fürchten? Wir waren uns der besten Absicht bewußt; das Vaterland, welches Fürsten und Volk gemeinsam ist, lag uns am Herzen; wir wollten reden nach Einsicht und Ueberzeugung, mit Ernst und Würde, ohne Frivolität, Verdrehung, Verläumdung, ohne Ehrgeiz, oder Haß, ohne Vorliebe oder Absicht auf persönliche Vortheile. Wir standen frei da, waren persönlich durch die Umwälzung der Dinge weder beleidigt noch begünstigt, weder gestiegen noch gefallen; aller Wahrscheinlich-

keit nach hatten wir auch in unſerer perſönlichen Lage keine Veränderung zu hoffen oder zu fürchten. Unabhängig vom Gewirr der Zeit ſtanden wir da: Sollten wir nicht vertrauen dürfen auf die Größe, Güte und Wahrheitsliebe der Fürſten und Regenten unſerer Zeit? Sollte in unſerer Zeit Freimüthigkeit, mit Vorſicht und Gehorſam, ſtrafbar ſeyn? Sollte ſelbſt ein Irthum, wenn er unſerer Ueberzeugung iſt, in guter Abſicht nicht geſagt werden dürfen? Die Aufnahme, die unſere kleine Schrift gefunden hat, zeigt, daß wir uns nicht geirrt haben. Ihre ganze Tendenz iſt keine andere, als etwas dazu beizutragen, daß das Reſultat, welches ſie aufſtellt oder andeutet, unmöglich gemacht werde; keine andere, als, mit gegebenen Farben nach Regel und Geſetz ein Bild der Zukunft unſers Vaterlandes zu zeichnen, damit Fürſten und Volk, abhold dieſem Bilde

und bange vor deſſen Realiſirung, gemeinſam Hand anlegen, um zu verhüten, daß es niemals wirklich werde Unſer höchſter Wunſch iſt kein Anderer als daß die Zukunft finden möge, die hier gegebene Anſicht ſey durchaus falſch, und wir ſind ſchon jetzo überzeugt, daß ſie dieſes finden werde. Aber zuverläſſig würde das nicht geſchehen können, wenn unſere Fürſten und Wir fortgingen in dem Sinn, welcher in dieſer Schrift vorausgeſetzt wird. Was, nach unſerer Ueberzeugung, zu thun ſey, um das Unglück, welches hereindrohet, abzuwenden — Das wurde nur angedeutet, nicht ausgeführt Der Weisheit der Fürſten, den Verſtändigen des Volks, ſollte nicht vorgegriffen werden. Auch fehlt es dem Privatmann für beſtimmte Angaben an der nöthigen Kenntniß und Ueberſicht Aller Verhältniſſe; darum iſt er gezwungen, ſich im Allge-

meinen zu halten, das Was anzudeuten, und das Wie Denen zu überlaſſen, die auf der Höhe ſtehen. Aber „treffen unſre beiden Staatsmänner hier mit den hart getadelten Publiciſten in Einem Puncte zuſammen?“ Schwerlich! Es verſteht ſich: nur von den Publiciſten iſt die Rede, welche ſich bisher über den Rheinbund haben vernehmen laſſen, beſonders aber von denen, die es unternommen haben, ſchon das Staatsrecht des Rheinbundes aufzuſtellen. Dieſe gehen allerdings, wie „unſere beiden Staatsmänner,“ von der Bundesurkunde aus; aber durchaus auf eine andere Weiſe, durchaus in einer andern Abſicht. Sie ſetzen die Urkunde als gewiß und bleibend, und das Staatsrecht begründend; und lehren daher ein Staatsrecht, welches ſie aus der Urkunde, (und was damit zuſammenhängt), folgern.

Es ist eine doctrinelle Bearbeitung der Urkunde, was sie geben; eine Anwendung der Verhältnisse des allgemeinen Staatsrechts auf die Grundsätze und Aussprüche der Urkunde. Nicht Bauriſſe sind es, die sie liefern: diese gehen dem Gebäude vorauf; und wie könnte ein Anderer als der Bauherr selbst sie entwerfen? — sondern es sind Nachzeichnungen eines Gebäudes, welches sie schon erblicken, freilich unvollkommene Nachzeichnungen, weil erst Stender und Sparren daſtehen, ohne Bekleidung und Verzierung. So wie diese zu dem Gebäude selbst hinzukommen, so werden sie nicht verfehlen, auch Nachträge zu ihrer Zeichnung zu liefern. Oder hätten sie angenommen: das Ganze könne, vor seiner Vollendung, zusammenstürzen? wozu sollte denn die doctrinelle Bearbeitung? Für die Nachwelt ist durch die

Urkunde selbst gesorgt! — Wie anders „unsere beiden Staatsmänner!" Wohl nehmen sie an, daß die Urkunde bleiben, und für die Zukunft als Quelle des Rechts gelten werde, aber sie thun das nur Bedingungsweise, um zu zeigen, wozu sie alsdann führen werde, welch' einen Zustand in rechtlicher Rücksicht durch sie begründet werden müsse. Und sie thun das in der Absicht, um, soviel an ihnen ist, dazu beizutragen, daß die Urkunde, so wie sie da ist, in dieser Allgemeinheit, Unbestimmtheit, Vieldeutigkeit, nicht Quelle des Rechts werden möge; daß sie nicht etwa ausgefüllt und ergänzt, sondern daß die Principien, die in ihr zu liegen scheinen, geändert werden oder einen festen Sinn erhalten mögen, verschieden von dem, welchen sie zu haben scheinen und haben können; sie arbeiten also allen

den neuen Staatsrechtslehren gerade entgegen. Das Bild der Zukunft ist deswegen angedeutet, damit es niemals der Wirklichkeit entsprechen möge. Oder wäre das etwa auch die Tendenz der Publicisten? Gewiß nicht! — Aber, sagt der Recensent, die Publicisten richten darauf ihr Augenmerk, daß jetzt und in Zukunft nichts aus der Urkunde gemacht werde, welches den ewigen Gesetzen des Rechts und der Wahrheit entgegen ist. So? Wir hoffen, die Publicisten werden einen festen Begriff vom Recht haben, von welchem hier nur allein geredet werden kann. Ist nicht das Alles über welches mehrere Eins geworden sind, Recht zwischen diesen? Ist nicht jede Uebereinkunft vernünftig freier Wesen Recht? (Es versteht sich, daß nicht vom Recht im Staate gesprochen wird). Wenn daher die Urkunde bleibt,

ſo iſt ſie Recht, und wir können nur ſagen, was in ihr ſteht, was durch ſie beſtimmt, d. h. Recht iſt. Wie aber eine Uebereinkunft, dem urſprünglichen Sinn nach, zu erklären ſey, das kann ein Dritter nicht wiſſen. Die Urkunde des Rheinbundes wird, wenn ſie bleibt, wie ſie iſt, von den Fürſten erklärt werden; und dieſe werden ſich wenig um die Meinung der Publiciſten bekümmern, wenn ſie nicht etwa mit der ihrigen zuſammenfällt.

Im Uebrigen gönnen wir den juriſtiſchen Staatsmännern gern ihre Träume, und geben allem ihren Thun und Treiben gern unſern Beifall, wenn ſie uns nur überzeugen, daß irgend etwas Heilbringendes für das gemeinſame Vaterland daraus erwachſen könne. Und deßwegen ſtimmen wir von ganzem Herzen in den

Wunsch des Recensenten, de
wir in tiefster Seele fühlen
Beziehung auf uns ausgesp
„daß doch Alle sich vereinige
den Altar der Gerechtigkeit
keiner sich verleiten lassen mö
Göttern zu opfern, aus Ei
Ehrgeiz!"

Jena, gedruckt bei Göp

DD 199 .L8 C.1
Ansichten des Rheinbundes :
Stanford University Libraries
3 6105 041 010 633

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004